ola,
erung
von
lans.

D.V.

= Emile Zola's

Die Rougon-Macquart

4. Bd.

Die
Eroberung von Plassans
(La conquête de Plassans)

Roman

von

Emile Zola.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Oscar Schwarz.

Budapest.
Gustav Grimm's
Verlag.

I.

Desirée klatschte in die Hände. Sie war ein Kind von vierzehn Jahren, stark für ihr Alter, und hatte das Lachen eines kleinen Mädchens von fünf Jahren.

— Mama, Mama! rief sie; sieh' doch meine Puppe!

Sie hatte ihre Mutter um ein Stück altes Zeug gebeten und etwa seit einer Viertelstunde sich damit beschäftigt, eine Puppe zu machen. Martha hob die Augen von dem Strumpfe, welchen sie sorgsam, mit der Sauberkeit, die sie auf Stickarbeiten verwendete, stopfte. Sie lächelte Desirée an.

— Das ist ein Püppchen! da, nimm! sprach sie. Gewiß, mach' Dir eine Puppe! Du weißt doch, sie muß einen Rock haben, wie eine Dame!

Sie gab ihr ein Stückchen Kattun, das sie auf ihrem Nähtische fand; dann nahm sie wieder ihre Stopfarbeit vor, die sie mit derselben Sorgfalt vollendete, mit welcher sie sie angefangen hatte. Sie saßen beide an dem einen Ende der schmalen Terrasse, die Tochter auf einem Sesselchen zu Füßen der Mutter. Die untergehende Sonne, eine noch warme Septembersonne, badete sie mit einem ruhigen Lichte; vor ihnen schimmerte, in einem schon grauen Schatten, der Garten. Kein Geräusch drang aus diesem einsamen Winkel der Stadt in die Außenwelt.

Zehn lange Minuten etwa arbeiteten die beiden Personen in tiefem Schweigen. Desirée gab sich unendliche Mühe, ihrer Puppe

ein Kleid zu machen. Martha richtete den Kopf in die Höhe und schaute auf das Kind mit einer von Trauer gemischten Zärtlichkeit. Da sie die Verlegenheit des Kindes sah, sprach sie:

— Warte, Kind! ich will ihr die Ärmel machen. Gieb her!

Sie nahm die Puppe, als zwei große Jungen von siebzehn und achtzehn Jahren den Treppenflur herabgerannt kamen. Sie kamen auf Martha zu und küßten sie.

— Schilt nicht auf uns, Mama! rief Octave lustig; ich habe Serge zur Musik verführt . . . Es waren so viele Leute auf dem Corso*) Sauraire.

— Ich habe geglaubt, ihr seiet in der Schule zurückgehalten, sprach die Mutter leise. Sonst würde ich mich geängstigt haben.

Aber Desirée hatte sich, ohne weiter an die Puppe zu denken, Serge an den Hals geworfen mit dem Rufe:

— Ich habe einen Vogel . . . . der ist fortgeflogen . . . der blaue . . . der, den Du mir geschenkt hast . . .

Sie bezeigte große Lust, zu weinen. Die Mutter, welche diesen Kummer vergessen geglaubt hatte, zeigte ihr vergeblich die Puppe. Sie hielt den Arm ihres Bruders fest und rief in einemfort ihn nach dem Garten zerrend: Komm und sieh!

Serge folgte ihr mit willfähriger Sanftmut und suchte sie zu trösten. Sie führte ihn an ein kleines Treibhaus, vor welchem ein auf ein Fuß gestellter Käfig stand. Dort setzte sie ihm auseinander, daß der Vogel in dem Augenblick davongeflogen sei, als sie die Thür geöffnet hatte, um ihn am Streite mit einem andern zu hindern.

— Na aber! Das ist doch nicht zu verwundern! rief Octave, der sich auf die Treppe der Terrasse gesetzt hatte; sie muß die Tierchen ja in einemfort in den Fingern haben! bald sieht sie nach, wie sie gemacht sind, bald was sie in der Kehle haben, was einen zum Singen hilft . . . Gestern hat sie die Tiere einen ganzen Nachmittag in den Taschen herumgeschleppt, damit es ihnen recht hübsch warm sei . . .

---

*) In den südfranzösischen Städten eine um die Stadt laufende Promenade

— Octave! rief Martha in vorwurfsvollem Tone — quäle sie doch nicht, das arme Kind!

Desirée hatte nichts gehört. Sie erzählte Serge mit Weitläufigkeit, auf welche Weise der Vogel davongeflogen sei, über den großen Birnbaum des Herrn Rastoil hinweg nach den großen Bäumen in der Unterpräfektur; und dabei traten ihr die hellen Thränen in die Augen.

— Er wird schon wiederkommen, wagte Serge sie zu trösten.

— Meinst Du? . . . Ich habe Lust, die anderen in eine Schachtel zu thun und den Käfig die ganze Nacht hindurch offen stehen zu lassen.

Octave konnte sich des Lachens nicht enthalten. Aber Martha rief Desirée zu sich.

— Komme doch her! Da sieh!

Sie reichte ihr die Puppe. Die Puppe war prächtig; sie hatte ein grobes Kleid, einen aus einem Stopfball gebildeten Kopf und Arme aus einer an die Schultern genähten Stahlleiste. Desirées Gesicht war von einer plötzlichen Freude überstrahlt. Sie setzte sich wieder auf das Sesselchen, dachte nicht mehr an den Vogel, bückte sich über die Puppe, schaukelte sie in der Hand mit einer kindlichen Munterkeit.

Serge hatte sich an seinen Bruder gelehnt. Martha hatte ihren Strickstrumpf wieder zur Hand genommen.

— Nun! fragte sie; die Musik hat gespielt?

— Sie spielt alle Freitage, erwiderte Octave. Du thust unrecht Mama, nicht hinzukommen. Die ganze Stadt ist da, die Fräuleins Rastoil, die Frau de Condamin, Herr Paloque, die Frau und die Tochter des Maire . . . Warum kamst Du nicht?

Martha hob die Augen nicht auf. Sie flüsterte, einen fertigen Strumpf beiseite legend:

— Ihr wißt doch Kinder, daß ich nicht gern ausgehe. Ich fühle mich hier so ruhig. Es muß auch jemand bei Desirée bleiben!

Octave öffnete die Lippen, aber er sah seine Schwester an und schwieg. Er blieb, leise pfeifend, stehen, die Augen auf die Bäume

der Präfektur gerichtet, aus denen ein lautes Gezirp von Sperlingen schallte, und die Birnbäume des Herrn Rastoil musternd, hinter denen die Sonne niedersank. Serge hatte ein Buch aus seiner Tasche gezogen und las aufmerksam. Eine tiefe Stille trat ein, die von einer stummen Zärtlichkeit getragen war, während das freundliche gelbe Licht langsam auf der Terrasse verblaßte. Martha, deren Blick auf ihren drei Kindern ruhte, vollendete inmitten dieses abendlichen Friedens ihre saubere Handarbeit.

— Heute kommt wohl alles spät? begann sie nach einem Augenblicke wieder das Gespräch. Es ist fast zehn Uhr und der Vater kommt nicht nach Hause ... Ich glaube, er ist nach Tulettes hinübergegangen.

— Na! meinte Octave ... Dann brauchen wir uns freilich nicht zu verwundern ... Die Bauern in Tunelles lassen ihn nicht los, wenn sie ihn einmal haben. Will er Wein kaufen?

— Ich weiß es nicht, antwortete Martha, ihr wißt ja, er redet nicht gern von seinen Geschäften.

Ein neues Schweigen trat ein. In der Eßstube, deren Fenster nach der Terrasse zu weit offen stand, deckte die alte Rose seit einem Augenblick den Tisch, mit dem Geschirr und dem Silberzeug ein lautes Geklapper verursachend. Sie schien bei sehr schlechter Laune, stieß an die Möbel an und brummte abgerissene Worte vor sich hin. Dann stellte sie sich an der, nach der Gasse führenden Thüre auf, reckte den Hals und blickte weithin über den Präfekturplatz. Nach einigen Minuten des Wartens kam sie auf die Gartenrampe und rief hinunter:

— Kommt denn Herr Mouret nicht zum Essen?

— Ja doch, Rose; warte nur ein wenig! gab Martha friedfertig zur Antwort.

— Es verbrennt ja alles. Darin liegt doch kein Verstand. Wenn der Herr dergleichen Spaziergänge unternimmt, so sollte er es uns doch vorher sagen ... Mir ist's schließlich ganz gleichgültig. Das Essen wird halt nicht zu genießen sein.

— Meinst Du, Rosa? fragte eine ruhige Stimme hinter ihr. Wir wollen uns sogleich darüber hermachen, über Dein Essen.

Mouret war es, welcher nach Hause kehrte. Rosa drehte sich um, schaute ihrem Herrn ins Gesicht, als stände sie im Begriffe, loszupoltern. Aber vor der unentwegten Ruhe dieses Antlitzes, über welches ein Anflug von der den Kleinbürger kennzeichnenden Lust zu schlechten Witzen flog, verstummte sie und räumte das Feld. Mouret ging auf die Terrasse hinab, auf welcher er umherstampfte, ohne sich zu setzen. Er begnügte sich damit, Desirée, die ihm zulächelte, einen Klaps auf die Wange zu geben; Martha hatte aufgeblickt, und nachdem sie ihren Mann angeblickt hatte, sich ihrer Arbeit entledigt, indem sie dieselbe auf ihren Nähtisch zusammenlegte.

— Sie sind nicht müde, Vater? fragte Octave, mit einem Blick auf die weißbestäubten Schuhe desselben.

— O ja, ein bischen, erwiderte Mouret, ohne weiter über den weiten Weg zu sprechen, den er zu Fuße gemacht hatte.

Aber er sah sich im Garten um, und seine Augen fielen auf eine Hacke und einen Rechen, welche die Kinder dort vergessen haben mochten.

— Warum bringt man denn die Geräte nicht wieder herein? rief er. Ich habe es doch hundertmal schon gesagt! Wenn's zu regnen anfinge, dann würden sie rosten.

Er stieg nach dem Garten hinab, die Hacke und den Rechen zu holen, die er sorgsam im Innern des kleinen Treibhauses barg. Auf die Terrasse zurücksteigend, ließ er die Augen durch alle Winkel und Gänge schweifen, um zu sehen, ob alles in der rechten Ordnung sei.

— Du lernst Deine Aufgaben? fragte er, an Serge vorübergehend, welcher das Buch nicht beiseite gelegt hatte.

— Nein, Vater! antwortete der Junge. Es ist ein Buch, welches der Abbé Bourrette mir geliehen hat: der Missionsbericht aus China.

Mouret stellte sich vor seine Frau.

— Sage mal! begann er; ist niemand gekommen?

— Nein, niemand, lieber Freund! antwortete Martha mit überraschter Miene.

Er wollte weiter sprechen, aber er schien sich anders zu besinnen. Er stampfte noch eine Weile auf und ab, ohne etwas zu reden; dann schritt er auf die Treppe zu.

— Nun, Rosa, wie steht's denn mit dem verbrannten Essen?

— Nun, ja doch! rief die zornige Stimme der Köchin vom Korridor herüber; jetzt ist nichts mehr fertig. Alles ist kalt. Sie müssen eben warten, Herr!

Mouret lächelte still vor sich hin und blinzelte mit den Augen, seine Frau und die Kinder ansehend. Rosa's Zorn schien ihm Spaß zu machen. Er vertiefte sich hierauf in den Anblick der Obstbäume seines Nachbars.

— Es ist sonderbar, flüsterte er; Herr Rastoil hat prächtige Birnen in diesem Jahr.

Martha, die seit einer Weile Unruhe zeigte, schien eine Frage auf den Lippen zu haben. Sie kam endlich zu einem Entschlusse und fragte schüchtern:

— Erwartest Du denn heute jemand, lieber Freund?

— Ja und nein! antwortete er, seine Kreuz- und Querpromenade wieder aufnehmend.

— Du hast wohl den zweiten Stock vermietet?

— Ja, wirklich! ich hab' ihn vermietet . . .

Und als ein lästiges Stillschweigen eintrat, fuhr er mit seiner freundlichen Stimme fort:

— Heute morgen, ehe ich nach Tulettes ging, hab' ich beim Abbé Bourrette vorgesprochen; er hat's sehr eilig gehabt, und — meiner Treu! ich habe eingeschlagen . . . . Ich weiß wohl, daß es Dir nicht recht ist. Allein, denke doch ein bischen nach: Du bist wirklich nicht verständig, meine Liebe. Dieser zweite Stock hat uns zu nichts genützt; es ist ja bloß verfallen. Das Obst das wir in den Kammern getrocknet haben, hat eine Feuchtigkeit dort unterhalten, daß alle Tapeten aufgeweicht sind . . . . Da ich gerade daran denke, so vergiß nicht, morgen das Obst fortschaffen zu lassen. Unser Mieter kann in jedem Augenblick zur Stelle sein.

— Wir waren doch so gut daran, so ungeniert — allein in unserm Hause! wagte Martha mit halblauter Stimme einzureden.

— Bah! machte Mouret; ein Priester ist doch nicht sehr hinderlich. Er wird mit uns, und wir werden mit ihm leben. Diese Schwarzröcke verstecken sich, um ein Glas Wasser zu schlucken! . . . Du weißt ja, wie sehr ich sie liebe, Tagediebe zum weitaus größten Teile . . . Nun! was mich auch bestimmt hat zu vermieten, war gerade der Umstand, daß ich einen Priester gefunden habe. Bei ihnen braucht man wegen des Geldes keine Sorge zu haben — und hört auch kaum, daß sie den Schlüssel ins Schloß schieben . . . .

Martha konnte sich nicht trösten. Sie blickte um sich, betrachtete das glückliche im letzten Sonnenstrahle glänzende Haus, den von dichteren Schatten bedeckten Garten; sie betrachtete ihre Kinder, ihr in diesem einzeln Winkel eingeschlossenes Glück.

— Und weißt Du, was für ein Priester es ist? fragte sie.

— Nein! aber der Abbé Bourrette hat in seinem Namen gemietet, und das genügt. Der Abbé Bourrette ist ein wackrer Mann. Ich weiß, daß unser Mieter Faujas heißt, Abbé Faujas, und daß er aus der Diöcese Besançon kommt. Er wird sich mit seinem Pfarrer nicht vertragen haben: man hat ihn hier zum Vikar ernannt, an der Kirche Saint-Saturnin. Vielleicht ist er unserm Bischof bekannt, dem Monseigneur Rousselot. Schließlich sind das nicht unsere Angelegenheiten, Du verstehst doch . . . . Ich verlasse mich in dieser Hinsicht ganz und gar auf den Abbé Bourrette.

Martha indessen fand keine Beruhigung. Sie hielt ihrem Manne Stand; was bei ihr selten vorkam.

— Du hast recht, sprach sie nach einem kurzen Schweigen; der Abbé ist ein würdiger Mann. Nur besinne ich mich, daß, als er kam, um die Wohnung zu sehen, er zu mir gesagt hat, daß er die Person, in deren Auftrag er miete, nicht kenne. Er ist einer von jenen Aufträgen, wie Priester untereinander sich geben, von einer Stadt zur andern . . . Es scheint mir, du hättest nach Besançon schreiben, Dich unterrichten sollen, um doch zu wissen, wen Du in Dein Haus aufnimmst.

Mouret mochte sich nicht ärgern. Er zeigte sein schelmisches Lächeln.

— Ein Teufel wird er doch nicht sein! Du zitterst ja am ganzen Leibe, Martha! Daß Du so abergläubisch seiest, habe ich nicht gedacht. Du glaubst doch wenigstens nicht, daß Pfaffen Unglück bringen, wie's im Volksmunde heißt? Glück bringen sie allerdings auch nicht! Sie sind halt Menschen, wie alle anderen Menschen ... Ach ja! Du wirst ja sehen, wenn dieser Pfaffe da sein wird, ob sein Schwarzkittel mich in Schrecken setzt!

— Nein! ich bin nicht abergläubisch, das weißt Du, sprach Martha leise. Mich bedrückt ein ernster Kummer; das ist das Ganze.

Er stellte sich vor ihr hin und fiel ihr mit einer plötzlichen Gebärde in die Rede:

— Es ist abgemacht; nicht wahr? sprach er. Ich habe vermietet; reden wir nicht mehr darüber! — Und mit dem scherzenden Ton eines Bürgers, der ein gutes Geschäft abgeschlossen zu haben meint, setzte er hinzu:

— Das Beste ist, ich habe für hundertundfünfzig Franks vermietet — die werden wir also jetzt mehr haben im Jahre als früher.

Martha hatte den Kopf gesenkt; sie erhob nur noch Einspruch durch ein unklares Schaukeln der Hände, wobei sie die Augen schloß, um die Thränen nicht hervortreten zu lassen, von denen ihre Lider geschwellt waren. Sie warf einen verstohlenen Blick auf ihre Kinder, die während der Auseinandersetzung, die sie mit dem Vater gehabt, so gethan hatten, als verständen sie nicht — sie waren jedenfalls gewöhnt an derartige Auftritte, in welchen Mourets spöttisches Temperament sich wohlfühlte.

— Wenn Sie jetzt essen wollen, so können Sie kommen, rief Rosa mit verdrossener Stimme, auf die Gartenrampe tretend.

— Recht so! Kinder! zum Essen! rief Mouret heiter, ohne jeden Anschein einer üblen Laune.

Die Familie stand auf. Und jetzt, als sie jedermann in Bewegung kommen sah, überkam Desirée wieder die Erinnerung an ihren Schmerz; sie warf sich ihrem Vater an den Hals und stammelte:

— Papa, ich habe einen Vogel ... der ist mir fortgeflogen ...

— Ein Vogel, mein Liebling? Wir wollen ihn wieder fangen! Und er streichelte sie und hätschelte sie. Aber auch er mußte mit ihr gehen und sich den Käfig ansehen. Als er das Kind zurückbrachte, standen Martha und die beiden Jungen bereits in der Eßstube. Die niedergehende Sonne drang durch das Fenster herein und blinkerte lustig auf den Porzellanschalen und Tellern. Das Zimmer war warm und lauschig, inmitten der grünen Umrahmung des Gartens.

Als Martha, beruhigt durch diesen Frieden, mit lächelnder Miene den Deckel von der Suppenschüssel hob, ward ein Geräusch auf dem Korridor vernehmlich. Rosa lief erschreckt herbei mit dem Rufe:

— Der Herr Abbé Faujas ist da!

II.

Mouret machte eine ärgerliche Gebärde. Er erwartete wirklich seinen Mieter frühestens erst am übernächsten Tage. Er erhob sich rasch, als der Abbé Faujas an der Thür, auf dem Korridor sichtbar wurde. Es war ein großer und kräftiger Mann, ein vierschrötiges Gesicht mit groben Zügen und erdfarbener Haut. Hinter ihm, in seinem Schatten, stand eine alte Frau, die ihm zum Erstaunen ähnlich sah, nur kleiner war und ein noch gröberes Aussehen hatte. Beim Anblicke des gedeckten Tisches machten sie beide eine Bewegung des Zauderns, Bedenkens; sie wichen ehrerbietig zurück, ohne sich zurückzuziehen. Die hohe schwarze Gestalt des Priesters stand im finstern Gegensatz zu der Fröhlichkeit der kalkgestrichenen Wand.

— Wir bitten um Verzeihung, daß wir Sie stören! sprach er zu Mouret. Wir kommen vom Herrn Abbé Bourrette — er hätte uns sagen sollen —

— Aber durchaus nicht! bitte, bitte, durchaus nicht! rief Mouret.

Der Abbé macht's niemals anders: er sieht immer so aus, als ob er geradewegs aus dem Paradiese käme. Heute Morgen noch, mein Herr, hat er mich versichert, daß Ihre Ankunft vor zwei Tagen nicht zu erwarten stände . . . Da verbleibt nichts übrig, als Sie unterzubringen.

Der Abbé Faujas entschuldigte sich. Er hatte eine ernste Stimme, die beim Phrasenfalle von großer Weichheit ward. Wirklich, er war trostlos, in einem solchen Augenblicke anzukommen. Als er sein Bedauern darüber ausgesprochen hatte, ohne Geschwätz, in einem Dutzend passend gewählter Worte, wendete er zu dem Packträger, der ihm seinen Koffer hergetragen hatte, um ihn zu entlohnen. Seine großen, wohlgeformten Hände langten aus einer Falte seiner Soutane eine Börse, von welcher man nur die Stahlringe sah; er suchte eine Weile mit der Spitze der Finger tastend, vorsichtig mit vorgebeugtem Kopfe. Dann, ohne daß man das Geldstück zu sehen bekommen hatte, entfernte sich der Kommissionär. Der Abbé begann wieder mit seiner höflichen Stimme:

— Ich bitte Sie recht sehr, mein Herr! setzen Sie sich wieder zu Tische. Ihre Magd mag uns die Wohnung zeigen. Sie wird mir wohl auch behilflich, das hier hinaufzuschaffen.

Er bückte sich schon, um den Koffer anzufassen. Es war ein kleiner Holzkoffer, an den Ecken und Rändern durch Blechbeschläge geschützt; auf der einen Seite schien er durch eine Tannenholzeinlage ausgebessert worden zu sein. Mouret blieb überrascht stehen und suchte mit den Augen nach dem andern Gepäck des Priesters. Aber er sah weiter nichts als einen großen Korb, welchen die alte Dame mit beiden Händen hartnäckig vor ihren Röcken hielt, trotz der Anstrengung, die es ihr zu machen schien. Unter dem ein wenig aufstehenden Deckel, zwischen Wäschestücken, guckte die Ecke eines schlecht in Papier gewickelten Kammes und der Hals einer schlecht verstöpselten Flasche vor.

— Nein, nein! lassen Sie das! sagte Mouret, den Koffer leicht mit dem Fuße beiseite schiebend. Er kann nicht schwer sein; Rosa wird ihn wohl ganz allein hinaufbringen!

Er war sich jedenfalls der heimlichen Mißachtung nicht bewußt,

welche aus seinen Worten herausklang. Die alte Dame starrte ihn an mit ihren schwarzen Augen. Dann kehrte sie in die Eßstube zurück, an den gedeckten Tisch, den sie musterte, seitdem sie eingetreten war. Sie ging von einem Gegenstand zum andern, während ihre Lippen sich aufeinander preßten. Sie hatte kein einziges Wort gesprochen. Inzwischen willigte der Abbé Faujas ein, den Koffer im Stiche zu lassen. In dem gelben Sonnenstaub, welcher durch die Gartenthür hineindrang, erschien seine fadenscheinige Soutane ganz rot; Stopfflecken waren an den Rändern sichtbar; sie war sehr sauber, aber so dünn, so ärmlich, daß Martha die bisher mit einer Art ängstlicher Zurückhaltung sitzen geblieben war, jetzt ebenfalls aufstand. Der Abbé, der nur einen flüchtigen Blick auf sie geworfen und sich sogleich zur Seite gedreht, sah jetzt, daß sie ihren Stuhl verließ, obwohl er sich den Anschein gab, sie gar nicht anzusehen.

— Ich bitte Sie, wiederholte er; lassen Sie sich nicht stören! wir würden untröstlich sein, Ihnen die Mahlzeit zu verderben.

— Nun gut denn! meinte Mouret, welcher hungrig war. Rosa wird Sie führen. Verlangen Sie von ihr alles, was Sie brauchen sollten . . . Richten Sie sich ein, richten Sie sich ein, ganz nach Ihrem Belieben!

Der Abbé Faujas lenkte bereits, nachdem er sich verneigt hatte, seine Schritte nach der Treppe, als Martha zu ihrem Manne trat und ihm ins Ohr flüsterte:

— Aber, lieber Freund! Du denkst wohl gar nicht an . . .

— Was denn? fragte er, als er sah, daß sie zögerte.

— An das Obst — Du weißt ja!

— Ach! Schockschwerenot! es ist ja wahr — es liegt Obst oben; rief er in verlegenem Tone. Und als der Abbé Faujas zurückkam und ihn fragend ansah, fuhr er fort: — Ich bin wirklich in recht großer Verlegenheit, mein Herr! Der Pater Bourrette ist ganz sicher ein sehr würdiger Herr, bloß ist es verdrießlich, daß Sie ihm Ihre Angelegenheit aufgetragen haben . . . Er hat nicht für zwei Heller Menschenverstand! Wenn wir's gewußt hätten, dann würden wir ja alles in Stand gesetzt haben! Sie verstehen, wir haben die

leeren Stuben benutzt. Oben auf den Dielen liegt unsere ganze Obsternte, Feigen, Äpfel, Wein . . .

Der Priester hörte ihn mit einer Überraschung an, welche seine große Höflichkeit nicht ganz zu verbergen vermochte.

— O! aber das wird nicht lange dauern! fuhr Bourrette fort: in zehn Minuten, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen zu warten, wird Rosa die für Sie bestimmten Zimmer ausgeräumt haben.

Eine lebhafte Unruhe trat auf das rotfarbige Gesicht des Abbés.

— Die Wohnung ist doch möbliert? nicht wahr? fragte er.

— Durchaus nicht — es ist kein Stück Möbel drin — wir haben sie niemals bewohnt.

Da verlor der Priester seine Ruhe. Ein Schimmer trat in seine grauen Augen. Mit einem verhaltenen Zorn rief er aus:

— Wie! Aber ich hatte doch ausdrücklich in meinem Briefe geschrieben, eine möblierte Wohnung zu mieten! Ich konnte doch wahrlich in meinem Koffer kein Mobiliar mitbringen!

— Na, ja! was hab' ich gesagt? rief Mouret in lauterem Tone, Dieser Bourrette ist ein ganz unwahrscheinlicher Mensch . . . Er ist hergekommen, mein Herr, und hat ganz gewiß die Äpfel gesehen, denn er hat sogar einen in der Hand gehalten und gesagt, daß er selten ein so schönes Obst gesehen habe. Er hat gemeint, daß ihm das alles sehr gut gefiele, daß es dem, was verlangt würde, entspräche, und daß er es daraufhin mieten wolle.

Der Abbé Faujas hörte seine Worte nicht mehr. Eine heftige Zornesröte färbte seine Wangen. Er drehte sich um, mit einer bestürzten Stimme stotternd:

— Mutter! hören Sie? es sind keine Möbel drinnen.

Die alte Dame hatte eben, in ihr dünnes schwarzes Shawltuch gezwängt, das Erdgeschoß mit kurzen verstohlenen Schritten durchmessen, ohne ihren Korb an die Erde zu stellen. Sie war vorgetreten bis an die Küche, hier hatte sie die vier Wände der Küche beaugenscheinigt, war dann auf die Rampe zurückgekehrt und hatte langsam, mit einem einzigen Blicke, Besitz von dem Garten genommen. Aber die Eßstube rief ihr besonderes Interesse wach; sie

blieb neuerdings stehen angesichts des gedeckten Tisches und schaute auf die dampfende Suppe, als ihr Sohn ihr zum zweiten Male zurief:

— Hören Sie wohl, Mutter? wir müssen ins Gasthaus gehen.

Sie erhob den Kopf, ohne zu antworten. Ihr ganzes Antlitz sprach deutlich die Weigerung aus, dieses Haus zu verlassen, dessen geringste Einzelheiten sie bereits kannte. Sie zuckte unmerklich die Achseln — ihre unsteten Augen wanderten von der Küche zum Garten und vom Garten nach der Eßstube.

Mouret indessen verlor die Geduld. Da er sah, daß weder die Mutter noch der Sohn Anstalt zu machen schienen, vom Platze zu weichen, so begann er wieder:

— Ja! Betten haben wir leider nicht . . . Es steht auf dem Speicher zwar ein Gurtbett, dessen sich im Notfalle die gnädige Frau bis morgen bedienen könnte . . . bloß ist mir nicht klar, wo der Herr Abbé schlafen sollte!

Da öffnete endlich Madame Faujas die Lippen; sie sagte mit einer kurzen Stimme, die einen etwas rauhen Klang hatte:

— Mein Sohn wird sich des Gurtbetts bedienen . . . Ich brauche nichts weiter, als eine Matratze auf der Erde, in einem Winkel.

Der Abbé billigte diese Anordnung durch ein Kopfnicken. Mouret wollte Verwahrung einlegen, auf etwas anderes sinnen; aber angesichts der zufriedenen Miene seiner neuen Mieter schwieg er und begnügte sich, einen Blick des Erstaunens mit seiner Frau zu wechseln.

— Morgen wird's ja hell werden, meinte er mit der ihm eigenen Spottsucht, da können Sie sich ja möblieren, wie Sie Lust haben. Rose wird das Obst hinausschaffen und die Betten herrichten. Wenn Sie einen Augenblick auf der Terrasse warten wollen . . . Jungens! bringt mal zwei Stühle!

Die Kinder waren seit dem Eintritt des Priesters und seiner Mutter ruhig vor dem Tische sitzen geblieben. Sie schauten dieselben mit einem neugierigen Blicke an. Der Abbé hatte sie scheinbar nicht bemerkt; aber Madame Faujas war einen Augenblick bei jedem von ihnen stehen geblieben, und hatte ihnen in das

Angesicht geschaut, als wollte sie mit einem einzigen Blicke diese jungen Köpfe ergründen. Sobald sie die Worte ihres Vaters vernahmen, standen alle drei eiligst auf und trugen Stühle hinaus.

Die alte Dame setzte sich nicht. Als Mouret sich umdrehte, weil er sie nicht mehr sah, da bemerkte er sie vor einem der halb offenen Fenster des Salons; sie reckte den Hals; sie vollendete ihre Musterung mit der ruhigen Sicherheit einer Person, welche ein zum Verkauf stehendes Besitztum besichtigt. In dem Augenblick, als Rose den kleinen Koffer aufhob, trat sie in das Säulenhaus zurück, indem sie bloß sagte:

— Ich werde vorn mithelfen.

Und sie stieg hinter der Magd die Treppe herauf. Der Priester wendete nicht einmal den Kopf: er lächelte den drei Kindern zu, die vor ihm stehen geblieben waren. Sein Gesicht zeigte einen Ausdruck großen Schmerzes, trotz der Härte, die auf der Stirn lag, und trotz der tiefen Falten um den Mund.

— Das ist Ihre Familie, liebe Frau? fragte er Martha, die näher getreten war.

— Ja, mein Herr! antwortete sie, belästigt durch den hellen Blick, welchen er auf sie heftete.

Aber er schaute die Kinder von neuem an und fuhr fort: Das sind zwei stattliche Burschen, welche bald Männer sein werden ... Sie haben Ihr Studium beendigt, lieber Freund?

Er wendete sich an Serge. Mouret schnitt dem Knaben die Rede ab.

— Der ist fertig, obwohl er der jüngere ist. Wenn ich sage, daß er fertig ist, so will ich damit sagen, daß er Baccalaureus ist; denn er ist aufs Kolleg zurückgegangen, um ein Jahr Philosophie zu studieren; er ist der Weise der Familie ... Der andere, der ältere, der große Lümmel, ist nicht viel wert; hat sich schon zweimal vom Baccalaureat zurückweisen lassen, ist ein halber Tagedieb, läuft immer herum, die Nase in der Luft, und immer voll Ränke und Alfanzerei.

Octave hörte diese Vorwürfe mit Lächeln an, während Serge den Kopf unter den Lobsprüchen geneigt hatte. Faujas schien noch

eine Weile die beiden Jungen zu studieren; dann wandte er sich an Desirée und fragte, indem er seine ganze Sanftmut wiederfand:

— Fräulein, werden Sie mir gestatten, Ihr Freund zu werden?

Sie gab keine Antwort; fast erschreckt, lief sie zu ihrer Mutter und barg das Gesicht an der Schulter derselben. Und die Mutter, anstatt das Gesicht des Kindes dem Gaste zuzukehren, drückte sie fest an sich und legte ihr schützend den Arm über das Köpfchen.

— Entschuldigen Sie die Kleine! sprach sie mit einer gewissen Traurigkeit; sie ist nicht starken Geistes, sondern kleines Mädchen geblieben . . . Sie ist eine Unschuldige. Wir plagen sie nicht mit Lernen. Sie ist vierzehn Jahre alt, und versteht noch nichts anderes, als die Tiere zu lieben . . .

Desirée hatte sich unter den Liebkosungen der Mutter beruhigt. Sie hatte den Kopf gewendet und lächelte. Dann sagte sie mit einer kühnen Miene: Ich will schon ganz gerne, daß Sie mein Freund sind . . . Bloß den Fliegen thun Sie doch nichts zu leide — he? — Und da alles um sie her zu lachen anfing, fuhr sie in ernstem Tone fort: Octave drückt sie tot, die Fliegen. Das ist sehr garstig!

Der Abbé Faujas hatte sich gesetzt. Er schien sehr müde. Er überließ sich einen Augenblick lang der Wirkung des lauen Friedens, der über die Terrasse gebreitet lag, ließ seine müden Blicke über den Garten, über die Bäume an benachbarten Besitzungen schweifen. Diese tiefe Ruhe, dieser einsame Winkel der Kleinstadt bereiteten ihm eine Art von Überraschung. Auf sein Gesicht legten sich einige Schattenflecken.

— Man fühlt sich hier sehr wohl, sprach er leise.

Dann versank er in Schweigen; seine Gedanken schienen anderswo zu weilen, und er fuhr förmlich in die Höhe, als Mouret mit Lächeln zu ihm sagte:

— Wenn sie gestatten, mein Herr, so wollen wir uns jetzt zu Tisch setzen . . . Und mit einem Blicke auf seine Frau setzte er hinzu: Sie sollten's machen wie wir und einen Teller Suppe mit

uns essen. Das würde Ihnen eine Mahlzeit im Gasthaus ersparen. Genieren Sie sich nicht! ich bitte Sie darum.

— Ich danke tausendmal; wir brauchen nichts! antwortete der Abbé in einem Tone ausgesuchter Höflichkeit, welcher eine zweite Aufforderung nicht zuließ.

Darauf kehrten Mourets in die Eßstube zurück, wo sie sich zu Tische setzten. Martha legte die Suppe vor, und bald ward ein lustiges Löffelgeklapper vernehmlich. Die Kinder schwatzten. Desirée lachte hell auf über eine Geschichte, welche der Vater, der froh war, nun endlich essen zu können, erzählte. Der Abbé Faujas, den sie vergessen hatten, blieb unterdessen auf der Terrasse sitzen, regungslos, angesichts der niedergehenden Sonne. Er wendete den Kopf nicht um; er schien nichts zu hören. Da die Sonne zu verschwinden im Begriffe stand, entblößte er das Haupt, da es ihm offenbar zu heiß war. Martha, die vor dem Fenster saß, sah seinen großen nackten Schädel mit dem kurzen Haar, das nach den Schläfen hin schon zu ergrauen anfing. Ein letzter roter Lichtstrahl beleuchtete diesen groben Soldatenschädel, auf welchem die Tonsur aussah, wie die Narbe von einem Keulenschlag. Dann erstarb das Licht; der Priester trat in den Schatten zurück und war weiter nichts mehr als ein schwarzes Profil in dem grauen Aschenlichte der Dämmerung.

Martha, da sie Rose nicht rufen mochte, ergriff eine Lampe und trug selbst das erste Gericht auf. Als sie wieder aus der Küche trat, traf sie am Fußende der Treppe eine Frau, die sie zuerst nicht erkannte. Es war Madame Faujas. Sie hatte eine leinene Haube aufgesetzt; sie sah ganz so aus, wie eine Magd in einem Kattunkleid, mit dem über die Brust geschlungenen, gelben Tuche, das auf dem Rücken zusammengeknüpft war; und mit entblößten Armen, noch außer Atem von der schweren Arbeit, die sie eben verrichtet hatte, tapfte sie in ihren schweren Schuhen über die Steinfließen des Hausflurs.

— 's ist wohl alles fertig: nicht wahr, Madame? sprach Martha sie lächelnd an.

— O! eine Lumperei! gab sie zur Antwort; mit zwei Fauststößen war die Geschichte abgethan! . . . Sie schritt nach der

Rampe hinaus. Dann nahm ihre Stimme einen weichen Klang an . . . Ovide! rief sie, mein Kind! willst Du hinaufgehn? Es ist alles bereit oben.

Sie mußte ihren Sohn an der Schulter fassen, um ihn aus seinen Träumen zu reißen. Die Luft war frisch. Er zitterte. Er folgte ihr, ohne zu sprechen. Als er vor der Thür der Eßstube vorbeischritt, die von dem hellen Schein der Lampe und von dem Geschwätz der Kinder erfüllt war, reckte er den Kopf und sprach mit seiner geschmeidigen Stimme:

— Erlauben Sie mir, Ihnen nochmals unsern Dank und unsere Entschuldigung wegen dieser ganzen Störungen auszusprechen . . . Wir sind äußerst verlegen . . .

— Nicht doch! nicht doch! rief Mouret; wir sind im Gegenteil untröstlich, daß wir Ihnen für diese Nacht nicht Besseres zu bieten haben.

Der Priester grüßte, und Martha begegnete abermals jenem klaren Blicke, jenem Adlerblicke, welcher sie schon einmal in Aufregung versetzte. Es schien, als ob im Grunde des übrigens trübgrauen Auges eine Flamme plötzlich vorüberhuschte, gleich jenen Lampen, die man hinter die eingeschlummerten Fassaden der Häuser entlang führt.

— Er sieht aus, als ob er in den Augen keine Kälte hätte, der Herr Pfaff! meinte Mouret spöttisch, als die Mutter und der Sohn nicht mehr da waren.

— Ich glaube, Sie sind nicht eben glücklich! sprach Martha leise.

— Na, was das betrifft, so scheint mir, daß er den Schatz von Peru nicht in seinem Koffer mit schleppt . . . Ei, der ist schwer, sein Koffer! Ich hätt' ihn mit der Spitze meines kleinen Fingers aufgehoben.

Aber er ward in seinem Geschwätz durch Rose unterbrochen, welche eilig die Treppe herunterkam, um die merkwürdigen Dinge zu erzählen, die sie gesehen hatte.

— Na freilich! begann sie, sich vor den Tisch hinpflanzend, an welchem ihre Herrschaft saß und aß; ist das eine närrische Puppe! die alte Schachtel ist wenigstens fünfundsechzig Jahre alt und sieht

noch gar nicht so aus. Kann die zupacken! die arbeitet mit einem Pferd um die Wette.

— Sie hat Dir geholfen, das Obst hinauszuschaffen? fragte Mouret neugierig.

— Das will ich meinen, Herr! Sie hat's in ihre Schürze gepackt, so! Ladungen voll zum Hinstürzen! Ich habe bei mir gesagt, „Na, das kann doch der Rock nicht aushalten!" Aber was da! das ist fester Stoff! Zeug, wie ich es selber trage! Wir haben wohl mehr als ein Dutzend Fahrten machen müssen. Ich habe mir schier die Arme dabei gebrochen, Aber die Alte hat's nicht gerührt! sie hat bloß immer gewettert — ja, mit Respekt zu melden! ich glaube, sie hat geflucht — daß die Arbeit nicht vom Flecke ginge.

Mouret schien sich sehr zu amüsieren.

— Und die Betten? fragte er.

— Die Betten — ei! die hat sie gemacht. Na, die muß man eine Matratze umwenden sehen. Das hat gar kein Gewicht, ich versichere Sie; sie packt sie an einem Ende, wirft sie in die Luft, wie eine Feder . . . Dabei sehr akkurat! sie hat das Gurtbett zurechtgemacht, wie eine Kinderwiege. Wenn sie's für den Herrn Jesus gebettet hätte, sie hätte die Leintücher mit keiner größern Hingabe glatt streichen können . . . Von den vier Decken hat sie drei auf das Gurtbett gelegt. Mit den Kopfkissen ist's genau so: für sich hat sie keins haben mögen; ihr Sohn hat deren zwei.

— Also schläft sie an der Erde?

— In einem Winkel, wie ein Hund. Sie hat eine Matratze auf die Dielen der andern Stube geworfen, mit den Worten, daß sie dort besser schlafen würde als im Paradies. Ich habe sie nicht dazu bestimmen können, sich bequemer einzurichten. Sie behauptet, daß sie niemals fröre und daß ihr Schädel zu hart sei, um sich vor den Steinen zu fürchten. Ich habe ihnen Wasser und Zucker gegeben, sowie Madame es mich geheißen hatte . . . Nichts da! das ist ein närrisches Pärchen.

Rose trug die letzten Gerichte auf. Mourets zogen an diesem Abend das Essen in die Länge. Sie plauderten lange über die neuen Einmieter. In ihrem Leben, das so regelmäßig verfloß wie

Uhrwerk, bildete die Ankunft dieser beiden Personen ein großes Ereignis. Sie sprachen davon wie von einer Katastrophe, mit jenem Eingehen auf Einzeldinge, welche die langen Provinzabende totzuschlagen helfen. Mouret besonders liebte den kleinstädtischen Klatsch. Beim Nachtisch sagte er, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, in der warmen Eßstube, mit der zufriedenen Miene eines glücklichen Menschen, wohl zum zehntenmal:

— Das ist kein sonderlich hübsches Geschenk, was da Besançon unserm Plassans gemacht hat! Habt ihr das Hinterteil gesehen, wenn er sich umgedreht hat? . . . Das möchte mich doch sehr wundern, wenn unsere frommen Damen sich sehr nach ihm rissen. Er ist zu mäusegrau: die frommen Damen lieben die hübschen Pfarrer.

— Seine Stimme hat einen milden Klang, meinte Martha, welche duldsamen Charakters war.

— Nicht wenn er zornig ist! versetzte Mouret. Hast Du denn nicht gehört, wie er grimmig wurde, als er hörte, die Wohnung sei nicht möbliert? Er ist ein grober Mensch; geh'! Ich bin wirklich neugierig, wie er sich morgen sein Mobiliar beschaffen wird! Wenn er mich wenigstens bezahlt! Wenn nicht, dann werde ich mich an den Abbé Bourrette halten, ich habe lediglich mit diesem zu thun.

Man war nicht eben fromm in der Familie. Sogar die Kinder hielten sich auf über den Abbé und seine Mutter. Octave ahmte die alte Dame nach, wenn sie den Hals reckte, um in das Innere der Stuben zu sehen. — was Desirée zu lautem Lachen veranlaßte.

Serge, welcher ernster war, verteidigte „diese armen Leute". Gewöhnlich pünktlich um zehn Uhr, wenn er nicht seine Partie Pikett spielte, nahm Mouret einen Leuchter und ging zu Bette. Aber an diesem Abend hielt er noch um elf Uhr wacker Stand gegen den Schlaf. Desirée war schließlich eingeschlummert mit dem Kopfe auf Martha's Knieen. Die beiden Jungen waren in ihre Kammer hinaufgestiegen. Mouret schwatzte noch immer allein mit seiner Frau.

— Wie alt schätzest Du ihn? fragte er plötzlich.

— Wen? fragte Martha, die ebenfalls schläfrig zu werden anfing.

— Ei, den Abbé! So zwischen vierzig und fünfundvierzig nicht wahr? 's ist ein stattlicher Bursche! Ob's nicht schade ist, daß das den Schwarzkittel trägt! Er hätte einen stattlichen Soldaten abgegeben.

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort, die Gedanken, die ihn ganz beschäftigten, mit lauter Stimme zu wiederholen:

— Sie sind mit dem Zuge um dreiviertel auf sieben gekommen. Sie haben also nur soviel Zeit gehabt, um beim Abbé Bourrette vorzusprechen und hierher zu kommen. Ich wette darauf, daß sie nichts zu Mittag gegessen haben. Das ist klar! Wir hätten sie doch ausgehen sehen, wenn sie in das Gasthaus gegangen wären. Ah! es möchte mir wirklich Spaß machen, zu erfahren, wo sie gegessen haben mögen.

Rosa streifte seit einiger Zeit in der Eßstube herum, und wartete, daß ihre Herrschaft sich niederlegen würde, um die Thüren und Fenster zu schließen.

— Ich weiß es, was sie gegessen haben, meinte sie.

Und als Mouret sich lebhaft umdrehte, fuhr sie fort:

— Ja, ich war noch einmal hinaufgegangen, um zu sehen, ob es ihnen an nichts fehle. Da ich kein Geräusch hörte, so hab' ich mich nicht getraut, anzuklopfen; ich habe durchs Schlüsselloch geguckt.

— Aber das ist sehr garstig, Rose, sehr garstig! unterbrach Martha mit strenger Stimme. Ihr wißt doch, Rose, daß ich so etwas nicht leiden kann.

— Laß doch, laß doch! rief Mouret, der in anderen Verhältnissen die Neugierige heftig ausgezankt haben würde. Ihr habt also durch das Schlüsselloch geguckt, Rose?

— Ja, Herr! und das war ganz gut!

— Ja doch, ja doch . . . was haben sie denn getrieben?

— Na, Herr! gegessen haben sie . . . Ich hab' gesehen, wie sie auf der Ecke des Gurtbetts saßen und aßen. Die Alte hat eine Serviette aufgedeckt. Jedesmal, wenn sie einen Schluck genommen

hatten, haben sie die zugestöpselte Flasche wieder unter das Kopfkissen geschoben.

— Aber was aßen sie denn?

— Das weiß ich nicht genau, Herr. Es hat mir so ausgesehen, wie ein Überrest von Kuchen, in eine Zeitung gewickelt. Sie hatten auch Äpfel — ganz kleine Dinger.

— Und sie redeten zusammen, nicht wahr? Habt Ihr denn verstanden, was sie redeten?

— Nein, Herr, geredet haben sie nicht . . . Ich bin eine reichliche Viertelstunde da geblieben und habe sie beobachtet. Sie haben kein Wort gesprochen; nein — bloß gegessen haben sie, gegessen! gegessen!

Martha war aufgestanden; sie machte Desirée munter und machte Anstalt hinaufzugehen. Die Neugierde ihres Mannes verletzte sie. Dieser entschloß sich endlich gleichfalls zum Aufstehen, während die alte Rose, die sehr fromm war, mit einer leiseren Stimme fortfuhr:

— Der arme liebe Mensch muß einen schönen Hunger gehabt haben. Seine Mutter schob ihm die größten Bissen zu und sah ihm mit Vergnügen zu, wie er sie verschlang. Endlich legte er sich in die schneeweißen Laken schlafen. Wenn ihn nur wenigstens der Obstgeruch nicht stört! Es riecht gar nicht gut in der Stube; sie kann ja den scharfen Geruch der Äpfel und Birnen nicht vertragen. Und nicht ein Stück Möbel — nichts als das Bett in einem Winkel. Ich — o! ich hätt' mich gefürchtet — ich hätte die ganze Nacht Licht behalten.

Mouret hatte nach dem Leuchter gegriffen. Er blieb einen Augenblick vor Rose stehen, den Abend in dem einen aus seinen gewohnten Gedankengange geschöpften Kleinbürgersworte zusammenfassend:

— Das geht übers Bohnenlied!

Dann eilte er seiner Frau nach, die am Fuße der Treppe stand.

Sie war schon zu Bett gegangen, sie schlief bereits, als er noch immer auf die schwachen Geräusche lauschte, die aus dem oberen Stockwerk herniederdrangen. Die Kammer des Abbés lag gerade über der seinigen. Er hörte ihn leise das Fenster öffnen, was ihn außerordentlich aufregte. Er hob den Kopf von dem Kissen, voll

Verzweiflung gegen den Schlaf ankämpfend — denn er wollte wissen, wie lange der Priester am Fenster bleiben würde. Aber der Schlaf war stärker als der Wille. Mouret schnarchte mit geballten Fäusten, bevor er das dumpfe Knarren des Fensterriegels abermals zu erhaschen vermocht hatte.

Oben, am Fenster stand der Abbé Faujas und schaute barhäuptig hinaus in die schwarze Nacht. Er blieb lange dort, glücklich, endlich allein zu sein, sich in jene Gedanken vertiefend, die ihm einen so hohen Grad von Härte auf die Stirn prägten. Unter ihm fühlte er den ruhigen Schlaf des Hauses, in welchem er seit einigen Stunden weilte — den lauteren Atem der Kinder, den ehrbaren Atem der Frau Martha, den kräftigen regelmäßigen Atem Mourets. Und es lag eine tiefe Verachtung in dem Emporrücken seines Athleten-Nackens, während er den Kopf emporrichtete, als ob er weiter hinaus, bis in das Innere der kleinen, entschlummerten Stadt hätte sehen wollen. Die großen Bäume des Gartens der Unterpräfektur bildeten eine finstere Masse; die Birnbäume des Herrn Rastoil reckten die mageren und gewundenen Glieder; dann war's nicht anders mehr als ein Meer der Finsternisse, ein Nichts, aus welchem kein Geräusch heraufstieg. Die Stadt lag so unschuldig da, wie ein Mägdlein in der Wiege.

Der Abbé Faujas streckte die Arme aus mit einer Gebärde spöttischer Verachtung, als wollte er Plassans packen, um es mit einem gewaltigen Ruck gegen seine kräftige Brust zu reißen und zu ersticken. Er flüsterte:

— O! diese Tröpfe, welche heut Abend gelächelt haben, als sie mich durch ihre Straßen ziehen sahn!

III.

Am andern Tage verbrachte Mouret den Vormittag damit, seinen neuen Mieter auszuspionieren. Diese Aufpasserei half ihm die leeren Stunden auszufüllen, die er mit Tändeleien in der Wohnung, mit

der Ordnung der umherliegenden Gegenstände, mit Zanken mit Frau und Kinder verbrachte. Von nun an würde er eine Beschäftigung, eine Unterhaltung haben, die ihm sein alltägliches Leben versüßte. Er liebte, wie er selbst sagte, die Pfaffen nicht; und der erste Pfaffe, welcher in sein Dasein hineinschneite, erregte sein Interesse bis zu einem außerordentlichen Grade. Dieser Priester trug ihm einen geheimnisvollen Duft zu, eine fast beunruhigende Unbekanntheit. Obwohl er es liebte, den starken Geist zu spielen, obwohl er sich gern als Voltairianer hinstellte, so fühlte er doch angesichts des Abbés ein tiefes Erstaunen, einen kleinbürgerlichen Schauder, welchen ein gewisser Teil gröblicher Neugierde durchsetzte.

Kein Geräusch drang aus dem zweiten Stocke. Mouret lauschte aufmerksam auf der Treppe; er wagte sogar auf den Boden hinaufzusteigen. Als er dann langsamen Schrittes über den Korridor ging, setzte ihn ein Pantoffelgeklapper, das er hinter der Thür zu hören glaubte, in lebhafte Aufregung. Er hatte aber nichts erlauschen können und ging nach dem Garten hinab, spazierte dort hinter dem großen Weinfasse auf und nieder und suchte mit emporgehobenem Kopfe durch die Fenster zu erblicken, was in den Räumen dahinter vorging. Aber er sah nicht einmal den Schatten des Abbés. Madame Faujas, welche wahrscheinlich keine Vorhänge besaß, hatte unterdessen ein paar Bettleinen hinter den Fenstern aufgehängt.

Beim Frühstück erschien Mouret sehr verdrießlich.

— Sind sie denn tot dort oben? fragte er, den Kindern Brot schneidend. Du hast nichts gehört, Martha?

— Nein, lieber Freund; ich habe keine Achtung gegeben.

Rose schrie aus der Küche herein:

— Sie sind ausgegangen, Herr! die Mutter voran, der Pfarrer hinterdrein. Ich hätte sie nicht gesehen, denn sie sind sehr leise gegangen, wenn nicht ihre Schatten über den Boden der Küche gehuscht wären, als sie die Thür geöffnet haben... Ich hab' auf die Treppe hinausgesehn aber sie waren schon fort — geschwind haben sie gemacht, das versichere ich Sie.

— Das ist recht sonderbar. Aber wo bin ich denn gewesen?

— Ich glaube, daß der Herr hinten im Garten war, um nach den Trauben im Weinfasse zu sehen.

Das fehlte gerade noch, um Mourets Laune ganz zu verderben. Er wetterte gegen die Priester: es wären samt und sonders heimliche Spitzbuben; sie umgäben sich mit einem Haufen von Flunkereien, aus denen der Teufel sich einst zurecht fände; sie heuchelten eine alberne Ziererei, so daß zum Beispiel noch niemand einen Pfaffen beim Rasieren gesehen hätte. Schließlich bereute er, an diesen Abbé vermietet zu haben, der ihm ganz unbekannt sei.

— Es ist Deine Schuld ebenso; sprach er zu seiner Frau, vom Tische auftretend.

Martha wollte protestieren, ihm ihren Wortwechsel vom Tage vorher in Erinnerung rufen. Aber sie hob die Augen empor, sah ihn an und sagte nichts. Er jedoch entschloß sich, nicht auszugehen, wie es seine Gewohnheit war. Er ging ab und zu, aus der Eßstube nach dem Garten, schnüffelte überall herum, behauptete, daß nichts an dem Platze zu finden sei, wohin es gehöre, daß das Haus schier ausgeplündert würde; dann ärgerte er sich über Serge und Octave, welche eine Stunde zu zeitig nach dem Colleg gegangen wären.

— Geht denn Papa nicht weg? fragte Desirée leise die Mutter. Er wird uns bloß ärgern, wenn er bleibt.

Martha befahl ihr Schweigen. Mouret sprach endlich von einem Geschäft, welches er am Tage noch zum Abschluß bringen müsse. Er hatte auch nicht einen Augenblick Ruhe — Nicht einmal bei sich zu Hause! Ärgerlich darüber, daß er nicht vorhin auf der Lauer blieb, ging er weg. Abends, als er heimkam, brannte er vor Neugierde.

— Und der Abbé? fragte er, bevor er noch den Hut abgesetzt hatte.

Martha arbeitete an ihrem gewohnten Platze auf der Terrasse.

— Der Abbé, wiederholte sie mit Erstaunen. Ach ja, der Abbé . . . Ich hab' ihn nicht gesehen, ich glaube, er hat sich eingerichtet. Rose hat mir gesagt, daß man Mobiliar ins Haus geschafft habe.

— Das ist's, was ich gefürchtet habe! rief Mouret. Ich wäre ja gern dageblieben; denn schließlich sind die Möbel meine Sicherung;

ich wußte doch, daß du dich nicht von deinem Stuhle rühren würdest. Du bist auch gar nicht zuverlässig; meine Liebe . . . Rose! Rose!

Und als die Köchin da war, fragte er:

— Es sind Möbel gebracht worden für die Leute im zweiten Stock?

— Ja, Herr, auf einem kleinen Wagen. Ich habe den Karren von Bengasse erkannt, von dem Trödler am Markt. Na, schwer zu ziehen haben sie nicht gehabt. Madame Faujas ging hinterdrein. Als sie die Rue Balande hinaufgefahren sind, hat sie selbst mit am Wagen geschoben.

— Ihr habt doch wenigstens die Möbel gesehen; vielleicht auch gezählt?

— Gewiß, Herr; ich habe mich vor die Thür gestellt; sie sind alle an mir vorbei marschiert, was der Frau Faujas freilich nicht sehr angenehm zu sein schien. Warten Sie: zuerst hat man ein eisernes Bett hinaufgeschafft, dann eine Kommode, zwei Tische, vier Stühle. Meiner Treu! das ist alles . . Und nicht etwa neue Möbel — ich möchte keine dreißig Thaler dafür haben.

— Aber Ihr hättet meine Frau rufen sollen. Unter solchen Umständen können wir nicht vermieten . . . Ich will mich mit dem Abbé Bourrette darüber auseinander setzen.

Er war ärgerlich und ging hinaus, als Martha ihm noch rechtzeitig in den Weg trat und zu ihm sprach:

— Ach, höre doch! ich habe vergessen . . . sie haben ein halbes Jahr voraus bezahlt.

— Ah! sie haben bezahlt? stotterte er in einem fast ärgerlichen Tone.

— Ja! die alte Dame ist hinunter gekommen und hat mir das da übergeben.

Sie suchte in ihrem Nähtisch und gab ihrem Manne fünfundsiebenzig Franks in Hundertsousstücken, die sorgfältig in ein Stück Zeitungsblatt gewickelt waren. Mouret zählte das Geld, während er murmelte:

— Wenn sie bezahlen, dann mögen sie machen, was sie wollen.

Immerhin sind's possierliche Menschen. Es kann nicht ein jeder reich sein, das ist gewiß; nur ist das kein Grund, wenn man keinen Sou hat, sich auf eine so verdächtige Weise zu benehmen.

— Ich wollte Dir auch noch sagen, begann Martha wieder, als sie sah, daß er sich beruhigt hatte, die alte Dame hat mich gefragt, ob wir geneigt wären, das Gurtbett an sie abzutreten. Ich habe ihr geantwortet, daß wir es nicht benützten, daß sie es so lange behalten könne, als es in ihrem Belieben stände.

— Du hast recht gethan, man muß sich höflich gegen sie bezeigen. Ich habe Dir ja gesagt: was mir unangenehm ist an diesen vermaledeiten Pfaffen, ist der Umstand, daß man niemals weiß, was sie denken, noch was sie treiben. Abgesehen davon giebt's häufig sehr ehrenwerte Leute unter ihnen.

Das Geld schien ihn getröstet zu haben. Er scherzte, neckte Serge mit dem „Missionsbericht aus China", den derselbe gerade las. Während des Essens that er so, als ob er sich um die Leute im zweiten Stock nicht mehr bekümmere. Nachdem Octave aber erzählt hatte, daß er den Abbé Faujas aus der Pfarrei habe kommen sehen, konnte Mouret sich nicht mehr halten. Beim Nachtisch nahm er die Unterhaltung vom verflossenen Tage wieder auf. Er schämte sich halb und halb seines bisherigen Betragens. Unter seiner gewissermaßen protzenhaften Hülle des zur Ruhe gesetzten Kaufmanns stak ein gut Teil gesunden Menschenverstandes, ein gerader Sinn und ein richtiges Urteil, das ihm aus dem Provinzklatsch in der Regel immer das richtige Wort herausfinden ließ.

— Nach allem, meinte er, als er sich an diesem Abend zur Ruhe begab, ist's nicht gut, seine Nase in die Sachen anderer Leute zu stecken. Der Abbé kann thun und lassen was ihm gefällt. Es wird ja langweilig, immer von diesen Leuten zu reden; ich wasche von heute an meine Hände in Unschuld.

Acht Tage verstrichen, Mouret hatte seine gewöhnlichen Beschäftigungen wieder aufgenommen; er durchstöberte das Haus, zankte mit den Kindern herum, verbrachte die Nachmittage außerhalb des Hauses, um zum Vergnügen Geschäfte abzuschließen, über welche er niemals ein Wort sprach; aß und schlief gleich einem

Menschen, für den das Leben ein sanfter Abhang ist, ohne Überraschungen und Erschütterungen irgend welcher Art. Die Wohnung schien von neuem tot zu sein. Martha saß an ihrem gewohnten Platze auf der Terrasse, vor dem kleinen Nähtische. Desirée spielte an ihrer Seite. Die beiden Jungen brachten zur gleichen Stunde das gleiche Leben ins Haus. Und Rose, die Köchin, ärgerte sich über jedermann, wetterte gegen jedermann. Dagegen bewahrten der Garten und die Eßstube ihren tiefen Frieden.

Mouret hatte in diesen ersten Tagen den Abbé Faujas noch mit keinem Blicke gesehen. Dieser Mann, welcher neben ihm wohnte, ohne daß er nicht einmal seine Schatten sehen konnte, setzte ihn schließlich in eine Art nervöser Unruhe. Trotz der Anstrengungen, welche er machte, um gleichgültig zu erscheinen, fiel er in seine ewige Fragerei zurück und führte das Gespräch wieder auf den Abbé zurück.

— Du siehst ihn also auch nicht? fragte er seine Frau.

— Ich glaube, ich habe ihn gestern gesehen, als er heimgekehrt ist; aber ich weiß es nicht mit Sicherheit. Seine Mutter trägt immer ein schwarzes Kleid; am Ende ist's auch sie gewesen.

Und als er sie mit Fragen bedrängte, erzählte sie ihm, was sie wußte.

— Rose behauptet, er gehe täglich aus; er bleibe sogar immer sehr lange fort. Die Mutter lebt so regelmäßig wie eine Uhr; sie kommt früh um sieben herunter, um ihre Lebensmittel einzukaufen. Sie hat einen großen Korb, der immer geschlossen ist; in ihm muß sie wohl alles hineinschaffen: die Kohle, das Brot und die anderen Nahrungsmittel; denn man sieht niemals einen Händler zu ihnen hinaufgehen. Sie sind übrigens sehr höflich. Rose meint, daß sie ihr immer einen guten Tag wünschen, wenn sie ihnen in den Weg läuft. Aber zumeist hört sie es nicht, wenn sie die Treppe hinunterkommen.

— Sie müssen eine sonderbare Kocherei da oben führen, flüsterte Mouret, welcher durch diese Auskünfte um nichts klüger wurde.

An einem andern Abende, als Oktave erzählt hatte, daß er den Abbé Faujas in Saint-Saturnin habe eintreten sehen, fragte

sein Vater ihn, wie er ausgesehen habe, wie die Vorübergehenden seiner achteten, was er in der Kirche zu thun hatte.

— Ach! sind Sie aber neugierig! rief der junge Mann lachend. Er sah gar nicht schön aus in der Sonne mit seiner fuchsroten Soutane, soviel weiß ich. Ich habe sogar bemerkt, daß er an den Häusern entlang geschlichen ist, ein Schattenstreifen, wo die Soutane schwärzer aussieht. Na! eine stolze Haltung hat er nicht etwa, er hält den Kopf gestreckt und läuft sehr rasch. Zwei Mädchen haben zu lachen angefangen, als er über den Platz gelaufen ist. Da hat er den Kopf aufgerichtet und hat sie mit großer Sanftmut angesehen. Nicht wahr, Serge!

Serge erzählte seinerseits, daß er, wenn er aus dem Colleg gekommen sei, von weitem mehrmals dem aus der Kirche tretenden Abbé Faujas gefolgt sei; es sehe ganz so aus, als ob er keine lebende Seele kenne und sich über den erhaltenen Spott, von dem er sich umgeben fühle, recht sehr schäme.

— Aber redet man denn in der Stadt über ihn? fragte Mouret, dessen Interesse jetzt aufs höchste gestiegen war.

— Mit mir, meinte Octave, hat niemand über den Abbé geredet.

— O ja, sagte Serge, man redet über ihn. Der Neffe des Abbé Bourrette hat es mir gesagt, daß er in der Kirche nicht sehr gern gesehen würde; man mag die Priester nicht leiden, die von weither kommen. Dann hat er auch ein so unglückseliges Aussehen. Wenn man an ihn gewöhnt sein wird, wird man sich über den armen Menschen beruhigen. In der ersten Zeit ist man immer neugierig.

Martha empfahl nun den beiden jungen Leuten an, keine Antwort zu geben, wenn man sie außerhalb des Hauses in Bezug auf den Abbé ausfragen sollte.

— O! sie dürfen antworten, rief Mouret. Was wir über ihn wissen, ist ihm doch ganz gewiß nicht nachteilig.

Von diesem Augenblick an machte er, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken, aus seinen Kindern Spione, die er dem Abbé an die Fersen heftete. Octave und Serge mußten ihm alles wieder-

sagen, was in der Stadt gesprochen wurde; sie erhielten auch den Auftrag, dem Priester zu folgen, wenn sie ihm begegneten. Aber diese Quelle der Belehrung war bald erschöpft. Das durch die Ankunft des fremden Vikars in der Diözese hervorgerufene Gerücht hatte sich beruhigt. Die Stadt schien Erbarmen mit dem „armen Menschen“ gehabt zu haben, mit jener fadenscheinigen Soutane, welche durch ihre Gassen schlich; sie behielt nichts weiter für ihn als eine große Verachtung. Der Priester anderseits begab sich geradeswegs zur Kathedrale und von derselben nach Hause, immer die nämlichen Straßen benützend. Octave meinte lachend, daß er die Steine auf dem Pflaster zählte.

Zu Hause wollte Mouret Desirée benützen, die ja niemals fortging. Er führte sie zur Abendzeit nach dem Hintergrunde des Gartens, ließ sich von ihr erzählen, was sie den Tag über getrieben oder gesehen hatte, und versuchte, sich in betreff der Leute aus dem zweiten Stocke durch sie auf das Laufende zu setzen.

— Höre! sagte er eines Tages zu ihr; wenn morgen das Fenster offen stehen wird, dann werf' doch einen Ball in die Stube und geh' dann hinauf und laß ihn Dir wiedergeben.

Am Tage darauf warf sie den Ball; aber sie war noch nicht bis zur Gartenrampe gekommen, als der Ball, durch eine unsichtbare Hand geworfen, auf die Terrasse wieder zurückgesprungen kam. Ihr Vater, welcher auf die Niedlichkeit des Kindes gerechnet hatte, um die vom ersten Tage an abgebrochenen Beziehungen anzuknüpfen, verzweifelte nun an der Möglichkeit eines Gelingens; er scheiterte augenscheinlich an einem durch den Abbé gefaßten festen Entschlusse, sich streng abgeschlossen zu halten. Dieser Kampf setzte seine Neugierde nur noch mehr in Brand. Er ging so weit, daß er sich mit der Köchin in den Winkel stellte und schwatzte, zum lebhaften Verdrusse seiner Frau, welche ihm über seine Taktlosigkeit Vorwürfe machte. Aber er ward zornig und leugnete. Da er sich im Unrecht fühlte, so plauderte er von den Faujas mit Rose nur noch insgeheim.

Eines Morgens gab ihm Rose einen Wink, ihr in die Küche zu folgen.

— Ah, Herr Mouret! meinte sie, die Thüre abschließend; ich warte schon seit einer Stunde, daß Sie aus Ihrer Stube kommen werden.

— Hast Du etwas erfahren?

— Sie werdens gleich hören. Gestern Abend habe ich länger als eine Stunde mit Frau Faujas gesprochen.

Mouret zitterte vor Freude. Er setzte sich auf einen zerrissenen Strohstuhl der Küche, mitten hinein zwischen Geschirr und Aufwaschkram.

— Sprich rasch, sprich rasch! flüsterte er.

— Also, begann die Köchin; ich stand an der Gassenthüre, um dem Mädchen des Herrn Rastoil gute Nacht zu sagen, als Frau Faujas hinunter kam, um einen Eimer voll schmutzigen Wassers auszugießen. Anstatt gleich wieder hinaufzugehen, wie es ihre Gewohnheit ist, ist sie stehen geblieben und hat mich einen Augenblick lang angesehen. Da hab' ich gedacht, daß sie mit mir reden wollte, und habe zu ihr gesagt, daß es sehr schönes Wetter jetzt sei und daß es einen recht guten Wein geben werde. Und sie hat geantwortet, „Ja! ja!“ ohne sich zu beeilen, mit der gleichgültigen Stimme einer Frau, die kein Land besitzt und für solche Dinge kein Interesse hat. Aber sie hatte ihren Eimer hingestellt und ist nicht weggegangen, hat sich vielmehr gegen die Mauer gelehnt, hier neben mich . .

— Nun, und was hat sie denn erzählt? fragte Mouret, von Unruhe gequält.

— Sie verstehen doch, daß ich nicht so blöde war, sie zu fragen; sie wäre gleich fortgelaufen . . . Ohne zu thun, als wenn mir etwas daran gelegen sei, habe ich sie auf die Dinge gebracht, welche für sie von Interesse sein konnten. Da der Pfarrer von Saint-Saturnin, der wackere Compan, vorbeigegangen ist, so meinte ich zu ihr, daß er's wohl nicht mehr lange machen werde, da er schon lange recht krank sei, und daß es seine Schwierigkeit haben würde, ihn zu ersetzen. Sie hielt die Ohren scharf gespitzt, das versichere ich Sie. Sie hat mich sogar gefragt, an welcher Krankheit Herr Compan leide. Dann hat ein Wort das andere gegeben, und ich

habe von unserm Bistum erzählt. Es ist ein gar wackerer Mann, der Herr Bischof Rousselot. Ich habe ihr gesagt, daß derselbe sechzig Jahre alt sei, daß er auch nicht der festeste sei und sich ein bischen am Gängelband führen lasse. Man redet allerhand über den Herrn Fenil, den Großvikar, der alles bei dem Bischof durchsetzt, was er will. Die war ganz im Garne, die Alte; sie würde bis zum andern Morgen auf der Straße stehen geblieben sein.

Mouret machte eine Gebärde der Verzweiflung.

— Wie mir scheint, rief er aus, hast Du ganz allein geschwatzt . . . Hat sie denn nichts gesagt?

— Warten Sie doch! Lassen sie mich doch ausreden! rief Rose, indem sie ruhig fortfuhr: So kam ich langsam zum Ziele. Um sie vertraulich zu machen, hab' ich von uns mit ihr gesprochen. Ich habe ihr gesagt, daß Sie Herr François Mouret wären, ein ehemaliger Marseiller Kaufmann, der's verstanden habe, sich in anderthalb Jahrzehnten ein Vermögen im Handel mit Wein, Öl und Mandeln zu verdienen. Ich habe hinzugefügt, daß Sie Ihre Renten lieber in Plassans verzehrten, einer ruhigen Stadt, in welcher die Eltern Ihrer Frau lebten. Ich habe sogar Anlaß gefunden, ihr zu sagen, daß die Frau Ihre Base sei, daß Sie vierzig Jahre zählten und sie siebenunddreißig; daß Sie einen vortrefflichen Ehestand führten. Kurz und gut, Ihre ganze Geschichte — das scheint sie sehr interessiert zu haben. Sie hat immer geantwortet: „Ja, ja" . . . ohne sich zu beeilen. Wenn ich inne gehalten habe, hat sie mit dem Kopfe genickt, so — um mir zu verstehen zu geben, daß sie mir zuhöre, daß ich fortfahren könnte . . . Und bis zum Einbruch der Nacht haben wir so geplaudert, wie gute Bekannte, mit dem Rücken an die Wand gelehnt . . .

Mouret war aufgestanden, vom Zorne übermannt.

— Wie! rief er; das ist alles! . . . sie hat Euch eine ganze Stunde lang schwatzen lassen, und sie selbst hat kein Wort geredet . . .

— Sie hat zu mir gesagt, als es Nacht wurde: es scheint mir heute Abend recht frisch zu sein! Und dann hat sie ihren Eimer genommen und ist wieder hinaufgegangen.

— Ei! seid Ihr ein dummes Frauenzimmer, Rose! Diese Alte kauft zehn wie Euch im Sacke! Ei! die mögen schon lachen jetzt, nachdem sie alles von uns wissen, was sie zu wissen verlangen... Wißt Ihr was, Rose! Ihr seid ein Schaf!

Die alte Köchin war nicht sehr friedlicher Natur; sie fing an, in der Küche zu hantieren, Geschirr und Bratpfannen durcheinander werfend.

— Wissen Sie was, Herr! stammelte sie; wenn sie bloß in die Küche gekommen sind, um mir Grobheiten zu sagen, so hat das der Mühe nicht gelohnt. Da trollen Sie sich nur wieder... Was ich gethan habe, habe ich bloß gethan, um Sie zu befriedigen. Wenn uns die Frau hier beisammenfände über unsere Unterhaltung, so würde sie mich tüchtig schelten, und mit Recht, weil sich so etwas nicht gehört. Schließlich hab' ich ihr die Worte doch nicht aus dem Halse reißen können. Ich habe mich bei dieser Sache betragen, wie jede andere Person sich auch betragen würde... Ich habe geplaudert, habe von Ihren Sachen gesprochen. Recht schlimm für Sie, daß sie die ihrige nicht erzählt hat. Fragen Sie doch selber danach, wenn Ihnen die Sache so sehr am Herzen liegt. Vielleicht wissen Sie es weniger dumm anzudrehen als ich...

Sie hatte laut gesprochen. Mouret hielt es für klug, das Weite zu suchen, und schloß die Thür hinter sich, damit seine Frau nichts hören solle. Aber Rose öffnete die Thür hinter seinem Rücken wieder und schrie ihm in das Vorhaus nach:

— Merken Sie sich! ich gebe mich nicht mehr zu solchen Dingen her! Suchen Sie sich künftighin jemand anders aus zu Ihren häßlichen Schnüffeleien.

Mouret war geschlagen. Er behielt einen gewissen Grad von Bitterkeit aus seiner Niederlage. Von jetzt an gefiel er sich bei dem Ausspruche, daß diese Leute vom zweiten Stock ganz unbedeutende Leute seien. Nach und nach verbreitete er unter seiner Bekanntschaft eine Meinung, welche bald diejenige des ganzen Ortes wurde. Der Abbé Faujas war als ein Priester ohne Vermögen, ohne Ehrgeiz angesehen, der mit den Ränken der Diözese gar nichts zu thun hätte: man meinte, er schäme sich seiner Armut, verrichte die

unangenehmen Dienste in der Kathedrale, verkrieche sich so tief als irgend möglich in den Schatten, wo er sich behaglich zu fühlen schiene. Ein einziger Punkt blieb noch zu erledigen: die Frage, weshalb er aus Besançon nach Plassans gekommen sei. Delikate Geschichten kamen im Umlauf. Aber die Annahmen erschienen gewagt. Mouret selbst, welcher seine Mieter aus Neigung ausspioniert hatte, um sich die Zeit zu vertreiben, gerade so wie er Karten gespielt oder Kegel geschoben haben würde, fing zu vergessen an, daß ein Priester bei ihm wohne, als ein Ereignis neuerdings sein Leben zu beschäftigen anfing.

Eines Nachmittags, als er zurückkehrte, sah er vor sich den Abbé Faujas, welcher die Rue Balande hinaufkam. Er verlangsamte den Schritt. Er examinierte ihn mit Muße. Seit den vier Wochen, welche der Priester in seinem Hause wohnte, geschah es zum erstenmale, daß er ihn am hellen Tage erwischte. Der Abbé trug noch immer seine alte Soutane: er ging langsamen Schrittes, seinen Dreispitz in der Hand, barhäuptig, trotz des heftigen Windes, welcher wehte. Die Straße, die sehr steil hinanstieg, war leer; die Jalousieen der hohen kahlen Häuser waren geschlossen. Mouret beschleunigte seinen Schritt; er lief zuletzt nur auf den Fußspitzen, aus Furcht, daß der Priester ihn hören und davon laufen möchte. Aber als sie sich beide dem Hause des Herrn Rastoil näherten, trat eine Gruppe von Personen, die vom Platze der Unterpräfektur herüberkam, in dieses Haus ein. Der Abbé Faujas hatte eine leichte Biegung gemacht, um diesen Herren aus dem Wege zu gehen. Er sah, wie die Thür sich schloß. Dann blieb er plötzlich stehen und drehte sich nach seinem Hauswirt um, der auf ihn zugeschritten kam.

— Wie freue ich mich, Ihnen so zu begegnen! sprach er mit seiner feinen Höflichkeit. Ich würde mir erlaubt haben, Sie heute Abend zu stören. An dem letzten Regentage hat sich in der Decke meines Zimmers eine feuchte Stelle gebildet, die ich Ihnen zu zeigen wünsche.

Mouret blieb vor ihm stehen, stotternd, daß er dem Herrn Abbé durchaus zur Verfügung stände. Und als sie zusammen in das

Haus eintraten, fragte er zuletzt, zu welcher Stunde er sich einfinden solle, um die Besichtigung der Zimmerdecke vorzunehmen.

— Aber gleich jetzt, wenn ich bitten darf, erwiderte der Abbé — vorausgesetzt, daß Sie hierdurch nicht allzusehr gestört werden!

Mouret stieg atemlos die Treppe hinauf, während Rose, auf der Schwelle der Küche, ihnen Schritt für Schritt, stumm vor Erstaunen, mit den Augen folgte.

IV.

In dem zweiten Stock angekommen, war Mouret aufgeregter als ein Schuljunge, welcher den Fuß in das Prüfungszimmer setzt. Die unerhoffte Befriedigung eines lange genährten Wunsches, die Hoffnung, ganz außergewöhnliche Dinge zu sehen, versetzte ihm den Atem. Inzwischen hatte der Abbé Faujas, den Schlüssel zwischen seinen großen Fingern versteckend, das Schloß geöffnet, ohne daß man ein Knarren des Eisens gehört hatte. Die Thür drehte sich wie auf samtenen Angeln. Der Abbé trat beiseite und bat Mouret mit einer stummen Gebärde, einzutreten.

Die vor beide Fenster gezogenen Kattunvorhänge waren so dicht, daß das Zimmer eine trübe Blässe, das Halblicht einer vermauerten Zelle, zeigte. Es war ein sehr großes, sehr hohes Zimmer, dessen Wände mit Tapeten von einer verschossenen gelben Farbe ausgeschlagen waren. Mouret schritt behutsam über die Dielen, die sauber waren wie ein Spiegel und deren Kälte er unter den Schuhsohlen zu fühlen schien. Er verdrehte heimlich die Augen, betrachtete prüfend das eiserne Bett, das, in Ermangelung von Vorhängen und mit den straffgezogenen Leintüchern, einer in einem Winkel gestellten weißen Steinbank ähnlicher sah als einem Bette. Die am andern Ende des Zimmers verloren stehende Kommode, ein in die Mitte gestellter kleiner Tisch mit zwei Stühlen, ein Stuhl ferner vor jedem Fenster, war das ganze Mobiliar. Kein Papier auf dem Tische, kein Gegenstand auf der Kommode, kein Kleidungsstück an

den Wänden: das kahle Holz, der kahle Marmor, die kahle Wand. Über der Kommode hing ein großes Kruzifix aus schwarzem Holz; der einzige Gegenstand, welcher diese graue Kahlheit unterbrach.

— Da, mein Herr! sehen Sie her! sagte der Abbé; in dem Winkel hier hat sich ein Flecken an der Decke gebildet.

Mouret aber entfaltete keine Eile. Er weidete sich an dem Genusse. Obwohl er die seltsamen Dinge, welche er zu sehen gemeint hatte, nicht sah, so bot doch das Zimmer für ihn, als einen starken Geist, einen besondern Geruch. Es roch nach dem Pfaffen, dachte er; es roch nach einem Menschen, der anders beschaffen sei, als die übrigen Menschen, der seine Kerze auslösche, um die Wäsche zu wechseln, der weder Hosenträger noch Rasierzeug umherliegen lasse. Was ihm unangenehm war, war der Umstand, daß er nichts weder auf den Möbeln noch in den Ecken umherliegen sah, was ihm zu Mutmaßungen Anlaß geben könnte. Das Zimmer war, gleich diesem sakrischen Menschen, stumm, kalt und undurchdringlich. Besonders lebhaft war sein Erstaunen darüber, daß er in ihm nicht so wie er erwartet hatte, einen Eindruck der Ärmlichkeit erhielt: im Gegenteil, es brachte auf ihn eine Wirkung hervor, wie er sie ehemals empfunden hatte, als er eines Tages in den reich möblierten Salon eines Marseiller Präfekten getreten war. Das große Kruzifix schien die Wände mit seinen schwarzen Armen zu füllen.

Endlich mußte er sich doch entschließen, an die Ecke heranzutreten, in welche der Abbé Faujas ihn rief:

— Sie sehen den Flecken, nicht wahr? fragte ihn dieser. Seit gestern hat er sich ein wenig verwischt.

Mouret reckte sich in die Höhe, blinzelte mit den Augen, sah aber nichts. Als der Priester die Vorhänge beiseite geschoben hatte, erblickte er endlich einen kleinen Rostfleck.

— Das hat nicht viel auf sich, sprach er leise.

— Jedenfalls nicht; aber ich habe doch gemeint, Sie benachrichtigen zu sollen. Die Nässe ist gewiß von der Dachtraufe aus hierher gedrungen.

— Ja, Sie haben recht; von der Dachtraufe aus.

Mouret gab keine Antwort weiter; er betrachtete das durch das

helle Tageslicht beschienene Zimmer. Es hatte keinen so feierlichen Eindruck mehr, aber es bewahrte sein tiefes Schweigen. Kein Staubkörnchen erzählte hier vom Leben des Abbés.

— Übrigens, fuhr dieser letztere fort, könnten wir ja am Ende vom Fenster aus sehen . . . Warten Sie doch!

Und er öffnete das Fenster. Aber Mouret rief, daß er nicht weiter stören wolle, daß es ein Übelstand wäre mit den jetzigen Häusern, daß die Arbeiter das Loch schon zu finden wissen würden.

— Sie stören mich ganz und gar nicht, glauben Sie mir! sprach der Abbé, in liebenswürdiger Weise beharrend; ich weiß, daß die Hausbesitzer sich gern durch den Augenschein vergewissern. Ich bitte Sie darum: prüfen Sie alles genau. Das Haus ist ja Ihr Eigentum.

Er zeigte sogar ein Lächeln, als er diesen letzten Satz aussprach; was bei ihm eine sehr große Seltenheit war. Und als Mouret sich mit ihm über das Fensterkreuz hinausgebeugt hatte, und mit ihm nach der Dachrinne hinaufsah, begann er sich über bauliche Dinge auszusprechen, um der Ursache des Fleckens auf die Spur zu kommen.

— Sehen Sie! ich glaube, daß wir die Ursache in einer leichten Senkung der Ziegeln, vielleicht sogar in einer Bruchstelle zu suchen haben, wenn es nicht an dem Spalt liegen mag, den Sie dort sehen, längs des Karniеßes, der oberhalb der Stützwand läuft.

— Ja, das ist wohl möglich! gab Mouret zur Antwort. Ich gestehe Ihnen, Herr Abbé, daß ich nichts herauszufinden vermag. Der Maurer wird ja sehen.

Darauf sprach der Priester nicht mehr von der Reparatur. Er blieb ruhig stehen, auf die Gärten blickend, die sich unter ihm ausbreiteten. Mouret, neben ihm lehnend, wagte aus Höflichkeit nicht, sich zurückzuziehen. Nach einer Pause wandte sich sein Mieter mit den sanftgesprochenen Worten zu ihm:

— Sie haben einen herrlichen Garten, Herr!

— O! nicht besser als andere, versetzte er. Es standen ein paar hübsche Bäume drin, die hab' ich abschlagen müssen, denn es wuchs nichts in ihrem Schatten. Was glauben Sie denn? man

darf die Nützlichkeit nie aus den Augen setzen. Dieser Winkel ist ausreichend für uns; wir bauen Gemüse während der ganzen Jahreszeit.

Der Abbé wunderte sich, ließ sich Einzelheiten sagen. Der Garten war einer von jenen alten, von Lauben umstandenen Provinzgärten, die durch hohen Buchsbaum in vier regelmäßige Vierecke abgeteilt sind. In der Mitte befand sich ein schmales Bassin ohne Wasser. Ein einziges Viereck war den Blumen vorbehalten. In den drei anderen, in den Winkeln mit Obstbäumen bepflanzten Vierecken wuchsen prächtige Kohlpflanzen, dicke Salatstauden, die mit gelbem Sand bestreuten Alleen waren in bürgerlicher Schlichtheit gehalten.

— Es ist ein kleines Paradies, wiederholte der Abbé Faujas.

— Es hat auch sehr viele Übelstände; lassen Sie gut sein! sagte Mouret, gegen die lebhafte Befriedigung ankämpfend, welche ihm ein so ungeteiltes Lob seines Besitztums bereitete. So haben Sie beispielsweise doch wahrgenommen, daß wir uns hier auf einer Böschung befinden. Die Gärten sind terrassiert. So ist der Garten des Herrn Rastoil weit niedriger als der meinige, welcher wieder niedriger ist, als der Garten der Unterpräfektur. Häufig richten die Regenwässer Zerstörungen an. Dann sehen, was noch weniger angenehm ist, die Leute aus der Unterpräfektur alles, was bei mir vorgeht, und das um so besser, als sie die Terrasse gebaut haben oberhalb meiner Hauswand. Freilich sehe ich wieder dem Herrn Rastoil hinter die Koulissen: ein geringer Ersatz, glauben Sie mir, denn ich beschäftige mich niemals mit dem, was die andern Leute thun und treiben.

Der Priester schien ihm mit Gefallen zuzuhören, aber stellte keine Frage, sondern wiegte nur von Zeit zu Zeit den Kopf; er verfolgte die Erklärungen, welche sein Wirt ihm durch Gebärden gab, mit Aufmerksamkeit. —

— Und dann ein dritter Verdruß noch, fuhr dieser letztere fort, auf ein Gäßchen zeigend, welches am Hintergrunde des Gartens entlang ging; Sie sehen doch den kleinen, zwischen zwei Mauern gefaßten Weg? Das ist die Sackgasse des Chevilottes, welche zu

einem auf das Besitztum der Unterpräfektur mündenden Thorwege führt. Sämtliche Nachbargüter haben nach der Sackgasse eine kleine Austrittspforte, und fortwährend findet ein geheimnisvolles Kommen und Gehen statt. Ich habe die Pforte aus Rücksicht auf meine Kinder durch ein paar kräftige Nägel verschlossen.

Er blinzelte mit den Augen, während er auf den Abbé sah, vielleicht von der Hoffnung erfüllt, daß dieser fragen würde, was er unter diesem „geheimnisvollen Kommen und Gehen" verstünde. Aber der Abbé rührte sich nicht; er schaute prüfend auf die Sackgasse, aber ohne besondere Neugierde, und führte dann friedlich seine Blicke wieder auf Mourets Garten zurück. Unten am Rande der Terrasse saß Martha an ihrem gewöhnlichen Platze und nähte Servietten. Sie hatte anfangs hinaufgeblickt, als sie die Stimmen vernahm; dann hatte sie sich, verwundert, ihren Mann in Gesellschaft des Priesters an einem der Fenster des zweiten Stocks zu erblicken, wieder ihrer Arbeit zugewendet. Sie schien nicht mehr zu wissen, daß die Männer da waren. Mouret hatte indessen, infolge einer ihm unbewußten Großthuerei, glücklich darüber, daß er endlich in diesem ihm hartnäckig verschlossen gebliebenen Raum gedrungen, mit lautem Tone gesprochen. Und der Priester richtete von Zeit zu Zeit seine ruhigen Augen auf sie, auf dieses Weib, von welchem er nichts weiter sah als den gebeugten Nacken mit der schwarzen Masse des Haarnetzes.

Es trat eine Stille ein. Der Abbé Faujas schien noch immer nicht geneigt, das Fenster zu verlassen! Er schien jetzt die Beete des Nachbars zu mustern. Der Garten des Herrn Rastoil war nach englischem Muster eingerichtet, mit kleinen Alleen, kleinen Rasenplätzen, zwischen denen kleine Blumenrabatten angebracht waren. Im Hintergrunde befand sich ein Baumrondell, in welchem ein Tisch stand, umgeben von ländlichen Sesseln.

— Der Herr Rastoil ist sehr reich, erwiderte Mouret, welcher der Richtung der Blicke des Abbés gefolgt war. Sein Garten kostet ihm schweres Geld; der Wasserfall, den Sie unten, hinter den Bäumen sehen, ist ihm über dreihundert Franks zu stehen gekommen. Und kein Gemüse — nichts weiter als Blumen! Eine Zeitlang

haben die Damen sogar davon gesprochen, die Obstbäume niederschlagen zu lassen; das wäre ein richtiger Mord gewesen, denn die Birnbäume sind herrliche Exemplare. Indessen: er hat recht, seinen Garten einzurichten wie es ihm gefällt — wenn man die Mittel hat.

Und als der Abbé nach wie vor im Schweigen verharrte, fuhr Mouret, sich zu ihm wendend, fort:

— Sie kennen Herrn Rastoil, nicht wahr? Jeden Morgen spaziert er unter seinen Bäumen auf und ab, von acht Uhr bis neun Uhr. Ein dicker Mann, ein bißchen gedrungen, kahlköpfig, ohne Bart, den Kopf rund wie eine Kugel. Er hat, soviel ich glaube, in den ersten Tagen des August die Sechzig vollendet. Es sind nun gerade zwanzig Jahre her, daß er unserm Civilgericht als Direktor vorgesetzt worden ist. Man nennt ihn einen Biedermann. Ich stehe in keinem Verkehr mit ihm. Guten Tag und guten Abend: damit sind wir fertig.

Er hielt inne, da er mehrere Personen aus dem Nachbarhause herauskommen und auf das Rondell zutreten sah.

— Ei! aber sprach er, die Stimme senkend; es ist Dienstag heute. Man speist bei Rastoils.

Der Abbé hatte eine leichte Bewegung nicht zurückzuhalten vermocht. Er hatte sich vorgeneigt, um besser zu sehen. Zwei Priester, welche neben zwei großen Mädchen einherschritten, schienen ihn besonders zu fesseln.

— Sie wissen, wer diese Herren sind? fragte Mouret.

Und auf eine unbestimmte Gebärde des Abbés hin, fuhr er fort:

— Sie gingen über die Rue Balande, in dem Augenblick, als wir uns begegnet sind. . . Der Große, der Jugendliche, der, welcher zwischen den beiden Fräulein Rastoil geht, ist der Abbé Surin, der Schriftführer unsers Bischofs, ein, wie man sagt, sehr liebenswürdiger Herr. Der Alte, welchen Sie ein bißchen rückwärts sehen, ist einer von unseren Großvikaren, der Herr Abbé Fenil. Er ist der Vorsteher des Seminars. Ein schrecklicher Mann, derb und scharf wie ein Säbel. Ich bedaure, daß er sich nicht umdreht; Sie würden seine Augen sehen können . . . Es ist verwunderlich, daß Sie diese Herren nicht kennen.

— Ich gehe wenig aus, erwiderte der Abbé, ich besuche niemand in der Stadt.

— Daran thun Sie unrecht! Sie müssen sich doch hier und da langweilen . . . Ach, lieber Abbé! man muß Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen: neugierig sind Sie nicht! Was! Sie sind nun vier Wochen da und wissen noch nicht einmal, daß Herr Rastoil alle Dienstage Festtafel hält! Aber das springt ja in die Augen — von diesem Fenster aus.

Mouret lächelte. Er machte sich lustig über den Abbé. Dann nahm er einen vertraulichen Ton an.

— Sie sehen doch den großen alten Herrn, welcher Frau Rastoil begleitet. Ja, den magern, den Mann mit dem breitrandigen Hute. Das ist Herr de Bourdeu, der frühere Präfekt von Droune — ein Präfekt, welchen die Revolution 1848 aufs Trockene gesetzt hat. Noch einer, den Sie nicht kennen? ich wette darauf. Und Herr Maffre, den Friedensrichter? den ganz weißen Herrn mit den großen Augen, der zuletzt kommt mit Herrn Rastoil. Schwerenot! daß Sie den nicht kennen, ist verzeihlich. Er ist Ehren-Kanonikus von Saint-Saturnin. Unter uns gesagt, man beschuldigt ihn, seine Frau durch seine Härte und seinen Geiz getötet zu haben.

Er hielt inne, sah dem Abbé ins Gesicht und sagte zu ihm mit einer verschmitzten Derbheit:

— Ich bitte um Verzeihung, Herr Abbé; aber ich gehöre nicht zu den Muckern.

Der Abbé machte von neuem eine unbestimmte Gebärde mit der Hand — jene Gebärde, welche eine Antwort auf alles war, indem sie ihm ersparte, sich deutlicher auszudrücken.

— Nein, ich bin kein Mucker, wiederholte Mouret scherzend. Man muß der Welt seine Freiheit lassen; nicht wahr . . Bei Rastoils versteht man die Praxis. Sie hätten die Mutter und die Töchter in Saint-Saturnin sehen sollen! sie sind Ihre Pfarrkinder . . . diese armen Mamsellen! die ältere, Angeline, ist bald sechsundzwanzig Jahre alt; die andere, Aurelie wird deren vierundzwanzig zählen. Und gar nicht schön; ganz gelb und ein mürrisches Gesicht. Das Schlimmste dabei ist, daß man die ältere zuerst unter

die Haube bringen muß; sie werden infolge ihrer Mitgift schon noch etwas finden . . . Was die Mutter betrifft, die kleine fette Frau, die so sanft einhertritt wie ein Lamm, so hat sie dem armen Rastoil harte Nüsse zu knacken gegeben.

Er blinzelte mit dem linken Auge — ein Pfiff, der ihm eigentümlich war, wenn er einen gewagten Scherz los ließ. Der Abbé hatte die Augenlider gesenkt, und wartete des Folgenden; da der andere jetzt schwieg, öffnete er sie wieder und betrachtete die Gesellschaft, die sich unter den Bäumen um den runden Tisch gruppierte. Mouret fuhr in seinen Erläuterungen fort.

— Sie werden dort bis zum Essen bleiben, um frische Luft zu schöpfen. So wird's an allen Dienstagen gemacht . . . Dieser Abbé Surin hat viel Glück! Da sehen Sie nur, wie laut er lacht mit Fräulein Aurelie! . . . Ah! der Großvikar hat uns gesehen! Herr! diese Augen! Er hat mich nicht besonders gern, weil ich mit einem seiner Verwandten einen Streitfall gehabt habe. Aber wo ist denn der Abbé Bourrette? Wir haben ihn nicht gesehen; nicht wahr? Das ist recht würdig. Er fehlt an keinem Dienstag bei Herrn Rastoil. Er muß nicht wohl sein. Den kennen Sie doch! Welch ein würdiger Herr! Das wahre Lamm Gottes.

Aber der Abbé Faujas hörte ihm nicht mehr zu. Sein Blick kreuzte sich fortwährend mit dem Blicke des Abbés Fenil. Er wendete den Kopf nicht ab, sondern hielt die Musterung des Vikars mit einer vollkommenen Kälte aus. Er hatte sich breit vor die Fensterbrüstung gestellt, und seine Augen schienen größer geworden zu sein.

— Da kommt die Jugend! sprach Mouret weiter, als er drei junge Leute kommen sah. Der älteste ist der Sohn von Rastoil; er ist dieser Tage als Advokat zugelassen worden. Die beiden anderen sind die Söhne des Friedensrichters, welche noch auf dem Kolleg sind . . . Ei! warum sind denn meine beiden Lümmel noch nicht nach Hause?

In diesem Augenblick erschienen Octave und Serge gerade auf der Terrasse. Sie lehnten sich an die Rampe und neckten Desirée, welche sich neben die Mutter gesetzt hatte. Die Kinder senkten,

sobald sie ihres Vaters im zweiten Stock ansichtig geworden waren, die Stimme und unterdrückten ein angefangenes Lachen.

— Meine ganze Familie! sprach Mouret leise mit Behagen. Wir bleiben für uns, empfangen gar keine Besuche. Unser Garten ist ein geschlossenes Paradies, wo es dem Teufel nicht leicht werden soll, uns in Versuchung zu führen.

Er lachte, als er diese Worte sprach, weil er im Innern seines Herzens fortfuhr, sich auf Kosten des Abbés zu amüsieren. Dieser hatte langsam die Augen wieder auf die Gruppe gerichtet, welche gerade unter dem Fenster die Familie seines Eigentümers bildete. Er blieb dort einen Augenblick stehen, betrachtete den alten Garten mit den von Buchsbaum umschlossenen Gemüsevierecken; dann lenkte er den Blick auf die anmaßenden Alleen des Herrn Rastoil; und als hätte er einen Plan von den Örtlichkeiten aufnehmen wollen, wanderte sein Blick hinüber zu dem Garten der Unterpräfektur. Dort war bloß ein großer Rasenplatz in der Mitte vorhanden; ein Grasteppich mit weichen Wellenlinien; Sträucher mit dichtem Laube bildeten kleine Gebüsche; hohe Kastanienbäume wandelten dieses zwischen den Nachbarhäusern erdrückte Gartenstück zu einer Art von Park um.

Der Abbé Faujas indessen blickte mit besonderer Liebe unter die Kastanienbäume. Er that endlich den leisen Ausspruch:

— Diese Gartenreihe ist allerliebst! es sind auch im Garten links Leute!

Mouret hob die Augen auf.

— Wie alle Nachmittage! gab er ruhig zur Antwort; es sind die vertrauten Bekannten des Herrn Péqueur des Saulains, unseres Unterpräfekten ... Im Sommer gruppieren sie sich abends ebenfalls um das Bassin, das Sie jetzt nicht sehen können. Dort links ist es ... Ah! der Herr de Condamin ist zurück. Der hübsche alte Herr mit dem guterhaltenen, frischroten Teint; er ist mit der Wasser und Forstverwaltung betraut; ein lustiger Herr, den man immer zu Pferde, mit Handschuhen und prallem Beinkleide, trifft. Und ein Aufschneider sondergleichen! Er ist nicht aus der Gegend:

er hat jüngst ein ganz junges Frauchen geheiratet . . . aber das sind schließlich Dinge, die mich zum Glück nichts angehen.

Er senkte neuerdings den Kopf, als er Desirée, welche mit Serge spielte, in ihrer jugendhaften Weise lachen hörte. Aber der Abbé, dessen Gesicht eine leichte Röte zeigte, führte ihn durch ein einziges Wort wieder zur Sache.

— Ist das der Unterpräfekt, fragte er, der dicke Herr in der weißen Kravatte?

Diese Frage erheiterte Mouret außerordentlich.

— Nicht doch! gab er lachend zur Antwort. Man sieht wohl, daß Sie Herrn Péqueur des Saulains nicht kennen! Er ist keine vierzig Jahre alt. Er ist groß, ein hübscher Mann, sehr vornehm. Dieser dicke Herr, welchen Sie meinen, ist der Doktor Porquier, der Arzt, welcher die Gesellschaft von Plassans in Behandlung hat. Ein glücklicher Mensch! glauben Sie mir. Er hat nur einen Kummer, das ist sein Sohn Guillaume . . . Sehen Sie die beiden Personen, welche auf der Bank sitzen und uns den Rücken drehen? Es ist Herr Paloques, der Richter seiner Frau. Der scheußlichste Ehestand im ganzen Land! Man weiß nicht, welcher am meisten Abscheu verdient: die Frau oder der Mann. Zum Glück haben sie keine Kinder.

Mouret begann lauter zu lachen. Er wurde warm, ereiferte sich, mit der Hand auf die Fensterbrüstung klopfend.

— Nein, fuhr er fort, mit einem zweifachen Kopfnicken auf den Rastoil'schen und auf den Garten der Unterpräfektur zeigend; ich kann diese beiden Gesellschaften nicht sehen, ohne daß mir das Blut zu wallen beginnt. Sie beschäftigen sich nicht mit Politik, Herr Abbé; sonst würde ich Ihnen was zum Lachen geben! Stellen Sie sich vor, daß ich, ob mit Recht oder mit Unrecht, ist Nebensache, für einen Republikaner gelte. Ich laufe viel im Land herum, meiner Geschäfte wegen; ich bin der Freund des Bauern; man hat mich sogar schon genannt für den Bezirksrat; kurz und gut, mein Name ist bekannt. Nun! dort zur Rechten von mir sitzen die Rastoils, die Blume der Legitimität, und hier zur Linken beim Unterpräfekten, die Großkäuze des Kaiserreichs. Na! ist das nicht drollig?

mein armer, alter, ruhiger Garten, mein kleiner Glückswinkel, zwischen diesen beiden feindlichen Lagern! ich habe immer Furcht, daß sie sich nicht mit Steinen über meine Mauern hinweg werfen. Sie begreifen doch: ihre Steine würden in meinen Garten fallen können.

Dieser Scherz vollendete Mourets Entzücken. Er näherte sich dem Abbé mit der Miene einer Klatschbase, die kein Ende findet.

— Plassans ist ein gar merkwürdiges Nest! was die politischen Verhältnisse anbetrifft. Der Staatsstreich ist hier gelungen, weil die Stadt konservativ ist. Vor allen Dingen aber ist sie legitimistisch und orleanistisch, sozwar, daß sie vom ersten Tag des Kaiserreichs ab ihre Bedingungen hat vorschreiben wollen. Da man sich nicht an sie gekehrt hat, so ist sie ärgerlich und hat sich auf die Seite der Opposition gestellt. Ja, Herr! auf die Opposition! Im letzten Jahre haben wir den Marquis de Lagrifoul als Deputierten erwählt, einen alten Edelmann von einer mittelmäßigen Intelligenz, dessen Wahl aber der Unterpräfektur derb in die Krone gefahren ist . . . Und da, schauen Sie! jetzt kommt der Herr Péqueur des Saulains; in seiner Gesellschaft ist der Herr Delangre, der Maire.

Der Abbé sah rasch hin. Der Unterpräfekt, ein sehr brünetter Herr, lächelte unter seinem gewichsten Schnurrbart; seine Haltung war äußerst korrekt; sein Gang erinnerte an den vornehmen Offizier und an den liebenswürdigen Diplomaten. Neben ihm machte sich der Maire bemerklich mit einem wahren Fieber von Gebärden und Reden. Er erschien klein, mit den breiten und hohen Schultern, dem versteckten Gesicht, und erinnerte etwas an den Hanswurst. Er mußte ungeheuer viel sprechen.

— Herr Péqueur des Saulains, fuhr Mouret fort, ist beinahe krank darüber geworden. Er glaubte steif und fest, daß die Erwählung des offiziellen Kandidaten gesichert sei. Ich habe mich köstlich dabei amüsiert. Am Abend der Wahl ist der Garten schwarz und unheimlich geblieben wie ein Kirchhof; während bei Rastoils Kerzen unter den Bäumen gebrannt haben, und freudiger Siegesjubel geherrscht hat. Auf der Straße läßt man sich nichts merken; in den Gärten aber thut man sich keinen Zwang an, man geht aus sich

heraus. Lassen Sie gut sein! ich bin Zeuge von merkwürdigen Dingen, ohne daß ich jedoch ein einziges Wort dazu sage.

Er hielt einen Augenblick inne, als hätte er keine Lust, weiter zu erzählen; aber die Lust zum Schwatzen war doch zu stark.

— Jetzt, fuhr er fort, frage ich mich, was sie auf der Unterpräfektur beginnen werden. Niemals mehr werden sie ihren Kandidaten durchbringen; sie kennen das Land nicht, sie sind nicht in der Mehrheit! Man hat mich versichert, daß Herr Péqueur des Saulains eine Präfektur erhalten sollte, wenn die Wahl gut von statten gegangen wäre. Wollen mal sehen, ob's was wird, Jean! wirst wohl Unterpräfekt noch geraume Zeit bleiben! . . . Ei! ich möchte wissen, was sie noch ausfindig machen werden, den Marquis zu werfen! denn etwas werden sie schon herausfinden, versuchen, so oder so, um die Eroberung von Plassans zu vollziehen.

Er hatte die Augen auf den Abbé gelenkt, den er seit einer Weile nicht mehr beachtet hatte. Der Anblick des aufmerksamen, lebhaft geröteten Gesichts, der gleichsam gespitzten Ohren verblüffte ihn. Seine ganze vorsichtige Kleinbürgersklugheit erwachte; er merkte, daß er soeben zu viel gesagt hatte. Deshalb sprach er mit einer leisen, verdrießlichen Stimme:

— Schließlich kann ich nichts verbürgen. Man erzählt soviel alberne Sachen. Ich verlange weiter nichts, als daß man mich innerhalb meiner vier Pfähle in Ruhe läßt.

Er hätte gern das Fenster verlassen, aber er wagte es nicht, so plötzlich fortzugehen, nachdem er erst in einer so intimen Weise geschwatzt hatte. Er fing an zu argwöhnen, daß, wenn sich der eine von ihnen beiden lustig gemacht hätte über den andern, er ganz gewiß nicht die gescheitere Rolle gespielt hätte. Der Abbé mit seiner erhabenen Ruhe fuhr fort, Blicke nach rechts und nach links nach den beiden Gärten, zu werfen. Er machte nicht den leisesten Versuch, um Mouret zum Weitersprechen zu ermutigen. Und Mouret, welcher mit Ungeduld wünschte, daß seine Frau oder eines von seinen Kindern den guten Einfall haben möchte, ihn zu rufen, fühlte eine förmliche Erleichterung, als er Rose auf die Gartentreppe treten sah. Sie schaute hinauf.

— Nun, Herr Mouret! rief sie; wird's denn heute gar nichts mit dem Essen? Die Suppe steht schon über eine Viertelstunde auf dem Tische.

— Gut, Rose! ich komme herunter, gab er zur Antwort.

Er trat vom Fenster weg mit einer Entschuldigung. Die Kälte im Zimmer, das er hinter seinem Rücken vergessen hatte, machte ihn vollends verwirrt. Es erschien ihm mit seinem schrecklichen schwarzen Kruzifix, das alles gehört haben mußte, ganz wie ein großer Beichtstuhl. Und als der Abbé Faujas sich von ihm verabschiedete, indem er ihm eine kurze, schweigsame Verbeugung machte, konnte er diesen jähen Abbruch der Unterredung nicht überwinden — er kam zurück, die Blicke zur Zimmerdecke hinaufrichtend, und sagte:

— Also in dieser Ecke ist's?

— Was denn? fragte der Abbé höchst überrascht.

— Der Flecken, von welchem wir gesprochen haben . . .

Der Priester konnte ein Lächeln nicht verbergen. Und von neuem bemühte er sich, Mouret den Fleck zu zeigen.

— O! ich erblicke ihn jetzt ganz deutlich! sprach dieser. Es ist abgemacht, ich werde morgen die Handwerker kommen lassen.

Er ging endlich aus dem Zimmer. Noch stand er auf dem Treppenflur, als die Thüre sich hinter ihm geräuschlos geschlossen hatte. Das Schweigen auf der Treppe setzte ihn in eine tiefe Unruhe. Er stieg herab, indem er flüsterte:

— Dieser sakrische Mensch! er frägt nach nichts und man sagt ihm doch alles!

V.

Am nächsten Tage kam die alte Frau Rougon, Marthas Mutter, bei Mourets zum Besuch. Es war das ein gewaltiges Ereignis, denn es bestand ein kleines Zerwürfnis zwischen dem Schwiegersohn und den Eltern seiner Frau, besonders seit der

Wahl des Marquis von Lagrifoul, deren Zustandekommen sie hauptsächlich seinem Einflusse auf dem Lande zuschrieben. Martha verkehrte allein bei ihren Eltern. Ihre Mutter, „die schwarze Felicité“, wie man sie nannte, war als siebenzigjährige Frau noch so behend und lebhaft wie ein junges Mädchen. Sie trug keine anderen, als seidene, dicht mit Volants besetzte Kleider und liebte besonders die gelbe und kastanienbraune Farbe.

Als sie sich heute zum Besuch einfand, waren nur Martha und Mouret in der Eßstube.

— Siehe da! meinte der letztere sehr überrascht; da kommt ja Deine Mutter. Was will sie denn von uns? Vier Wochen lang hat sie ja keinen Fuß hierher gesetzt. Gewiß irgend welche Schliche wieder!

Die Eltern seiner Frau, bei denen er vor seiner Heirat, als ihr enger Laden in dem alten Stadtviertel nach dem Bankerott witterte, Verkäufer gewesen war, bildeten einen Gegenstand ewigen Mißtrauens für ihn. Sie verhielten sich übrigens ihm gegenüber auch nicht anders, denn sie haßten vor allem in ihm den Kaufmann, welcher es verstanden hatte, aus seinem Geschäft ein Vermögen zu schlagen. Wenn ihr Schwiegersohn sagte: „Ich verdanke mein Geld allein meiner Arbeit,“ so kniffen sie die Lippen, denn sie verstanden recht gut, daß er sie beschuldigte, das ihrige in Hantierungen, welche das Tageslicht zu scheuen hätten, gewonnen zu haben. Felicité beneidete Mourets, trotz ihrem schönen Hause am Präfekturplatze, um das kleine ruhige Landhäuschen, mit der tollen Eifersucht einer alten Handelsfrau, welche ihre Zinsen nicht ihren Ersparnissen am Ladentische verdankt.

Felicité küßte Martha auf die Stirn, als wäre dieselbe noch immer erst sechzehn Jahre alt. Sie reichte dann Mouret die Hand. Die Unterhaltung zwischen diesen beiden Personen ward gewöhnlich in einem bittersüßen Tone geführt.

— Nun! fragte sie ihn mit Lächeln: haben die Gendarmen Sie denn noch immer nicht geholt, Revolutionär?

— Nein, nein! noch nicht! gab er ebenso lachend zur Antwort;

sie warten noch immer auf den Befehl dazu von Ihrem Herrn Gemahl.

— Ei! das ist ja allerliebst, was Sie da sagen! erwiderte Felicité mit blitzenden Augen.

Martha richtete auf Mouret einen flehenden Blick; er war wirklich zu weit gegangen. Aber er war einmal im Zuge und fuhr fort:

— Aber, Schockschwerenot! wo sind denn unsere Gedanken? wir empfangen Ihren Besuch in der Eßstube! Bitte doch in den Salon zu spazieren!

Das war eine seiner gewöhnlichen Neckereien. Er ahmte die vornehmen Manieren seiner Schwiegermutter nach, wenn er ihren Besuch empfing. Martha mochte noch soviel reden, daß man ja in der Eßstube ganz gut säße; sie mußte ihm mit der Mutter in den Salon folgen. Und dort gab er sich unendlich Mühe: zog die Jalousieen in die Höhe, rückte die Sessel zurecht. Der Salon, in welchen man nie den Fuß setzte, und dessen Fenster fast immer geschlossen blieben, war ein großes einsames Gemach, in welchem ein durch Kappen, die durch die vom Garten hereindringende Feuchtigkeit vergilbt waren, geschütztes Mobiliar herumstand.

— Das ist schon nicht mehr auszuhalten, sprach Mouret leise, indem er den Staub von einem Schränkchen wischte; diese Rose läßt alles gehen und stehen! — Und sich an seine Schwiegermutter wendend, mit einer Stimme, aus welcher die Ironie herausklang, setzte er hinzu: Sie nehmen uns doch nicht übel, daß wir Sie in unserer armseligen Wohnung so empfangen. Es kann nun einmal nicht jederman reich sein.

Felicité war dem Ersticken nahe. Sie sah Mouret einen Augenblick starr an; sie war nahe daran, loszubrechen; aber sie that sich Gewalt an und senkte langsam die Augenlider; als sie dieselben aufhob, sagte sie mit einer liebenswürdigen Stimme: Ich habe eben der Frau de Condamin guten Tag gewünscht und bin hergekommen, um zu erfahren, wie es der kleinen Familie geht. Die Kinder befinden sich wohl; nicht wahr? Und Sie doch auch, mein lieber Mouret?

— Ja, es geht jedermann ausgezeichnet! antwortete er, erstaunt über diesen hohen Grad von Liebenswürdigkeit.

Aber die alte Dame ließ ihm keine Zeit, das Gespräch auf einen feindseligen Gegenstand zu lenken. Sie fragte Martha zärtlich über eine Menge von Nichtsen; sie machte sich zur lieben Großmama, schalt ihren Schwiegersohn, daß er ihr nicht öfter „die Enkel und die Enkelin“ sandte. Sie wäre doch so glücklich, dieselben bei sich zu sehen!

— Ach, ihr wißt, sagte sie endlich ohne Zwang; wir haben Oktober; ich will wieder, wie in anderen Winterhalbjahren, mit dem künftigen Donnerstage meine Besuchsabende eröffnen . . . Ich rechne auf Deine Anwesenheit; nicht wahr, Du kommst doch, liebe Martha? Und Sie, Mouret, wird man doch auch hie und da einmal sehen?

Mouret, welchen das liebenswürdige Geschwätz seiner Schwiegermutter schließlich verwirrt machte, sah sich aufs Trockene gesetzt. Er war auf einen solchen Hieb nicht gefaßt, und da er keine bissige Erwiderung fand, so ließ er sich mit der Antwort genügen: Sie wissen doch, daß ich zu Ihnen nicht kommen kann! Sie empfangen eine Menge von Leuten, welche sich freuen würden, mir unangenehme Dinge zu sagen. Dann mag ich mich auch in die Politik nicht mischen.

— Aber Sie sind ganz im Irrtum, erwiderte Felicité; hören Sie doch nur, Mouret! Sollte man etwa sagen, daß mein Salon ein Klub sei? Das hätte ich doch nicht haben mögen! Die ganze Stadt weiß doch, daß ich bestrebt bin, aus meinem Hause ein liebenswürdiges Heim zu machen! Wenn man von Politik bei mir spricht, so geschieht's in den Winkeln. Ach ja! die Politik: die hat mich was Ehrliches schon geärgert im Leben! Aber das ist jetzt anders! Weshalb sagen Sie mir denn solche Dinge?

— Bei Ihnen verkehrt ja die ganze Sippe von der Unterpräfektur! sprach Mouret leise mit einer bissigen Miene.

— Die Sippe von der Unterpräfektur? wiederholte sie; die Sippe? . . Ja, gewiß, diese Herren verkehren bei mir. Ich glaube indessen nicht, daß man Herrn Péqueur des Saulains in diesem

Winter oft bei mir sehen wird; mein Mann hat ihm seine Meinung derb gesagt hinsichtlich der letzten Wahlen. Er hat sich ja nasführen lassen wie ein Gimpel . . . Was seine Freunde betrifft, so sind das Leute von sehr netter Art. Herr Delangre und Herr de Condamin sind überaus freundlich; der wackere Paloques ist die Herzensgüte selbst, und gegen den Doktor Porquier haben Sie doch, glaube ich, ebenfalls nichts einzuwenden.

Mouret zuckte die Achseln.

— Übrigens, sprach sie weiter, die Worte ironisch betonend, begrüße ich in meinen Räumen auch die Sippe des Herrn Rastoil, den würdigen Herrn Maffre und unsern gelehrten Freund de Bourdeu, den ehemaligen Präfekten . . Sie sehen also, daß wir durchaus nicht exklusiv sind! es sind alle Meinungen bei uns vertreten. Aber sehen Sie denn nicht ein, daß keine vier Katzen bei mir anzutreffen sein würden, wenn ich meine Gäste aus einer einzigen Partei wählte! Wir lieben den geistreichen Mann, gleichgiltig, in welchem Lager wir ihn finden; wir haben den Stolz, an unseren Gesellschaftsabenden alles zu empfangen, was Plassans an ausgezeichneten Persönlichkeiten besitzt! Mein Salon ist ein neutrales Gebiet. Das merken Sie wohl, Mouret; ja wohl, ein neutrales Gebiet: Das ist der richtige Ausdruck.

Sie hatte sich ereifert während des Redens. Jedesmal, wenn man das Gespräch auf diesen Punkt führte, ward sie verdrießlich. Ihr Salon war ihr Ruhm; sie wollte dort, wie sie sich ausdrückte, nicht als Parteiführerin, sondern als Weltdame thronen. Allerdings behaupteten die vertrauteren Gäste, daß sie einer Versöhnungstaktik sich befleißige, infolge eines durch ihren Sohn Eugène, den Minister, erteilten Winkes, welchem es beliebte, in Plassans die Annehmlichkeiten und Liebenswürdigkeiten des Kaisertums zu personificieren.

— Sie mögen sagen was Sie wollen, brummte Mouret; Ihr Maffre ist ein Pfaff', Ihr Bourdeu ein Tropf, und die anderen sind zum größten Teil Habenichtse. Das sind meine Gedanken über die Sache. Für Ihre Einladung bin ich Ihnen sehr dankbar.

Aber sie würde mich zu sehr aus meiner Gewohnheit bringen. Ich lege mich gern zeitig zu Bett. Ich bleibe in meinen vier Pfählen.

Felicité erhob sich, wendete Mouret den Rücken und sprach zu ihrer Tochter: Ich darf doch auf Deinen Besuch rechnen, liebes Kind?

— Gewiß, erwiderte Martha, welche bemüht war, die grobe Abweisung ihres Mannes zu mildern.

Die alte Dame schickte sich zum Fortgehen an, als ihr noch etwas einfiel. Sie verlangte nach einem Kusse von Desirée, welche sie im Garten gesehen hatte. Indessen wollte sie nicht haben, daß man das Kind riefe; sie trat auf die Terrasse hinab, die noch von einem am Morgen gefallenen leichten Regen ganz feucht war. Dort erging sie sich in Zärtlichkeiten gegen das kleine Mädchen, das sich vor ihr einigermaßen fürchtete. Dann hob sie wie aus Zufall den Kopf auf und rief, als sie der Vorhänge im zweiten Stock ansichtig wurde: — Ei, seht doch! Ihr habt vermietet? Ach ja, jetzt fällt's mir ein, an einen Priester, glaube ich. Ich habe davon sprechen hören. Was ist denn das für ein Mensch, dieser Priester?

Mouret sah sie scharf an. Es kam ihm ein schneller Verdacht; er dachte, daß sie lediglich des Abbés Faujas wegen gekommen wäre.

— Meiner Treu! sagte er, ohne sie mit den Augen zu verlassen; ich weiß nichts über ihn. Aber vielleicht können Sie mir über ihn Auskunft geben?

— Ich? rief sie mit einer überraschten Miene. Aber ich habe ihn ja noch gar nicht gesehen! Warten Sie! ich weiß, daß er Vikar in Saint-Saturnin ist; der Pater Bourrette hat's mir gesagt. Und das bringt mich auf den Einfall, daß ich ihn für meine Gastabende einladen sollte! Der Seminar-Direktor und der Schriftführer des Herrn Bischofs sind ja schon meine Gäste.

Dann sich zu Martha wendend, setzte sie hinzu:

— Du weißt wohl nicht, wenn Dein Mieter sichtbar ist? Du könntest ihn fragen, ob ihm eine Einladung angenehm sein würde?

— Wir bekommen ihn fast niemals zu sehen! beeilte Mouret sich, zu antworten. Er kommt und geht, ohne den Mund aufzuthun. Auch sind das keine Sachen, mit denen ich mich befasse.

Und er fuhr fort, sie mit Blicken des Mißtrauens zu betrachten. Ganz sicher wußte sie mehr über den Abbé Faujas, als sie zugeben wollte. Andrerseits ließ sie sich durch die aufmerksame Musterung ihres Schwiegersohnes nicht aus der Fassung bringen.

— Es ist mir schließlich gleichgültig, erwiderte sie mit ungestörter Ruhe. Wenn er ein manierlicher Mensch ist, dann werde ich immer einen Weg finden, ihm meine Einladung zu übermitteln. Auf Wiedersehen, Kinder!

Sie stieg die Treppe wieder herauf, als eine hohe Greisengestalt auf der Schwelle des Vorhauses sichtbar wurde. Er trug einen sauberen Mantel und ein sauberes Beinkleid von blauem Tuche mit einer die Augen beschattenden Pelzmütze. In der Hand hielt er eine Peitsche.

Felicité hatte eine Gebärde des lebhaften Verdrusses gemacht. Macquart, Rougons Stiefbruder, hatte durch dessen Verwendung die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich bekommen, nachdem er sich in dem Bauernaufstand vom Jahre 1851 gefährdet hatte. Seit seiner Rückkehr aus Piemont führte er ein behagliches Bürgersleben. Er hatte — mit was für Geld, wußte man nicht — ein kleines, in dem Dorfe Tulettes, drei Meilen von Plassans, gelegenes Häuschen gekauft. Nach und nach hatte er sich herausgemacht, hatte sich sogar einen kleinen Wagen und ein Pferd gekauft, so daß man ihn jetzt fortwährend auf der Landstraße traf, mit der Pfeife im Munde, lachend und scherzend im süßen Nichtsthun. Rougons Feinde flüsterten einander zu, daß die beiden Brüder irgend einen schlimmen Streich zusammen verübt hätten und daß Pierre Rougon nun Antoine Macquart unterhielte.

— Grüß' Gott, Oheim! rief Mouret mit Geziertheit; kommen Sie uns auch mal eine kleine Visite abstatten?

— Ja doch, versetzte Macquart in gutmütigem Tone; Du weißt ja, ich komme jedesmal, wenn ich in Plassans bin. Ach, sieh da! Felicité: darauf war ich nicht gefaßt, Sie hier zu treffen! Ich war da, um Rougon zu sprechen — ich hatte ihm etwas zu sagen . . .

— Er war doch zu Hause; nicht wahr? unterbrach sie ihn mit unruhiger Lebhaftigkeit: 's ist gut, 's ist gut, Macquart.

— Ja, er war zu Hause, fuhr der Oheim mit Ruhe fort; ich habe ihn gesehen, und wir haben zusammen eine Weile geplaudert. Er ist ein guter Gesell, der Rougon.

Er zeigte ein leichtes Lachen. Und während Felicité angsterfüllt auf- und abtrippelte, fuhr er mit seiner langsamen, so merkwürdig gebrochenen Stimme, daß er sich immer über jemand lustig zu machen schien, fort:

— Mouret, alter Bursche! ich habe Dir zwei Kaninchen gebracht; sie stecken in dem Korbe da. Ich habe sie Rose gegeben. Rougon habe ich auch ein Paar mitgebracht; Sie werden sie zu Hause finden, Felicité, und werden mich schon wissen lassen, ob sie nach Wunsch waren. Ach! die Hallunken sind recht hübsch fett; ich hab' sie gemästet für Euch . . . Was wollt Ihr denn, Kinder? es macht mir Spaß, Euch Geschenke zu machen.

Felicité war sehr blaß geworden; sie preßte die Lippen zusammen, während Mouret fortfuhr, sie mit einem heimlichen Lächeln zu betrachten. Sie würde sich gern zurückgezogen haben; aber sie fürchtete, daß das Schwatzen losgehen würde, wenn sie Macquart allein hier ließe.

— Dank Dir schön, Oheim! sagte Mouret. Die Pflaumen, welche Sie letztmals mitbrachten, waren recht gut. Sie trinken doch einen Schluck?

— Das schlag' ich nicht aus.

Und als Rose ihm ein Glas Wein gebracht hatte, setzte er sich auf das Treppengeländer. Er trank das Glas langsam, indem er bald mit der Zunge schnalzte, bald den Wein nach der Sonne hielt und sich an seinem Blinkern weidete.

— Das stammt aus dem Viertel Saint-Eutrope, dies Weinchen? sprach er leise. Mir kann da keiner was vormachen. Ich kenne mein Land genau.

Er wiegte lachend den Kopf. Da fragte Mouret ihn plötzlich mit einer eigentümlichen Betonung:

— Und in Tulettes, wie geht's da?

Er hob die Augen auf und sah einen nach dem andern an.

Dann schnalzte er zum letzten Mal, stellte das Glas neben sich auf den Stein und antwortete ohne Zwang:

— Hm, nicht schlecht. Ich hab' vorgestern Nachricht von ihr bekommen. Es bleibt immer beim alten mit ihr.

Felicité hatte den Kopf gewendet. Es trat eine Pause ein. Mouret legte den Finger auf eine der blutenden Wunden der Familie, indem er auf die Mutter Rougons und Macquarts anspielte, die seit mehreren Jahren als verrückt im Irrenhause von Tulettes eingesperrt saß. Das kleine Besitztum Macquarts befand sich neben der Anstalt, und es sah ganz so aus, als ob Rougon den Alten dorthin gesetzt hätte, um die Alte zu hüten.

— Es wird spät, sagte Macquart endlich, sich von seinem Stuhl erhebend; ich muß vor Abend zu Hause sein. Sage mal, Mouret, alter Bursche! ich hoffe, daß Du mich an einem der nächsten Tage besuchen wirst. Du hattest mir doch versprochen, zu kommen.

— Ich werde kommen, Oheim! ich werde kommen!

— Das meine ich nicht; ich will, daß Ihr alle kommt; ich langweile mich so allein in dem Neste. Hörst Du also? Ihr sollt alle kommen. Die Küche werd' ich schon imstande halten.

Und sich zu Felicité wendend, sagte er noch:

— Teilen Sie doch Rougon mit, daß ich auch auf seine und Ihre Anwesenheit zähle. Nicht etwa, weil die alte Mutter daneben weilt, soll er ausbleiben; wenn man immer an die denken wollte, dürfte man sich gar nicht mehr zerstreuen. Ich sage Euch, es geht ihr gut, und man sorgt gut für sie. Ihr könnt Euch in dieser Hinsicht auf mich verlassen. Ich werd' Euch ein Weinchen vorsetzen das ich an einem Abhange der Seille aufgestöbert habe; ein Weinchen, das Euch den Kopf ein bischen warm machen soll — Ihr werdet ja sehen!

Während er also sprach, begab er sich nach der Thüre. Felicité folgte ihm auf dem Fuße, so daß es aussah, als dränge sie ihn hinaus. Alles begleitete ihn bis auf die Straße. Er machte sein Pferd frei, dessen Zügel er an einer Jalousie festgeknüpft hatte, — als der nach Hause zurückkehrende Abbé Faujas in die Mitte der Gruppe trat mit einem leichten Gruße. Es war, als schliche ein

schwarzer Schatten geräuschlos entlang. Felicité drehte sich behend um, war aber doch nicht rasch genug gewesen, um ihm ins Gesicht zu sehen, und verfolgte ihn mit dem Blicke bis an die Treppe. Macquart, verdutzt vor Erstaunen, schüttelte den Kopf und rief leise:

— Was, alter Bursche? Du giebst jetzt Pfaffen bei Dir Wohnung? Na, und einen merkwürdigen Blick hat dieser Mensch. Du! sieh Dich vor: die Schwarzkittel bringen Pech!

Er setzte sich auf die Bank seines Wagens, leise vor sich her pfeifend, und fuhr in kurzem Pferdetrab die Rue Balande hinab. Sein runder Rücken und seine Pelzmütze verschwanden an der Biegung der Rue Taravelle. Als Mouret sich umdrehte, hörte er seine Schwiegermutter zu Martha sagen:

— Mir wäre es lieber, wenn Du es ihm sagtest. Es ist dann weniger ceremoniell. Wenn Du ein Mittel fändest, ihm meine Einladung zu bestellen, so würdest Du mich sehr erfreuen.

Sie schwieg, als sie sich Mouret gegenübersah. Nachdem sie hierauf Desirée noch mit Inbrunst geküßt hatte, ging sie fort, noch einen letzten Blick um sich werfend, um sich zu vergewissern, daß Macquart nicht nach ihr wieder zurückkehren werde, um über sie zu schwatzen.

— Du weißt, daß ich Dir ein für allemal verboten habe, Dich in die Angelegenheiten Deiner Mutter zu mischen, sagte Mouret, als er mit seiner Frau in das Haus zurücktrat, zu dieser. Sie steckt immer mitten in einem Haufen von Geschichten, aus denen kein Mensch gescheit wird. Was, zum Teufel! will sie denn mit dem Abbé beginnen? Seiner schönen Augen halber würde sie ihn doch gewiß nicht einladen, wenn sie nicht ein geheimes Interesse dabei hätte. Dieser Pfaffe ist doch nicht so umsonst nach Plassans gekommen! Irgend welcher Kniff steckt sicher dahinter.

Martha hatte sich an ihre ewige Ausbesserarbeit gesetzt, die ihr bei der immerhin starken Familie ganze Tage raubte. Er drehte sich noch einmal um und sagte:

— Sie machen mir Spaß, der alte Macquart und Deine Mutter. O! sie können einander nicht ausstehen! Du hast ja ge-

sehen, wie sie pfauchte, ihn hier zu wittern. Man möchte fast glauben, sie hätte immer Furcht, daß die alte Plaudertasche Dinge erzählt, die man nicht wissen soll. Aber vor mir braucht sie sich nicht zu fürchten; ich habe geschworen, meine Nase in diesen Misthaufen nicht zu stecken. Siehst Du, mein Vater hat doch recht gehabt, als er sagte, daß die Familie meiner Mutter, diese Rougons, diese Macquarts, den Strick nicht wert sind zum Aufhängen. Ich bin von ihrem Blute, gerade so wie Du; meine Äußerung kann Dich also nicht kränken. Ich sage es, weil es wahr ist. Sie haben's heute zu Geld gebracht, aber dadurch sind sie nicht aus dem Sumpf heraus; im Gegenteil.

Zuletzt entschloß er sich, einen Gang auf den Corso Sauvaire zu machen, wo er Freunde traf, mit denen er über das Wetter, die Ernte, über die Ereignisse des verflossenen Tages sprach. Ein großer Abschluß in Mandeln, den er am Vormittag gemacht hatte, hielt ihn eine ganze Woche lang in beständiger Bewegung und brachte ihm den Abbé Faujas fast ganz aus dem Sinne. Übrigens fing ihm der Abbé auch an langweilig zu werden; er schwatzte nicht genug, war ein zu großer Heimlichthuer. Er ging ihm zweimal aus dem Wege, da er zu merken glaubte, daß der andere ihn bloß aufsuche, um den Schluß der Histörchen über die Sippe der Unterpräfektur und über die Rastoil-Sippe aus ihm herauszulocken. Rose hatte ihm erzählt, daß Frau Faujas versucht habe, sie zum Reden zu bringen; und so nahm er sich vor, den Mund nicht mehr aufzuthun. Eine andere Zerstreuung füllte jetzt seine leere Zeit aus. Wenn er jetzt die so fest verschlossenen Vorhänge des zweiten Stocks sah, dann brummte er:

— Versteck' Dich nur, Pfäfflein! Ich weiß doch, daß Du hinter Deinen Vorhängen lauerst. Das bringt Dich aber nicht fein vorwärts! Ja, ja! Du denkst, durch mich Kenntnis zu erlangen über die Nachbarn! Na, warte nur!

Dieser Gedanke, daß der Abbé Faujas auf der Lauer liege, machte ihm außerordentlich viel Spaß. Er gab sich außerordentliche Mühe, nicht in eine Schlinge zu fallen. Eines Abends aber, als er nach Hause kam, sah er fünfzig Schritte vor sich den Abbé

Bourrette und den Abbé Faujas vor der Thüre des Herrn Rastoil stehen. Er versteckte sich hinter einer Hausecke. Die beiden Priester standen eine geraume Viertelstunde dort; sie plauderten lebhaft, gingen dann auseinander und kamen dann wieder. Mouret glaubte zu verstehen, daß der Abbé Bourrette den Abbé Faujas bäte, ihn zu dem Gerichtsdirektor zu begleiten. Dieser entschuldigte sich, und weigerte sich schließlich mit einer gewissen Ungeduld. Es war an einem Dienstag — also Essenstag bei Rastoils. Endlich trat Bourrette in Rastoils Haus ein; Faujas schritt in seinem demütigen Gange nach Hause. Mouret blieb nachdenklich stehen. Ei! warum ging der Abbé nicht mit zu Rastoils? Ganz Saint-Saturnin speiste doch dort: der Abbé Fenil, der Abbé Surin und die übrigen. Es gab nicht einen einzigen Schwarzkittel in ganz Plassans, der nicht in dem Garten, vor dem Springbrunnen, frische Luft geschöpft hätte. Diese Ablehnung des neuen Vikars war eine wirklich außerordentliche Sache.

Als Mouret zu Hause angelangt war, ging er rasch nach dem Garten hinter, um die Fenster des zweiten Stocks zu mustern. Nach Ablauf einer Weile sah er, wie der Vorhang vom zweiten Fenster rechts sich bewegte. Ganz sicher stand der Abbé dahinter, um auszuspionieren, was bei Rastoils vorginge. An gewissen Bewegungen des Vorhanges glaubte Mouret zu verstehen, daß er in der gleichen Weise nach der Unterpräfektur hinübersah.

Am andern Tage, einem Mittwoch, als er ausgehen wollte, teilte Rose ihm mit, daß der Abbé Bourrette seit mindestens einer Stunde bei den Leuten im zweiten Stock verweile. Da drehte er um und schnüffelte in der Eßstube herum. Als Martha ihn fragte, was er suche, ward er wütend, sprach von einem Papiere, ohne welches er nicht fortgehen könne, und stieg nach dem ersten Stock hinauf, um nachzusehen, ob er es dort gelassen habe. Dann, nach einem langen Harren hinter der Thüre seiner Kammer, glaubte er im zweiten Stocke ein Geräusch, wie von Sesselrücken, zu vernehmen, und stieg nun langsam wieder hinab, im Vorhause einen Augenblick stehen bleibend, um dem Abbé Bourrette Zeit zu lassen, ihn einzuholen.

— Ei! Sie sind hier, Herr Abbé? Welch ein glückliches Zusammentreffen! Sie gehen wieder nach Saint-Saturnin? Das trifft sich wunderbar. Ich gehe auch in dieser Richtung. Wir werden Sie begleiten, wenn Ihnen das keine Störung bereitet.

Der Abbé Bourrette antwortete, daß er sich über diese Gelegenheit außerordentlich freue. Sie schritten nun langsam die Rue Balande hinab, in der Richtung nach dem Präfekturplatze. Der Abbé war ein dicker Herr mit gutmütigem Gesicht, großen blauen Kinderaugen. Sein breiter, straff gespannter seidener Gürtel zeichnete die sanfte, glänzende Rundung eines stattlichen Bäuchleins.

— Nun! meinte Mouret, ohne einen Anknüpfungspunkt zu suchen; Sie haben eben dem trefflichen Herrn Faujas einen Besuch gemacht? Ich bin Ihnen noch Dank schuldig; Sie haben mir da einen Mieter ausfindig gemacht, wie es deren nur wenige giebt.

— Ja, ja, erwiderte der Priester leise; er ist ein sehr würdiger Herr.

— O! nicht das geringste Geräusch! Wir bemerken sogar nicht einmal, daß ein fremder Mensch in unserm Hause weilt. Und dabei sehr höflich, sehr fein gebildet! Sie wissen wohl noch nicht? man hat zu mir behauptet, daß er ein sehr kluger Kopf wäre, ein Geschenk, welches man der Diözese machen wollte.

Und da sie mitten auf dem Präfekturplatze sich befanden, so blieb Mouret plötzlich stehen und sah den Abbé Bourrette scharf an.

— Ach! wirklich! begnügte sich dieser zu antworten, mit einer Miene des Erstaunens.

— Ja, das hat man behauptet. Unser Bischof soll für später seine Absichten mit ihm haben. Bis dahin würde der neue Vikar sich in Zurückgezogenheit halten, um keine Eifersüchteleien wachzurufen.

Der Abbé Bourrette hatte sich wieder in Gang gesetzt. Er bog um die Ecke der Rue de la Banne. Mit Ruhe entgegnete er:

— Sie sagen mir da etwas ganz Überraschendes! Faujas ist ein schlichter Mann, er besitzt sogar zu viel Demut. In der Kirche zum Beispiel unterzieht er sich allerhand kleinen Verrichtungen, die wir in der Regel den Pfarrgehilfen zuweisen. Ja, Faujas ist ein

heiliger, aber kein gewandter Mensch. Ich habe ihn kaum ein einziges Mal bei dem Herrn Bischof gesehen. Vom ersten Tage an ist er dem Abbé Fenil mit Kälte gegenübergetreten. Ich habe ihm indessen auseinandergesetzt, daß man sich den Großvikar zum Freunde machen müsse, wenn man im Bistum gut aufgenommen zu werden wünsche. Er hat nicht verstanden: er ist, fürchte ich, von etwas beschränkter Urteilskraft . . . Da! genau dasselbe ist's mit seinen regelmäßigen Besuchen beim Abbé Compan, unserm armen Pfarrer, welcher seit vierzehn Tagen bettlägerig ist und den wir ganz sicher verlieren werden. Nun! diese Besuche sind ganz und gar nicht am Platze, sie werden ihm einen ungeheuren Schaden bereiten. Compan hat sich mit Fenil niemals verständigen können; man muß wirklich von Besançon kommen, um eine Sache nicht zu wissen, die in der ganzen Diözese bekannt ist.

Er war lebendig. Er blieb jetzt ebenfalls stehen, am Eingange der Rue Cauquoin, dicht vor Mouret.

— Nein, mein lieber Mann; man hat Ihnen etwas vorgemacht: Faujas ist unschuldig wie ein neugebornes Kindlein . . . Ich bin doch gewiß nicht ehrgeizig; nicht wahr? Und der liebe Gott weiß es, wie sehr ich Compan liebe; das kreuzbrave lautere Herz! Ich hab' ihm ja auch im stillen meinen Besuch gemacht; und er hat selbst zu mir gesagt: „Bourrette, ich mache nicht mehr lange! Alter Freund, wenn Du Pfarrer nach meinem Tode zu werden gedenkst, so sieh zu, daß man Dich nicht allzu oft an meine Thür klopfen sieht. Komm zur Nachtzeit und klopfe dreimal; meine Schwester wird Dir aufmachen." Ich warte immer die Nacht ab; das begreifen Sie doch! Es hat doch keinen Zweck, sich das Leben schwer zu machen. Man hat ja so schon allerhand Verdrießlichkeiten!

Die Stimme hatte einen milden Klang angenommen. Er faltete die Hände über seinem Bäuchlein, nahm seinen Gang wieder auf, ergriffen von einem unbefangenen Egoismus, der ihn zu Thränen rührte über sich selbst, während er flüsterte:

— Der arme Compan! Der arme Compan!

Mouret blieb betroffen stehen. Der Abbé Faujas schlüpfte ihm schließlich ganz aus den Händen!

— Man hat mir aber ganz bestimmte Einzelheiten gesagt, versuchte er noch zu sagen. So wäre die Rede davon, eine große Stellung für ihn zu suchen.

— O nein! ich versichere Sie, nein! rief der Priester aus; Faujas hat keine Zukunft! Eine andere Thatsache! Sie wissen, daß ich alle Dienstage beim Herrn Gerichtsdirektor zum Essen geladen bin. In der vergangenen Woche hat dieser Herr mich dringend gebeten, den Abbé Faujas bei ihm einzuführen. Er wollte ihn jedenfalls kennen lernen, sich ein Urteil über ihn bilden. Nun! Sie erraten's im Leben nicht, was Faujas gemacht hat. Er hat die Einladung ausgeschlagen, mein lieber Mann! rundweg ausgeschlagen. Was hat's mir geholfen, daß ich ihm gesagt habe: er macht sich das Leben in Plassans unmöglich, er würde sich ganz mit Fenil entzweien, wenn er sich einer solchen Unartigkeit gegen Herrn Rastoil schuldig mache; er hat sich nicht umstimmen lassen, hat nichts hören mögen . . . Ich glaube sogar, Gott verzeih' mir! er hat in einem zornigen Augenblicke ausgerufen: er habe es nicht nötig, sich durch Annahme eines Essens solcher Art Verpflichtungen auf den Hals zu laden.

Der Abbé Bourrette fing an zu lachen. Er war vor Saint-Saturnin angekommen. Er hielt Mouret noch einen Augenblick an der kleinen Kirchenpforte zurück.

— Ein Kind ist's — ein großes Kind! fuhr er fort. Ich frage Sie: wie kann man glauben, daß ein Essen beim Herrn Rastoil zu kompromittieren imstande sei! Auch Ihrer Schwiegermutter, der lieben Frau Rougon, die mich gestern beauftragt hat, Faujas eine Einladung zu bestellen, habe ich nicht verborgen, daß ich eine sehr schlechte Aufnahme für ihre höfliche Aufforderung zu finden fürchte.

Mouret spitzte das Ohr.

— Ah! meine Schwiegermutter hatte sie mit einem solchen Auftrage beehrt?

— Ja; sie ist gestern in die Sakristei gekommen. Da ich ihr gern gefällig bin, so habe ich ihr versprochen gehabt, diesen sakrischen Menschen heute aufzusuchen. Ich war gewiß, daß er ablehnen würde

— Und er hat abgelehnt?

— Nein, ich war höchst überrascht; er hat angenommen.

Mouret riß den Mund weit auf; dann schloß er ihn wieder. Der Priester blinzelte mit den Augen; er schien außerordentlich bebefriedigt zu sein.

— Man muß allerdings zugeben, daß ich sehr geschickt zu Werke gegangen bin. Länger als eine Stunde habe ich Faujas die Stellung Ihrer Frau Schwiegermutter auseinander gesetzt. Er schüttelte den Kopf, konnte sich nicht entschließen, sprach von seiner Liebe zur Einsamkeit. Endlich war ich mit meinem Latein zu Ende, als ich mich einer Empfehlung der lieben Dame entsann. Sie hatte mich gebeten, den Charakter ihres Salons zu betonen, der, wie alle Welt im Orte weiß, ein neutrales Gebiet ist . . . Da schien es mir, als wenn er sich mit Gewalt überwinde, und hat zugesagt, hat formell für morgen zugesagt. Ich werde der vortrefflichen Frau Rougon ein paar Zeilen schreiben, um ihr unsern Sieg zu melden.

Er blieb noch einen Augenblick stehen, mit sich selbst sprechend, die großen blauen Augen verdrehend.

— Herr Rastoil wird sehr ärgerlich sein, aber es ist nicht meine Schuld. Auf Wiedersehen, lieber Herr Mouret! auf baldiges Wiedersehen! bitte, bestellen Sie Grüße von mir zu Hause!

Und er trat in die Kirche ein, indem er die doppelte Thüre hinter sich ins Schloß fallen ließ. Mouret betrachtete diese Thüre mit einem leichten Achselzucken.

— Auch so ein Schwätzer, brummte er; auch einer von jenen Menschen, die einem keine zehn Worte vergönnen und in einemfort reden, um nichts zu sagen . . . Ei! ei! der Faujas geht also morgen zu der Schwarzen! es ist doch recht ärgerlich, daß ich mich mit diesem Esel Rougon überworfen habe.

Hierauf lief er den ganzen Nachmittag in Geschäften herum. Am Abend, als er sich niederlegte, fragte er nachlässig seine Frau:

— Gehst Du morgen Abend zu Deiner Mutter?

— Nein! sagte Martha; ich habe zuviel Dinge zu vollenden. Ich werde wahrscheinlich erst am nächsten Donnerstag hingehen.

Er beharrte nicht auf seinem Gedanken. Aber bevor er die Kerze auslöschte, meinte er: Du thust nicht recht, daß Du nicht

öfter ausgehst. Geh' doch morgen Abend hin! Du wirst Dich ein bißchen zerstreuen. Ich will auf die Kinder acht geben.

Martha sah ihn verwundert an. In der Regel hielt er sie zu Hause fest, da er ihrer zu tausenderlei kleinen Dienstleistungen bedurfte, und wurde ärgerlich und mürrisch, wenn sie sich eine Stunde nur entfernte.

— Ich will hingehen, wenn Du es haben willst! sagte sie.

Er blies die Kerze aus, legte den Kopf auf das Kissen und flüsterte:

— Recht so! und dann wirst Du uns erzählen, wie der Abend verlaufen ist. Das wird den Kindern Spaß machen!

VI.

Am andern Abend, gegen neun Uhr, holte der Abbé Bourrette den Abbé Faujas ab; er hatte ihm versprochen, ihn bei Rougons einzuführen. Als er ihn mitten in seinem großen kahlen Zimmer sah mit schwarzen Handschuhen, die an den Fingerspitzen weiße Stellen zeigten, betrachtete er ihn mit leichtem Spott.

— Haben Sie keine andere Soutane? fragte er.

— Nein, erwiderte mit Ruhe der Abbé; diese ist doch noch gut, sollte ich meinen.

— Gewiß, gewiß! stotterte der alte Priester. Es ist heute sehr kalt. Nehmen Sie nichts über die Schultern? Nun, so gehen wir!

Der erste Frost war eingetreten. Abbé Bourrette, der warm in einen seidenen Kragen gehüllt war, keuchte neben dem Abbé Faujas her, welcher nur seine fadenscheinige Soutane über den Schultern trug. An der Ecke des Präfekturplatzes und der Rue de la Banne blieben sie stehen, vor einem ganz aus weißen Steinen erbauten Hause, einem der schönen Häuser der Vorstadt, mit Rosettenskulpturen in jedem Stockwerk. Ein Diener in blauem Frack empfing sie im Vorsale; er lächelte dem Abbé Bourrette zu, während er ihm den seidenen Kragen abnahm, und schien sehr verwundert über den An=

blick des andern Abbés, jenes großen wie zugehackt aussehenden langen Menschen, der ohne Mantel gekommen war bei einer solchen Kälte. Der Salon befand sich in dem ersten Stockwerk.

Der Abbé Faujas trat ein, mit hocherhobenem Haupte und einer würdigen Ungeniertheit; während der Abbé Bourrette, obwohl er an keinem Besuchsabend hier fehlte, eine lebhafte Erregung zeigte und sich aus der Verlegenheit zog dadurch, daß er in ein Nebenzimmer schlüpfte. Faujas durchschritt langsam den ganzen Salon, um die Herrin des Hauses zu begrüßen, die er in der Mitte einer Gruppe von etwa einem halben Dutzend Damen erraten hatte. Er mußte sich ihr selbst vorstellen. Er machte es mit drei Worten ab. Felicité hatte sich rasch erhoben. Sie musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit einem raschen Blicke, forschte mit ihrem Marderauge in den grauen Augen des Abbés und flüsterte mit einem Lächeln:

— Ich bin entzückt, Herr Abbé, ich bin wirklich entzückt...

Der Gang des Priesters mitten durch den Salon hatte indessen Aufsehen gemacht. Eine junge Frau, die rasch den Kopf emporgerichtet hatte, hatte sogar eine Gebärde des Erschreckens gemacht, als sie diese schwarze Masse vor sich erblickte. Der Eindruck war ungünstig: er war zu groß, zu breit an den Schultern; das Gesicht war zu hart, die Hände zu grob. Unter dem groben Lichte des Kronleuchters machte seine Soutane einen so kläglichen Eindruck, daß die Damen ein gewisses Schamgefühl überkam, einen Priester so schlecht gekleidet zu sehen. Sie führten die Fächer vor die Augen, begannen zu zischeln und suchten dem Abbé den Rücken zuzudrehen. Die Männer hatten Blicke ausgetauscht und in bezeichnender Weise die Nasen gerümpft.

Felicité empfand das geringe Maß von Wohlwollen, welches in einem solchen Empfange lag. Sie schien darüber ärgerlich zu sein, blieb aufrecht mitten in dem Salon stehen, schlug einen gebieterischen Ton an und zwang ihre Gäste, die Komplimente mit anzuhören, welche sie an den Abbé Faujas richtete.

— Der liebe Pater Bourrette, begann sie mit freundlicher Betonung, hat mir erzählt, daß er seine Not gehabt, Sie zu einem

Besuche meines Hauses zu bestimmen. Ich bin Ihnen deshalb eigentlich noch etwas böse, Herr Abbé. Es steht Ihnen kein Recht zu, sich in dieser strengen Weise der Welt zu entziehen.

Der Priester verneigte sich, ohne zu antworten. Die alte Dame fuhr lächelnd fort, indem sie in gewisse Worte eine besondere Absicht legte:

— Ich kenne Sie genauer, als Sie glauben mögen, trotz Ihrer Bemühungen, uns Ihre Tugenden verborgen zu halten. Man hat mir von Ihnen erzählt; Sie sind ein Heiliger, und ich begehre, Ihre Freundin zu werden. Wir werden hierüber noch eingehend sprechen; nicht wahr? Denn jetzt gehören Sie zu den Unsrigen.

Der Abbé Faujas sah sie mit festem Blicke an, als hätte er in der Art, in welcher sie ihren Fächer bewegte, irgend ein maurerisches Zeichen erkannt. Er antwortete, die Stimme senkend:

— Gnädige Frau! ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.

— So verstehe ich es auch, erwiderte sie mit lauterem Lachen. Sie werden bald erkennen, daß wir hier jedermanns Wohl im Auge haben. Aber kommen Sie, ich will Sie dem Herrn Rougon vorstellen.

Sie durchschritt den Salon, störte mehrere Personen, um dem Abbé Faujas einen Weg zu bahnen, umkleidete ihn mit einer Wichtigkeit, welche die Gemüter der anwesenden Personen vollends gegen ihn aufbrachte. In dem Nebenzimmer waren Whisttische aufgestellt. Sie schritt gerade auf ihren Mann zu, welcher mit der ernsten Miene eines Diplomaten spielte. Er machte eine ungeduldige Bewegung, als sie sich zu seinem Ohre neigte; aber sobald er einige Worte vernommen hatte, sprang er lebhaft in die Höhe.

— Sehr gut! sehr gut! flüsterte er.

Und nachdem er sich bei seinen Mitspielern entschuldigt hatte, drückte er dem Abbé Faujas die Hand. Rougon war damals ein dicker blasser Mann und war im Alter von siebzig Jahren; er hatte die feierliche Miene eines Millionärs angenommen. Man meinte in Plassans im allgemeinen, daß er einen schönen Kopf — den weißen, stummen Kopf des Politikers — habe. Nachdem er mit dem Priester einige Höflichkeiten ausgetauscht hatte, nahm er

seinen Platz wieder ein an dem Spieltische. Felicité, die noch immer ihr Lächeln auf den Lippen hatte, war wieder in den Salon getreten.

Als der Abbé Faujas nun endlich allein war, erschien er nicht im geringsten in Verlegenheit. Er blieb einen Augenblick stehen, um den Spielern zuzusehen; in Wirklichkeit aber prüfte er die Vorhänge, die Teppiche, die Möbeln: Es war ein kleiner Salon in Holzfarbe, mit drei Bücherschränken aus schwarz lackiertem Birnbaumholz. Er sah ganz so aus, wie das Arbeitszimmer eines Magistratsbeamten. Der Priester, welchem es ohne Zweifel um eine Gesamtinspektion zu thun war, durchschritt abermals den großen Salon. Derselbe war grün gehalten, ebenfalls sehr ernst aber reicher mit Goldverzierungen ausgestattet als das andere Zimmer; es trug zu gleicher Zeit dem administrativen Ernst eines Ministeriums und dem prahlerischen Luxus eines großen Restaurants Rechnung. Auf der andern Seite befand sich noch eine Art von Boudoir, in welchem Felicité tagsüber ihre Besuche empfing; in strohfarbenem Gelb gehalten, die Möbel mit violetten Zweigen bestickt und so vollgepfropft mit Sesseln, Divans, Bänkchen, daß man sich kaum darin umdrehen konnte.

Der Abbé Faujas hatte sich in die Ecke des Kamins gesetzt, indem er sich stellte, als wollte er sich die Füße wärmen. Er hatte den Platz so gewählt, daß er durch die weit offen stehende Thüre eine reichliche Hälfte des grünen Salons sehen konnte. Der so liebenswürdige Empfang von Seiten der Frau Rougon beschäftigte ihn; er schloß die Augen halb und beschäftigte sich mit irgend einem Problem, dessen Lösung ihm entschlüpfte. Nach einer Weile vernahm er hinter sich, mitten in seiner Träumerei, ein Geräusch von Stimmen; sein Sessel mit der ungeheuren Lehne verbarg ihn ganz, und er senkte die Augenlider noch tiefer. Er lauschte, gleichsam eingelullt durch die starke Hitze, welche der Ofen sprühte.

— Ich bin ein einziges Mal bei Ihnen gewesen in dieser Zeit, fuhr eine fette Stimme fort; Sie wohnten gegenüber, auf der andern Seite der Rue de la Banne. Sie haben damals in Paris sein müssen, denn ganz Plassans hat den gelben Salons der Rou=

gons damals gekannt; ein ärmlicher Salon mit citrongelber Tapete und einem Mobiliar von Utrechter Samt, mit wackeligen Stühlen. Sehen Sie doch jetzt die Schwarze an in kastanienbrauner Seide, dort drüben, auf dem Sofa. Sehen Sie nur, wie sie dem kleinen Delangre die Hand hinhält. Mein Wort darauf! sie reicht sie ihm zum Kusse hin.

Eine jugendlichere Stimme flüsterte höhnisch:

— Na, sie müssen gar lange Finger gemacht haben, um einen so schönen grünen Salon zu besitzen — denn Sie wissen, daß er der schönste Salon ist in der ganzen Stadt.

— Die Dame, meinte der andere wieder, hat immer solche Passionen gehabt. Als sie keinen Sou besaß, hat sie tagsüber Wasser getrunken, um ihren Gästen abends Limonade vorzusetzen. O! ich kenne sie bis in die Fingerspitzen, die Rougons; ich bin ihnen gefolgt auf Schritt und Tritt. Es sind Leute von einer außerordentlichen Kraft. Der Staatsstreich hat ihnen dazu geholfen, einen Traum des Wohllebens zu verwirklichen, welcher sie seit vierzig Jahren gequält hat. O! und einen Heißhunger! ein unersättliches Verlangen nach allerhand guten Sachen! ganz beispiellos! Das Haus zum Beispiel, welches Sie heut bewohnen, gehörte damals einem Herrn Peirotte, einem Hauptsteuereinnehmer, welcher bei der Affaire von Sainte-Roux, nach dem Aufstande von 51, getötet wurde. Ja, meiner Treu! eine verirrte Kugel hat sie von diesem ihnen hinderlichen Menschen befreit dessen Erbe sie angetreten haben. Nun! wenn Felicité die Wahl gehabt hätte, zwischen dem Haus und der Stelle des Einnehmers, so würde sie ganz sicher das Haus gewählt haben. Sie hat es mit den Augen verschlungen seit beinahe zehn Jahren, von einer tollen Lust ergriffen, die große Dame zu spielen — sie ist schier krank geworden über dem Anblick der reichen Vorhänge, welche hinter den Spiegelscheiben der Fenster hingen. Es waren, wie es in Plassans nach dem 2. Dezember nicht anders hieß, ihre Tuilerieen.

— Aber wo haben sie denn das Geld hergenommen, zum Ankauf des Hauses?

— Ja, mein lieber Junge, das ist ja eben der Haken! Ihr

Sohn Eugène, der, welcher in Paris ein so erstaunliches Glück gemacht hat als Deputierter, Minister, Geheimrat der Tuilerieen, hat ohne große Mühe eine Pfründe und das Kreuz für seinen Papa erlangt, der hier eine so saubere Rolle gespielt hatte. Was das Haus betrifft, so wird's wohl bezahlt worden sein mit Hilfe dieses oder jenes Bankiers . . . Jedenfalls sind sie heute reich und verstehen's famos, die verlorene Zeit wieder hereinzubringen. Ich denke mir, daß ihr Sohn im Briefwechsel mit ihnen geblieben ist, denn sie haben noch keine einzige Dummheit begangen.

Die Stimme schwieg, begann aber ebenso rasch mit einem unterdrückten Lachen wieder:

— Nein! ich kann mir nicht helfen — ich muß lachen, wenn ich diese Teufels-Felicité sich aufspielen sehe wie die Herzogin von Soundso! Ich denke immer an den gelben Salon mit seiner verschossenen Tapete, seinen schmutzigen Konsolen, dem Musselin seines kleinen, mit Fliegenschmutz bedeckten Kronleuchters. Da, sehen Sie nur! wie sie jetzt die Fräulein Rastoil empfängt. Hoho! wie sie die Schleppe ihres Kleides herumwirft! Glauben Sie mir: diese alte Schachtel wird mitten in ihrem grünen Salon eines Abends noch platzen vor Hochmut!

Der Abbé Faujas hatte leise den Kopf herumgedreht, so daß er sehen konnte, was in dem großen Salon vorging. Er bemerkte dort Frau Rougon, die sich inmitten des um sie gezogenen Kreises wirklich großartig ausnahm. Sie schien zu wachsen auf ihren Zwergesfüßen und alle Rücken um sich her mit einem Blick als siegreiche Königin zu beugen.

— Ach! da ist ja Ihr Vater, sagte die fette Stimme, der wackere Doktor, sehen Sie, da kommt er . . . Es ist recht verwunderlich, daß der Doktor Ihnen diese Dinge nicht erzählt hat. Er weiß mehr davon als ich.

— O! mein Vater hat Angst, ich könnte ihn kompromittieren! versetzte der andere lustig. Sie wissen ja, daß er zu zornig auf mich ist und beteuert hat, ich brächte ihn um seine ganze Praxis . . . Ich bitte aber, entschuldigen Sie mich jetzt: ich sehe dort eben die jungen Maffres — ich will ihnen guten Abend wünschen.

Es wurden Stühle gerückt, und der Abbé Faujas sah einen großen jungen Mann mit schon abgelebtem Gesicht durch den kleinen Salon schreiten. Die andere Persönlichkeit — diejenige, welche so ausführlich über Rougons gesprochen hatte — erhob sich ebenfalls. Eine Dame, welche vorbeischritt, ließ sich von ihm süße Worte sagen; sie lächelte und nannte ihn „den allerliebsten Herrn de Condamin“. Der Priester erkannte nun den schönen Mann von sechzig Jahren, welchen Mouret ihm in dem Garten der Unterpräfektur gezeigt hatte. Herr de Condamin hatte sich an die andere Ecke des Kamins gesetzt. Dort war er sehr überrascht, den Abbé Faujas zu erblicken, welchen ihm die Stuhllehne verborgen hatte; aber er fiel nicht aus der Rolle, lächelte und sagte mit einem liebenswürdigen Benehmen:

— Herr Abbé! ich glaube, daß wir eben gebeichtet haben, ohne es zu wollen. Es ist eine große Sünde, nicht wahr? Schlimmes zu reden von seinem Nächsten! Ein Glück, daß Sie zur Stelle waren, uns Absolution zu erteilen.

Der Abbé, der sein Gesicht völlig in seiner Macht hatte, konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren. Er hörte mit Verwunderung, daß Herr de Condamin ihm vorwarf, den Atem angehalten zu haben, um zu horchen. Aber dieser war nicht der Mann danach, einem Neugierigen zu grollen — im Gegenteil! Er war erfreut über diesen Zufall, der ihn mit dem Priester zusammengeführt hatte. Er gab ihm die Berechtigung, von der Leber weg zu reden, und verschaffte ihm die Gelegenheit, den Abend totzuschlagen durch Erzählung der Lästerchronik der anwesenden Personen. Das war seine liebste Freude, und dieser in Plassans neu angekommene Abbé schien ihm ein ausgezeichneter Zuhörer zu sein, um so mehr als derselbe ein armseliges Aussehen hatte — das Aussehen eines Menschen, der alles hören dürfe — und eine wirklich zu abgeschabte Soutane trug, um von den Vertraulichkeiten, die man sich mit ihm erlaubte, gefährliche Folgen zu befürchten.

Nach einer Viertelstunde hatte Herr de Condamin sich's bequem gemacht und erzählte dem Abbé Faujas die Geheimnisse von Plassans mit seiner großen weltmännischen Höflichkeit.

— Sie sind fremd unter uns, Herr Abbé, sprach er; ich würde

entzückt sein, Ihnen irgendwie nützlich zu sein. Plassans ist ein Nest, wo man sich vorkommt wie verraten und verkauft. Ich bin aus der Gegend von Lyon hergekommen. Nun! damals, als ich hier zum Forst- und Wasserbauinspektor ernannt wurde, war mir das Land abscheulich; ich langweilte mich hier zum Sterben. Es war am Vorabend des Kaiserreichs. Nach 51 besonders hat die Provinz nichts Lustiges besessen, glauben Sie mir! und in diesem Departement hatten die Leute eine schreckliche Angst; der Anblick eines Gendarms würde sie unter die Erde gebracht haben. Das hat sich allmählich gelegt; man ist in seinen gewöhnlichen Schlendrian zurückgetreten; und ich selber hab' mich, meiner Treu! in die Sache gefunden: ich lebe viel außerhalb, mache weite Spazierritte, und habe mir ein paar Bekanntschaften herangebildet.

Er senkte die Stimme und fuhr in einem vertraulichen Tone fort:

— Wenn Sie mir glauben wollen, Herr Abbé, so werden Sie klug handeln. Sie glauben gar nicht, in was für ein Wespennest ich beinahe geraten wäre. Plassans ist in drei völlig verschiedene Bezirke geteilt: die Altstadt, in welchen Sie nur Trost und Spenden zu tragen haben werden; der Bezirk Saint-Marc, in welchem die vornehme Gesellschaft der Gegend wohnt — eine Stätte der Langweile und Intrigue, vor welcher sie sich nur allzu sehr in acht zu nehmen haben; und die Neustadt: das Viertel, welches jetzt aufgebaut wird in der Umgebung des Unterpräfektur-Hauses — das Einzige, in welchem sich leben läßt — das Einzige, in welchem man zu leben versteht. Ich hatte die Dummheit begangen, mich in den Bezirk Saint-Marc zu setzen, wohin ich glaubte durch meine Beziehungen gerufen zu werden. Aber — entsetzlich! langweilig zum Totschießen! alles nach dem ältesten Zopfe! nicht die geringste Gesellschaft, keine Spur von einem Fest — eine dumpfe Verschwörung gegen den glücklichen Frieden, in welchem wir leben. Es hat wenig gefehlt, auf Ehre! so hätte ich mich bloßgestellt. Péqueur hat sich lustig gemacht über mich, Herr Péqueur des Saulains unser Unterpräfekt. . . Sie kennen ihn doch? Da bin ich nach dem Corso Sauraire gezogen; dort hab' ich am Platze eine Wohnung

gemietet. Sehen Sie, in Plassans giebt's keine Bevölkerung; der Adel ist ungenießbar; nur ein paar Emporkömmlinge sind zu verdauen, nette Leute, die viel Geld daraufgehen lassen für den hiesigen Platz. Unser kleiner Beamtenkreis dagegen befindet sich ganz glücklich. Wir leben unter uns, so wie's uns gefällt, ohne uns um die anderen Bewohner zu bekümmern, ganz so etwa, als hätten wir unser Zelt in erobertem Feindeslande aufgeschlagen.

Er lächelte befriedigt, reckte sich, hielt seine Sohlen nach der Flamme hin, dann nahm er ein Glas Punsch von dem Tablett eines vorbeigehenden Dieners und trank langsam, behielt aber immerfort den Abbé Faujas im Auge. Dieser fühlte, daß die Höflichkeit eine Antwort von ihm erheischte.

— Dieses Haus scheint ein sehr angenehmer Aufenthalt zu sein, meinte er, halb nach dem grünen Salon gewendet, in welchem die Unterhaltung sich zu beleben anfing.

— Jawohl, jawohl! antwortete Herr de Condamin, von Zeit zu Zeit innehaltend, um einen Schluck Punsch zu nehmen; Rougons machen uns Paris vergessen. Man möchte hier wirklich gar nicht glauben, in Plassans zu sein. Es ist der einzige Salon, in welchem man sich amüsiert, weil er der einzige ist, in welchem alle Meinungen aufeinander treffen. Péqueur giebt gleichfalls ganz hübsche Gesellschaften. Das muß doch den Rougons ein Heidengeld kosten, und es steht ihnen doch keine Sportelkasse zur Verfügung, wie dem Herrn Péqueur.

Er stellte sein leeres Glas auf den Kamin; dann bückte er sich vor.

— Was besonders amüsant ist, das sind die fortwährenden Komödien, die hier aufgeführt werden. Ja, wenn Sie die Persönlichkeiten kennten! Dort unten sehen Sie Frau Rastoil, umgeben von ihren zwei Töchtern, die Dame im Alter von etwa fünfundvierzig Jahren, mit dem Gesicht wie ein blökendes Schaf. Hm, haben Sie das Niederschlagen der Augenlider bemerkt, als Delangre sich ihr gegenübergesetzt hat? Der Herr mit dem Hanswurstgesicht links... Vor etwa zehn Jahren, da pflogen sie einen sehr intimen

Verkehr. Man sagt sogar, die eine von den beiden Töchtern sei sein Kind, man weiß aber nicht welche . . .

Der Abbé Faujas glaubte, eine ernste Miene annehmen zu müssen, angesichts solcher vertraulichen Mitteilungen; er schloß die Augen ganz, und stellte sich, als höre er nicht mehr zu. Herr de Condamin fuhr, als wolle er sich rechtfertigen, fort:

— Wenn ich mir in dieser Weise zu sprechen erlaube, so geschieht das, weil ich Delangre sehr genau kenne. Er ist ein verteufelt starker Bursche. Ich glaube, sein Vater ist Maurer gewesen. Vor etwa fünfzehn Jahren hat er noch die kleinen Prozesse geführt, mit denen die andern Advokaten sich nicht abgeben mochten. Madame Rastoil hat ihn faktisch aus dem Elend gezogen; hat ihm Holz sogar geschickt im Winter, damit er sich heizen konnte. Durch ihre Hilfe hat er seine ersten Prozesse gewonnen . . . Bemerken Sie wohl, daß Delangre damals die Klugheit besessen hat, sich zu keinerlei politischer Meinung zu bekennen. Als man dann im Jahre 52 einen Maire gesucht hat, so hat man gleich an ihn gedacht; er war der einzige, der eine solche Stellung annehmen konnte, ohne bei einer der drei Stadtgruppen anzustoßen. Seit dieser Zeit hat er mit allen Dingen Glück gehabt. Ihm steht die schönste Zukunft bevor. Leider steht er sich mit Péqueur nicht gut; sie sagen sich immer Liebenswürdigkeiten wegen Dummheiten.

Er blieb stehen, als er den großen jungen Menschen wieder auf sich zutreten sah, mit welchem er einen Augenblick zuvor sich unterhalten hatte.

— Herr Guillaume Porquier, sprach er, ihn dem Abbé vorstellend, der Sohn des Doktors Porquier.

Und als Guillaume sich gesetzt hatte, fragte er ihn spöttisch:

— Nun, was haben Sie denn Schönes gesehen nebenan?

— Eigentlich gar nichts, gab der junge Mann in scherzendem Tone zur Antwort. Paloques hab' ich gesehen. Frau Rougon ist immer bestrebt, sie hinter einen Vorhang zu stellen, um Unglück zu vermeiden. Man erzählt sich ja allerhand von ihnen. Paloque läßt keinen Blick von dem Präsidenten Rastoil, in der Hoffnung jedenfalls, ihn durch den Abscheu zu töten. Sie wissen doch,

daß dieses Monstrum von Paloque darauf rechnet, Präsident zu werden.

Sie lachten beide. Die Häßlichkeit des Paloque'schen Ehepaares war ein Gegenstand zu ewigem Spott in dem kleinen Beamtenkreise von Plassans. Der kleine Porquier fuhr fort mit gesenkter Stimme:

— Ich hab' auch Herrn de Bourdeu gesehen. Finden Sie nicht, daß die Persönlichkeit seit der Wahl des Marquis de Lagrifoul sehr mager geworden ist? Bourdeu wirds niemals verwinden, daß er nicht mehr Präfekt ist: er hat seine orleanistische Schrulle in den Dienst der Legitimisten gestellt, in der Hoffnung, auf diese Weise den Weg zur Kammer zu finden, wo er die so schmerzlich beklagte Präfektur erlangen möchte. Deshalb ist er so außer sich darüber, daß man dem Marquis den Vorzug gegeben hat, einem Tropf, einem asinus, der nicht bis drei zählen kann in der Politik; während er, Bourdeu, sehr beschlagen, wirklich sehr beschlagen darin ist.

Während dieses Gespräch geführt ward, war der Abbé Faujas sitzen geblieben. Er hörte nicht mehr zu; er folgte den Bewegungen Delangres, welcher sich in dem grünen Salon als liebenswürdiger Gesellschafter gebärdete. Dieser Anblick nahm ihn so gefangen, daß er nicht einmal den Abbé Bourrette bemerkte, der ihm mit der Hand winkte. Der Abbé mußte ihn am Arme fassen und bitten, ihm zu folgen. Er führte ihn bis nach dem Spielzimmer mit der Vorsicht und Behutsamkeit eines Menschen, welcher eine Mitteilung delikater Natur zu machen hat.

— Lieber Freund, flüsterte er, als sie sich allein in einer Ecke befanden; Sie sind ja zu entschuldigen, da sie zum ersten Male hier sind: aber ich muß Ihnen einen Wink geben: Sie stellen sich außerordentlich bloß dadurch, daß Sie sich in ein so langes Gespräch einlassen mit Leuten wie denen, die Sie soeben verlassen haben.

Und als der Abbé Faujas ihn sehr überrascht ansah, setzte er hinzu: Diese Leute sind nicht gut angesehen. Ich mag sie nicht richten, glauben Sie mir, mag auch nicht schmähen; aus Freundschaft für Sie unterrichte ich Sie von dem, was gesprochen wird, Das ist alles!

Er wollte sich entfernen, aber der andere hielt ihn zurück, indem

er lebhaft sagte: Sie beunruhigen mich, lieber Herr Bourrette; erklären Sie sich doch, bitte! Es scheint mir, als könnten Sie mir, ohne zu schmähen, Aufklärung geben.

— Nun! begann der Priester nach einigem Zaudern; der junge Mann, der Sohn des Doktors Porquier, ist der lebendige Kummer seines ehrenwerten Vaters und giebt der studierenden Jugend von Plassans die schlimmsten Beispiele. Er hat nur Schulden in Paris hinterlassen, er kehrt die Stadt von unten nach oben... Und was den Herrn de Condamin betrifft... Er hielt einen Augenblick inne, verlegen über die ungeheuerlichen Dinge, welche er zu erzählen hatte; dann fuhr er, die Augen niederschlagend, fort:

— Herr de Condamin ist geschwind mit der Zunge, und ich fürchte, es fehlt ihm jeder moralische Sinn. Er schont niemand, zieht über alle ehrenhaften Menschen her. Endlich — ich weiß nicht recht, wie ich Ihnen das erzählen soll — hat er, wie man sagt, eine wenig achtbare Heirat geschlossen. Sie sehen doch die junge Frau dort, die keine dreißig Jahre alt ist — und einen so großen Kreis von Gesellschaftern um sich hat. Nun! er hat sie uns eines schönen Tags nach Plassans gebracht; woher, weiß man nicht recht: am Tage nach ihrer Ankunft hat sie schon das Heft in Händen gehabt, hat sie ganz Plassans kommandiert, ihrem Mann und dem Doktor Porquier das rote Band ins Knopfloch geführt u. s. w. Sie hat hohe Gönner und Freunde in Paris... Ich bitte Sie behalten Sie diese Dinge für sich! Madame de Condamin ist eine sehr liebenswürdige Dame, auch sehr wohlthätig. Ich spreche bisweilen bei ihr vor und würde untröstlich sein, wenn sie mich für einen Feind hielte. Wenn sie sich Fehler vorzuwerfen hat, so ist's unsre Pflicht, nicht wahr? ihr zur Rückkehr zum Guten behilflich zu sein. Was den Mann anbetrifft, so ist er, unter uns gesagt, ein verachtungswürdiger Charakter. Verhalten Sie sich kühl gegen ihn!

Der Abbé Faujas schaute dem würdigen Bourrette in die Augen. Er hatte eben bemerkt, daß Madame Rougon von fern ihrer Unterhaltung mit einer gespannten Miene folgte.

— Hat etwa Frau Rougon Sie ersucht, mir einen Wink zu geben? fragte er plötzlich den alten Priester.

— Ei! woher wissen Sie das? rief dieser höchst verwundert. Sie hatte mich gebeten, sie nicht zu erwähnen; aber da Sie es erraten haben . . . Sie ist eine gutmütige Frau und würde sehr bekümmert sein, einen Priester bei ihr eine schlimme Figur spielen zu sehen. Sie ist leider gezwungen, allerhand Leute bei sich aufzunehmen.

Der Abbé Faujas dankte und versprach, vorsichtiger zu sein. Die Spieler um sie her hatten den Kopf nicht emporgerichtet. Er trat wieder in den großen Salon zurück, wo er sich von neuem in einem feindlichen Kreise sah; er nahm sogar eine größere Kälte, einen höhern Grad stummer Verachtung wahr. Die Gewänder wurden beiseite geschwenkt, wenn er vorbei ging, als hätte man durch eine Berührung mit ihm eine Besudelung gefürchtet: die schwarzen Leibröcke wendeten sich beiseite mit leichtem Hohn. Der Abbé bewahrte einen erhabenen Ernst. Nachdem er in der Ecke des Gemaches, wo Madame de Condamin thronte, mehrfach mit Ziererei das Wort Besançon zu hören geglaubt hatte, schritt er geradeswegs auf die um sie gebildete Gruppe; aber bei seiner Annäherung brach die Unterhaltung ab; und aller Augen richteten sich auf ihn, von einer hämischen Neugierde erhellt. Man sprach ganz gewiß über ihn, erzählte irgend eine garstige Geschichte. Und als er dann hinter die beiden Fräulein Rastoil trat, die ihn nicht bemerkt hatten, hörte er, wie die jüngere die ältere fragte:

— Was hat er denn in Besançon gemacht, dieser Priester, von welchem hier jedermann spricht?

— Ich weiß es nicht sicher, gab die ältere zur Antwort. Ich glaube, er hat seinen Pfarrer bei einem Streite beinahe erwürgt. Papa meinte auch, daß er sich in eine industrielle Unternehmung eingelassen habe, die einen unglücklichen Verlauf genommen.

— Aber er ist da, nicht wahr? in dem kleinen Salon? . . . Man hat ihn mit Herrn de Condamin lachen sehen.

— Nun, wenn er mit dem lacht, dann hat man gewiß recht, ihn mit schielem Auge anzusehen.

Diese Plauderei der beiden Mädchen trieb dem Abbé den Schweiß auf die Schläfen. Er verzog keine Miene, sein Mund wurde

schmäler, auf seine Wangen trat eine erdfahle Blässe. Jetzt hörte er in dem ganzen Salon von dem Pfarrer sprechen, den er erwürgt, von den unsicheren Geschäften, in die er sich eingelassen hätte. Herr Delangre und der Doktor Porquier ihm gegenüber, behielten ihre strenge Haltung; Herr de Bourdeu blickte verächtlich beiseite, während er leise mit einer Dame sprach; Herr Maffre, der Friedensrichter, senkte fromm die Augen, wenn er ihn von weitem witterte, bevor er sich zum Beißen anschickte; und am andern Ende des Zimmers reckte das Paloque'sche Ehepaar, die beiden Ungetüme, ihre von den Blattern zerfressenen Gesichter vor, auf denen sich die hämische Freude über alle diese, mit leiser Stimme kolportierten Grausamkeiten spiegelte. Der Abbé Faujas wich langsam zurück, als er Madame Rastoil, die mehrere Schritte abseits gestanden war, zu ihren beiden Töchtern sich setzen sah, wie um sie unter ihre Fittiche zu nehmen und vor ihrer Berührung zu schützen. Er lehnte sich an das Piano, das er hinter sich fand, und blieb dort stehen mit der hohen Stirn und dem harten und stummen Antlitz gleich einem Petruskopf. Ganz entschieden ward hier ein Komplott geschmiedet; man behandelte ihn als Aussätzigen.

In seiner Regungslosigkeit hatte der Priester, dessen Blicke den Salon durchforschten, unter seinen halbgeschlossenen Lidern ein rasch unterdrücktes Aufleuchten gezeigt. Er hatte nämlich soeben, hinter einer förmlichen Barrikade von Röcken, den Abbé Fenil wahrgenommen, der lang auf einem Fauteuil saß und heimlich lächelte. Ihre Augen hatten sich begegnet: ein paar Sekunden lang schauten sie einander an mit der schrecklichen Miene von zwei Duellanten, die sich anschicken zu einem Kampfe auf Tod und Leben. Dann ward ein Stoffrauschen vernehmlich, und der Großvicar verschwand von neuem in den Spitzen der Damengewänder.

Unterdessen hatte Felicité es einzurichten verstanden, daß sie dem Piano näher kam. Sie forderte das ältere Fräulein Rastoil auf, eine Romanze zu singen. Und als sie hierauf sprechen konnte, ohne Furcht, gehört zu werden, zog sie den Abbé Faujas in eine Fensternische und fragte ihn:

— Was haben Sie denn dem Abbé Fenil gethan?

Sie setzten leise ihr Gespräch fort. Der Priester hatte anfangs sich verwundert gestellt; aber als Madame Rougon ein paar mit Achselzucken begleitete Worte geflüstert hatte, schien er sich auszuliefern und sprach. Sie lächelten beide, schienen Artigkeiten zu wechseln, während der Glanz ihrer Augen dieses Gleichgültigkeitsspiel Lügen strafte. Das Piano schwieg — und nun mußte das ältere Fräulein Rastoil die „Soldatentaube" singen, die damals in der Mode war.

— Ihr Debut ist ganz und gar unglücklich, flüsterte Felicité; Sie haben sich unmöglich gemacht; ich rate Ihnen, eine Zeitlang nicht wieder hierherzukommen. Man muß Liebe zu Ihnen lernen; verstehen Sie? Die Kraftbiebe würden Sie bloß verderben!

Der Abbé Faujas blieb träumerisch.

— Sie meinen, daß diese häßlichen Geschichten durch den Abbé Fenil in Umlauf gesetzt worden sind? fragte er.

— O! er ist zu schlau, um sich so in den Vordergrund zu stellen; er wird diese Sachen seinen Beichtkindern ins Ohr geflüstert haben. Ich weiß nicht, ob er Sie erraten hat; aber er hat Furcht vor Ihnen, soviel steht fest; und er wird Sie bekämpfen mit allen erdenklichen Mitteln. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß er alle maßgebenden Personen der Stadt zu seinen Beichtkindern zählt. Er allein ist's, welcher die Wahl des Marquis de Lagrifoul ermöglicht hat.

— Ich habe unrecht gehandelt, heute Abend hierherzukommen, ließ der Abbé fallen.

Felicité kniff die Lippen zusammen. Sie erwiderte mit Lebhaftigkeit:

— Sie haben unrecht gethan, sich mit einem Menschen wie diesen Condamin bloßzustellen. Ich habe soviel gethan, als in meinen Kräften stand. Als die Person, welche Sie kennen, mir von Paris geschrieben hat, habe ich Ihnen durch die Einladung nützlich zu sein geglaubt. Ich meinte, Sie würden hier Freunde finden. Das war doch ein erster Schritt. Aber anstatt daß Sie zu gefallen suchen, bringen Sie jedermann gegen sich auf. Entschuldigen Sie meine Offenheit; aber ich finde wirklich, daß Sie dem Erfolge den Rücken

kehren. Sie haben nur Fehler begangen: erstlich dadurch, daß Sie sich bei meinem Schwiegersohne einmieteten; sodann, daß Sie sich in Ihren vier Pfählen vermauern, und endlich, daß Sie eine Soutane tragen, welche den Spott der Gassenjungen herausfordert.

Der Abbé Faujas konnte eine Gebärde der Ungeduld nicht zurückhalten. Er begnügte sich mit der Antwort:

— Ich will Ihre guten Ratschläge nützen. Bloß seien Sie mir nicht behilflich! denn dadurch würde alles verdorben werden.

— Ja, diese Taktik ist gut, erwiderte die alte Dame. Treten Sie nie anders wieder in diesen Salon, denn als Sieger . . . Ein letztes Wort, lieber Herr! Der Pariser Person liegt viel an Ihrem Erfolge, und aus diesem Grunde interessiere ich mich für Sie. Nun glauben wir das Eine: machen Sie sich nicht furchtbar! seien Sie liebenswürdig! gefallen Sie den Frauen! Halten Sie besonders daran fest: gefallen Sie den Frauen, sofern Sie wünschen, daß Plassans Ihnen gehört.

Das ältere Fräulein Rastoil beendete ihre Romanze. Man klatschte leise Beifall. Frau Rougon hatte den Abbé Faujas verlassen, um die Sängerin zu beglückwünschen. Sie blieb dann in der Mitte des Saales stehen, sich von den Gästen, welche sich zurückzuziehen begannen, durch Händedrücke verabschiedend. Der Abbé ward sehr verdrießlich, als er bemerkte, daß der ehrwürdige Bourrette den Gesang benützt hatte, um zu verschwinden. Er rechnete darauf, in seiner Gesellschaft den Salon zu verlassen, was ihm eine schickliche Art der Verabschiedung ermöglichte. Wenn er jetzt allein fortging, war der Mißerfolg vollständig, und es würde am andern Tage in der Stadt die Rede gehen, daß man ihn an die Luft gesetzt hätte. Er flüchtete sich abermals in eine Fensternische, eine Gelegenheit erspähend, ein Mittel suchend, zu einem ehrenhaften Rückzuge. Unterdessen wurde der Salon leer, es waren nur einige Damen noch zugegen. Da bemerkte er eine sehr schlicht gekleidete Person: Frau Mouret, welche durch ein paar leicht geknüpfte Bandschleifen ein verjüngtes Aussehen erhielt. Vor allem setzte sie ihn in Verwunderung durch ihr ruhiges Antlitz, in welchem ein paar große schwarze Augen zu schlummern schienen. Er hatte sie den

ganzen Abend nicht gesehen; sie war zweifelsohne in ihrem Winkel sitzen geblieben, ohne sich zu rühren, ärgerlich darüber, so im Nichts=thun, die Hände im Schoße, die Zeit zu verlieren. Als er sie musterte, stand sie auf, um sich von ihrer Mutter zu verabschieden. Sie war schon im Begriffe, fortzugehen, als Felicité sie festhielt und mit den Augen jemand in ihrer Nähe suchte. Dann, als sie den Abbé Faujas gefunden hatte, rief sie lachend:

— Herr Abbé, sind Sie ein galanter Herr?

Der Abbé verneigte sich.

— Dann haben Sie wohl die Gefälligkeit, meine Tochter nach Hause zu begleiten? Sie wohnen ja in demselben Hause! Es wird Ihnen also keine Ungelegenheit bereiten; der Weg führt übrigens durch ein finsteres Gäßchen, das für eine Dame allein nichts weniger als angenehm zu passieren ist.

Martha versicherte ihr mit ihrer friedlichen Miene, daß sie kein kleines Kind wäre, daß sie keine Furcht hätte. Aber da ihre Mutter auf ihrem Wunsche beharrte und sagte, daß sie ruhiger sein würde, nahm sie die freundlichen Dienste des Abbés an. Und als dieser in ihrer Begleitung den Salon verließ, da flüsterte Felicité, welche sie bis an das Treppengeländer begleitet hatte, dem Priester noch einmal lächelnd in das Ohr:

— Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe! Gefallen Sie den Frauen, wenn Sie wünschen, daß Plassans Ihnen gehört!

VII.

Mouret schlief an diesem Abend nicht, sondern quälte Martha mit Fragen, da er die Vorgänge des Abends kennen zu lernen begehrte. Sie antwortete, daß alles zugegangen wäre wie gewöhnlich, daß sie nichts Außergewöhnliches bemerkt hätte. Sie setzte einfach hinzu, daß der Abbé Faujas in ihrer Begleitung nach Hause gekommen wäre, aber auch nur gleichgültige Dinge mit ihr gesprochen hätte. Mouret war fuchswild über diese „Indolenz“ seiner Frau, wie er sich ausdrückte.

— Man könnte sich bei Deiner Mutter umbringen, rief er, zornig den Kopf in das Kissen vergrabend; Du würdest die Nachricht davon gewiß nicht mit heimbringen!

Am Tage darauf, als er zum Essen nach Hause kam, rief er Martha, sobald er sie erblickte, von weitem entgegen:

— Ich wußte es doch; Du hast Augen, um nichts zu sehen, meine Liebe! Den ganzen Abend in einem Salon zu hocken, ohne sich irgendwie um das zu bekümmern, was um einen her gesprochen und getrieben wird! . . . Aber die ganze Stadt redet davon, hörst Du! nicht einen Schritt habe ich machen können, ohne auf jemand zu stoßen, der mir davon erzählt hat!

— Wovon denn, lieber Freund? fragte Martha verwundert.

— Ei! von dem brillanten Erfolge des Abbés Faujas! Schockschwerenot! man hat ihn ja aus dem grünen Salon an die Luft gesetzt!

— Nicht doch! ich versichere Dich! ich habe nichts dergleichen gesehen!

— Ei! ich habe Dir ja gesagt: Du siehst nichts! Weißt Du, was der Abbé in Besançon gemacht hat? Einen Pfarrer hat er gewürgt, oder andere Fehltritte begangen. Man kann es nicht genau behaupten. Mag's sein wie's will: es scheint, daß man ihn nett hergestutzt hat! Er ist fertig! absolut fertig!

Martha hatte den Kopf gesenkt und ließ ihrem Mann den Triumph über den Mißerfolg des Priesters. Mouret war entzückt.

— Ich bleibe bei meiner ersten Idee, fuhr er fort; Deine Mutter muß irgend ein Techtelmechtel mit ihm haben! Man hat mir erzählt, daß sie sich sehr liebenswürdig zu ihm gezeigt hat. Ja, nicht wahr? sie hat den Priester gebeten, Dich zu begleiten; Warum hast Du mir das nicht gesagt?

Sie zuckte sanft mit den Achseln, ohne eine Antwort zu geben.

— Du bist wirklich sonderbar! rief er. Alle diese Dinge haben doch eine bedeutende Wichtigkeit. So hat Madame Paloque, die ich eben getroffen habe, mir gesagt, daß sie mit mehreren Damen dageblieben wäre um zu sehen, auf welche Weise der Abbé verschwinden würde. Deine Mutter hat sich Deiner bedient, um den Rück-

zug des Heimlichthuers zu decken. Verstehst Du denn das nicht? versuche Dich doch zu besinnen! was hat er denn zu Dir gesagt, als er Dich nach Hause führte?

Er hatte sich vor seine Frau gesetzt und hielt sie unter dem scharfen Blicke seiner kleinen Augen.

— Du lieber Gott! antwortete sie geduldig; er hat nur Dinge gesagt ohne alle Bedeutung, wie jedermann sie sagen kann . . . Er hat von der Kälte gesprochen, die sehr heftig sei; von der Ruhe der Stadt zur Nachtzeit; dann glaube ich, auch von dem angenehmen Abend, den er verlebt habe.

— Ah! der Tartuffe! Und er hat Dich nicht ausgefragt über Deine Mutter, über die Leute, die in ihrem Hause verkehren?

— Nein! Übrigens ist ja der Weg nicht lang von der Rue de la Banne bis hierher. Wir sind keine drei Minuten gelaufen. Er ist neben mir gelaufen, ohne mir den Arm zu reichen, und hat so große Schritte gemacht, daß ich fast gezwungen gewesen bin, zu rennen. Ich weiß nicht, was man hat, daß man sich so nach ihm reißt. Er sieht nicht aus, als sei er glücklich. Es schüttelte ihn gewaltig, den armen Menschen, in seiner alten Soutane.

— Mouret war nicht böse von Gemüt.

— 'S ist wahr, freilich, sprach er leise; es mag ihm nicht warm sein, jetzt da es friert!

— Sodann, fuhr Martha fort, haben wir doch gar keine Ursache zu Klagen über ihn: er bezahlt pünktlich, er macht keinen Lärm. Wo ließe sich denn ein besserer Mieter finden?

— Nirgendswo, das weiß ich wohl. Was ich jetzt eben sagte, hab' ich ja eben bloß deshalb gesagt, weil ich Dir beweisen will, wie wenig du ihm eben Achtung schenkst, wenn Du irgend wohin gehst. Anderseitig kenne ich die Sippe viel zu gut, welche bei Deiner Mutter aus- und eingeht, um mich damit aufzuhalten, was aus dem berüchtigten grünen Salon hervorgeht. Immer Schwätzereien, Lügen, Dummheiten! Der Abbé hat ganz gewiß niemand erwürgt, so wenig wie er Pleite gemacht haben wird. Ich habe zu Madame Paloque gesagt: „Bevor man über andere herzieht, thäte

man gut, die eigene schmutzige Wäsche zu waschen! Ich will hoffen, daß sie diese Worte auf sich bezogen hat!

Mouret log; er hatte diese Worte nicht zu Frau Paloque gesprochen. Aber die Milde Marthas beschämte ihn; er bereute die Freude, die er soeben über das Unglück des Abbés empfunden hatte. An den folgenden Tagen stellte er sich nun offen auf die Seite des Priesters; ja, er bediente sich seiner, um die Rastoil'sche Sippe und die Sippe von der Unterpräfektur zu demütigen.

— Ob's nicht eine Schmach ist! sagte er bisweilen zu seiner Frau, indem er vergaß, daß Martha eine andere Sprache aus seinem Munde gehört hatte; wenn man sieht, wie Leute, die sich ihr Vermögen Gott weiß wo zusammen gestohlen haben, hinter einem armen Menschen herhetzen, der keine zwanzig Franks besitzt, um sich eine Klafter Holz zu kaufen! Nein, siehst Du, solche Sachen empören mich. Ich kann mich doch, Schockschwerenot! verbürgen für ihn! ich weiß, was er treibt, ich weiß, wie er ist, da er doch bei mir wohnt. Auch schenke ich ihnen die Wahrheit nicht; ich behandle sie, wie sie's verdienen, wenn ich sie treffe. Und dabei soll's nicht sein Bewenden haben! ich will, daß der Abbé mein Freund werde! ich will an seinem Arme auf dem Corso spazieren gehen, um zu zeigen, daß ich es nicht scheue, mit ihm gesehen zu werden! er ist so ehrenhaft und reich wie ich selbst . . . Vor allen Dingen, Martha, empfehle ich Dir, gegen diese armen Leute recht liebenswürdig zu sein!

Martha lächelte verschwiegen. Sie war glücklich über die günstige Stimmung ihres Mannes in betreff ihrer Mieter. Rose empfing die Weisung, sich gefällig zu zeigen, wo sich Gelegenheit dazu biete. Am Morgen, wenn es regnete, durfte sie sich anbieten, die Besorgungen für Frau Faujas zu machen. Aber diese lehnte die Hilfe der Köchin ab. Indessen hatte sie nicht mehr das schroffe Wesen der ersten Zeit. Eines Morgens, als sie Martha in den Weg lief, welche von dem Boden herunterkam, auf dem man das Obst trocknete, sprach sie eine kurze Zeit mit ihr, ließ sich sogar herbei, ein paar schöne Birnen anzunehmen. Diese beiden Birnen waren es, welche den Anlaß boten zu einer engern Verbindung.

Der Abbé Faujas seinerseits huschte nicht mehr so flink über die Treppe. Das Rascheln seiner Soutane auf den Stufen benachrichtigte Mouret, welcher jetzt täglich am Fuße der Treppe wartete und sich, wie er sagte, glücklich schätzte, ein Stück Wegs mit ihm zu gehen. Er hatte ihm für den kleinen Dienst gedankt, welchen er seiner Frau erwiesen, und dabei geschickt ausgehorcht, um zu erfahren, ob er Rougons wieder besuchen werde. Der Abbé zeigte ein Lächeln, und gestand ohne Verlegenheit ein, daß er nicht beanlagt sei für den gesellschaftlichen Verkehr. Mouret war entzückt; er träumte bereits, ihn ganz dem grünen Salon zu entfremden, ihn allein für sich zu behalten. So sah er auch an dem Abend, da Martha ihm erzählte, daß Frau Faujas zwei Birnen angenommen hätte, einen glücklichen Umstand, der seinen Plänen förderlich sein würde.

— Zünden Sie denn wirklich bei der Kälte jetzt im zweiten Stock kein Feuer an? fragte er in Gegenwart von Rose.

— Was denn! Herr! erwiderte die Köchin, welche begriff, daß die Frage sich an sie richtete; das möchte wohl schwierig sein, denn ich hab' noch nie auch nur das kleinste Scheit hinauftragen sehen. Sie müßten denn gerade ihre vier Stühle verbrennen, oder Frau Faujas müßte das Holz in ihrem Handkorb hinauf schleppen.

— Es ist nicht in Ordnung, darüber zu lachen, Rose! meinte Martha. Die unglücklichen Menschen müssen ja frieren in den großen Räumen.

— Das will ich glauben, ergriff Mouret das Wort; es sind zehn Grad Kälte gewesen in der letzten Nacht, und man fürchtet, daß die Olivenbäume erfroren seien. Unser Wassertopf ist oben gefroren. Hier die Stube ist klein; da wird's im Augenblick warm . . . Ich will Dir was sagen, meine Liebe, wir wollen die beiden Leute auffordern, die Abendstunden bei uns zuzubringen. Da können sie sich doch für zwei, drei Stunden wärmen. Und wir bekommen auf diese Weise auch Zerstreuung. Geh', lade sie ein! sie werden's nicht ausschlagen.

Am andern Morgen, als Martha Frau Faujas im Vorhause traf, erfolgte die Einladung.

— Es ist recht verwunderlich, meinte Mouret, daß sie keine Geschichten gemacht hat. Ich habe geglaubt, man würde sie erst bitten müssen. Der Abbé fängt jedesmal an, einzusehen, daß er im Unrecht ist, so ein Wolfsleben zu führen.

Abends bestand Mouret darauf, daß der Tisch zeitig abgedeckt würde. Er hatte eine Flasche Wein aus dem Keller geholt und einen Teller voll Backwerk holen lassen. Obwohl er nicht freigebig war, so wollte er doch zeigen, daß nicht bloß Rougons Lebensart besäßen. Die Leute aus dem zweiten Stock kamen herab um acht Uhr etwa. Der Abbé Faujas trug eine neue Soutane. Das setzte Mouret derart in Erstaunen, daß er nur ein paar Worte zu stottern vermochte als Antwort auf die Begrüßung des Priesters.

— Wirklich, Herr Abbé! die Ehre ist ganz auf unserer Seite! Kommt, Kinder, bringt Stühle herbei!

Man nahm Platz um den Tisch herum. Es war zu warm. Mouret hatte übermäßig eingeheizt, um zu zeigen, daß es ihm auf ein Scheit Holz nicht ankomme. Der Abbé zeigte sich äußerst mild: er liebkoste Desirée, fragte die beiden Jungen nach ihren Schulstunden. Martha, welche mit Strickarbeit beschäftigt war, hob von Zeit zu Zeit die Augen, verwundert über die reichen Klänge dieser fremdartigen Stimme, welche sie in dem tiefen Frieden der Eßstube nicht zu hören gewohnt war. Sie schaute dem Priester voll ins Angesicht, betrachtete seine derben Züge; dann senkte sie wieder den Kopf, ohne das Interesse zu verheimlichen, welches sie für diesen so kräftigen und doch so weichen Mann fühlte, den sie als sehr arm kannte. Mouret verschlang in tölpelhafter Weise die neue Soutane förmlich mit den Blicken; er konnte es zuletzt doch nicht verwinden, zu bemerken:

— Herr Abbé, Sie hätten wirklich nicht nötig gehabt, für diesen Besuch Toilette zu machen. Wir sind ja keine Formenmenschen, das wissen Sie doch recht gut.

Martha wurde rot. Aber der Priester erzählte heiter, daß er am Tage sich diese Soutane gekauft habe. Er hätte sie anbehalten seiner Mutter zu lieb, welche ihn für schöner hielte denn einen König in seiner neuen Gewandung.

Dann wurde von andern Dingen gesprochen. Es schien, als habe der Abbé seine traurige Kälte verloren. Er blieb ernst, aber sein Ernst war verbindlich, voll Leutseligkeit. Er hörte Mouret zu, antwortete ihm auf die unbedeutendsten Dinge, schien sich an seinem Klatsch zu interessieren. Dieser war so weit gekommen, daß er ihm die Art und Weise erklärte, wie er sein Leben verbrachte.

— Abends, meinte er, sitzen wir hier in unsern Pfählen, wie Sie es jetzt sehen — niemals eine Störung! Wir laden niemand ein, weil man am besten thut, für sich zu bleiben. Ich spiele an jedem Abend eine Partie Pikett mit meiner Frau. Das ist eine alte Gewohnheit; es würde mir schwer fallen, ohne diese kleine Abwechselung den Schlaf zu finden.

— Aber wir wollen Sie nicht aus Ihrer Ordnung bringen, rief der Abbé. Ich bitte Sie, legen Sie sich unsertwegen keinen Zwang auf!

— Nein, nein! was denn! ich bin doch kein Narr! einmal nicht spielen wird mich nicht umbringen!

Der Priester bestand auf seinem Wunsche. Da er sah, daß Martha mit noch größerer Lebhaftigkeit wehrte als ihr Mann, so wendete er sich an seine Mutter, welche still dagesessen hatte mit übereinander geschlagenen Armen.

— Mutter! sagte er zu ihr, spiele Du doch eine Partie mit Herrn Mouret.

Sie blickte ihm aufmerksam in die Augen. Mouret fuhr fort mit seinen Beteuerungen, daß er den Abend nicht zu stören wünsche; aber als der Priester ihm sagte, daß seine Mutter eine sehr geschickte Spielerin sei, meinte er:

— Wirklich? Nun, wenn Madame es durchaus haben will, wenn es niemand stört . . .

— Komm, Mutter! setz' Dich zu einer Partie! wiederholte der Abbé Faujas mit einem etwas schärfern Klange seiner Stimme.

— Gewiß, antwortete sie endlich; es wird mir Vergnügen machen. Bloß muß ich den Platz wechseln.

— Na, das hat keine Schwierigkeit! erwiderte Mouret entzückt; Sie wechseln den Platz mit Ihrem Herrn Sohne. Herr Abbé

haben Sie doch die Güte, sich neben meine Frau zu setzen! Ihre Frau Mutter wird sich neben mich setzen . . . Sie sehen — jetzt sind wir schon in Ordnung!

Der Priester, welcher erst Martha gegenüber gesessen hatte, auf der andern Seite des Tisches, fand sich nun an ihre Seite gedrängt. Sie saßen sogar allein an dem einen Tische, da die beiden Spieler ihre Stühle aneinander gerückt hatten, um den Kampf zu beginnen. Octave und Serge waren eben in ihre Stube hinaufgegangen. Desirée schlief, wie es ihre Gewohnheit war, an dem Tische. — Als es zehn Uhr schlug, wollte Mouret, der eine erste Partie verloren hatte, sich unter keiner Bedingung schon zu Bett begeben; er verlangte Revange. Frau Faujas befragte ihren Sohn mit einem Blicke. Dann setzte sie sich mit ihrer ruhigen Miene wieder an dem Tisch zurecht und mischte die Karten. Der Abbé indessen wechselte kaum ein paar Worte mit Martha. An diesem ersten Abend sprach er von gleichgültigen Dingen, vom Haushalte, vom Preise der Lebensmittel in Plassans, von den Sorgen, welche die Kinder verursachen. Martha antwortete höflich, von Zeit zu Zeit ihren hellen Blick aufhebend.

Es war beinahe elf Uhr, als Mouret mit einem gewissen Verdruß seine Karten beiseite warf.

— Ich habe wieder verloren, meinte er; ich habe den ganzen Abend keine gescheite Karte bekommen. Morgen werde ich vielleicht mehr Glück haben. Morgen die Fortsetzung; nicht wahr, Madame?

Und als der Abbé Faujas sich entschuldigte, und äußerte, daß sie die Güte ihrer Hauswirte nicht mißbrauchen wollten, daß sie nicht jeden Abend solche Störung verursachen dürften, rief Mouret:

— Aber Sie stören uns gar nicht! Sie bereiten uns eine Freude! Übrigens hab' ich verloren! und da kann mir doch wahrlich Ihre Frau Mutter eine Revangepartie nicht ausschlagen.

Nachdem sie zugesagt hatten und die Treppe hinaufgestiegen waren, räsonnierte Mouret und setzte die Gründe auseinander, weshalb er verloren hätte. Er war fuchsteufelswild.

— Die Alte hat weit weniger los als ich, das weiß ich ganz bestimmt! sagte er zu seiner Frau. Bloß aufpassen kann sie! Ich

habe bisweilen fast gedacht, auf Ehre! daß sie mogelt. Na, morgen müssen wir sehen, daß das Ding anders wird!

Von nun an kamen der Abbé Faujas und seine Mutter allabendlich zu Mourets. Es hatte sich eine förmliche Schlacht entsponnen zwischen der alten Dame und ihrem Hauswirt. Sie schien mit ihm Katze und Maus zu spielen, ließ ihn gewinnen, sobald er nahe daran war, den Mut zu verlieren; was ihn in eine dumpfe Wut versetzte, um so mehr, als er sich einbildete, ein sehr guter Pikettspieler zu sein. Sie bewahrte ihre wunderbare Kaltblütigkeit; ihr breites Bauerngesicht blieb stumm, ihre derben Hände schlugen die Karten mit der Kraft und Regelmäßigkeit einer Maschine. Von acht Uhr an setzten sie sich beide an ihren Tisch, vertieften sich in ihr Spiel und ließen sich nicht vom Platze stören.

Am andern Ende, zu beiden Seiten des Herdes, saßen der Abbé Faujas und Martha gleichsam allein. Der Abbé hatte als Mensch und als Priester für das Weib nur Verachtung; er vermied es gleich einem häßlichen, des Starken unwürdigen Hindernis. So sehr er an sich hielt, so trat doch bisweilen diese Verachtung in einem rauhern Worte zu Tage. Und Martha, von einer sittsamen Angst erfaßt, erhob die Augen mit einer jener augenblicklichen Regungen von Furcht, die einen veranlassen, sich umzuschauen, ob nicht hinter einem ein heimlicher Feind den Arm zum Schlage erhoben habe. Dann wieder hielt sie mitten in einem Lachen inne, wenn sie seine Soutane erblickte, verlegen, verwundert, im Gespräch mit einem Mann zu sein, der nicht beschaffen sei wie die andern. Es währte lange, bis ihr Verkehr vertraulicher wurde.

Niemals fragte der Abbé Martha deutlich über ihren Mann, über ihre Kinder, über ihr Haus. Nach und nach drang er nichtsdestoweniger in die geringsten Einzelheiten ihres Lebenslaufs und ihrer jetzigen Lebensweise. An jedem Abend, während Mouret sich mit Frau Faujas im erbitterten Kampfe maß, erfuhr er etwas Neues. Einmal machte er die Bemerkung, daß die beiden Ehegatten sich ganz erstaunlich ähnlich sähen.

— Ja, antwortete Martha mit Lächeln; als wir zwanzig Jahre alt waren, hielt man uns für Bruder und Schwester. Dieser Um-

stand hat auch unsere Heirat gewissermaßen beeinflußt. Man neckte uns, setzte uns immer nebeneinander, sagte uns, daß wir ein hübsches Paar abgeben würden. Die Ähnlichkeit war so auffällig, daß der würdige Herr Compan, welcher uns doch kannte, gezaudert hat, uns einzusegnen.

— Aber Sie sind Geschwisterkinder? fragte der Priester.

— In der That! gab sie mit leichtem Erröten zur Antwort; mein Mann ist ein Macquart, und ich bin eine Rougon.

Sie schwieg einen Augenblick verlegen, denn sie erriet, daß der Priester die Geschichte ihrer in Plassans berühmten Familie kannte. Die Macquarts waren ein unehelicher Zweig der Rougons.

— Das Merkwürdigste, sprach sie weiter, um ihre Verlegenheit zu verbergen, bei dieser Ähnlichkeit ist, daß wir beide unserer Großmutter ähnlich sehen. Die Ähnlichkeit meines Mannes stammt von seiten seiner Mutter her, während sie bei mir entfernter zu suchen ist, gewissermaßen den Vater übersprungen hat.

Da erwähnte der Abbé ein ähnliches Beispiel aus seiner Familie. Er besäße eine Schwester, welche das lebendige Abbild des Großvaters seiner Mutter sei. Die Ähnlichkeit hätte in diesem Falle zwei Generationen übersprungen. Und seine Schwester erinnere auch in allem, in ihrem Charakter, ihrem Wesen, ja in den Gebärden und dem Klange der Stimme an den alten guten Mann.

— Dasselbe ist der Fall mit mir, sagte Martha — als ich noch klein war, da hab' ich oft sagen hören: „Das ist die Tante Dide, wie sie leibt und lebt.“ Die arme Frau ist heute in Tulettes; sie war niemals starken Geistes... Mit dem Alter bin ich ganz ruhig geworden, habe mich auch immer wohler gefühlt — aber ich besinne mich recht gut, bis zum zwanzigsten Jahre war ich gar nicht fest; ich hatte Anfälle von Schwindel, verrückte Ideen. Wirklich, ich muß jetzt noch lachen, wenn ich daran denke, welch' eine merkwürdige Range ich gewesen bin.

— Und Ihr Mann? —

— O! er hat viel von seinem Vater, der ein Hutmacher war: ein kluger und pünktlicher Mann. Wir ähnelten uns von Gesicht, aber im Herzen und Wesen nicht. Mit der Zeit sind wir uns aber

ganz ähnlich geworden, in allen Dingen. In unserm Laden in Marseille saßen wir so ruhig! Ich habe fünfzehn Jahre dort zugebracht, die mich gelehrt haben, das Glück im Schoße der Familie bei meinen Kindern, zu suchen.

Der Abbé Faujas merkte jedesmal, wenn er sie auf diesen Punkt brachte, eine gewisse Bitterkeit im Tone ihrer Stimme. Sie war ganz gewiß glücklich, wie sie es sonst sagte; aber er glaubte gewisse Kämpfe in dieser nervösen, beim Herannahen des vierzigsten Lebensjahres ruhig gewordenen Natur, zu erwarten. Und er malte sich dieses Drama aus: diese Frau und dieser Mann, Verwandte von Gesicht, welche alle Bekannten als für einander geschaffen erklärten, während im Grunde ihres Wesens der Keim des Bastardtums, der Streit des gemischten und immer widerstrebenden Blutes den Gegensatz des verschiedenen Temperaments verschärften. Dann erklärte er sich die unheilvolle Ausspannung eines geregelten Lebens, die Abnützung des Charakters durch die täglichen Sorgen des Handels, die Einschläferung dieser beiden Naturen in diesem binnen vierzehn Jahren gewonnenen Vermögen, das bescheiden im Schoße eines einsamen Viertels einer Kleinstadt verzehrt wurde. Heute schien, obwohl sie beide noch jung waren, nur Asche noch in ihnen zu glimmen. Der Abbé versuchte geschickt zu erfahren, ob Martha sich in ihr Los ergeben hätte; er fand, daß sie sehr verständigen Sinnes war.

— Nein, sagte sie, mir gefällt meine Häuslichkeit; und meine Kinder gehen mir über alles. Ich bin niemals lustigen Gemüts gewesen. Ein wenig Langeweile habe ich gefühlt, sonst nichts; ich hätte eine Beschäftigung für den Geist haben sollen, die ich nicht gefunden habe. Aber wozu nützt das? Ich hätte mir vielleicht die Denkkraft geschädigt. Ich habe niemals einen Roman lesen können, ohne Kopfschmerzen zu bekommen. Die einzige Arbeit, die mich niemals angestrengt hat, ist die mit der Nadel. Ich bleibe zu Haus, um alles äußere Geräusch, das Geklatsch u. s. w. zu vermeiden, das mich immer sehr angegriffen hat.

Sie hielt von Zeit zu Zeit inne, sah Desirée an, welche auf der Tischplatte schlief mit einem unbewußten Lächeln.

— Armes Kind! sprach sie; sie kann nicht einmal nähen, sie bekommt sogleich Schwindel. Sie kennt keine andere Liebe als zu den Tieren. Wenn sie vier Wochen bei ihrer Amme ist, so setzt sie keinen Fuß aus dem Hühnerhofe und kommt immer mit rosigen Wangen wieder, im besten Wohlbefinden.

Und sie sprach wieder und wieder von Tulettes mit einer dumpfen Furcht vor dem Irrsinn. Der Abbé merkte auf diese Weise eine seltsame Entfremdung inmitten dieses so friedlichen Daheims. Martha liebte gewiß ihren Mann mit einer ehrlichen Freundschaft; nur trat in ihre Zuneigung eine Scheu vor den Scherzen Mourets, vor seinen beständigen Quälereien. Sie ward auch gekränkt durch seinen Egoismus, durch die Zurücksetzung ihrer Person, die bei unzähligen Gelegenheiten an den Tag trat; sie bewährte gegen ihn einen unbestimmten stillen Groll wegen der friedlichen Ruhe, die er um sie her geschaffen hatte und aufrecht erhielt, wegen jenes Glückes, dessen sie sich als teilhaftig bezeichnete. Wenn sie von ihrem Manne sprach, dann sagte sie:

— Er ist sehr gut zu uns. Wir müssen ihn manchmal schelten hören; das thut er deshalb, weil er die Ordnung in allen Dingen liebt, oft bis zur Lächerlichkeit; er gerät außer sich, wenn sein Blumentopf im Garten an einen andern Ort gestellt worden ist, wegen eines Spielzeugs, das auf dem Boden herumliegt. Anderseits hat er ja recht, auf seinem Willen zu bestehen. Ich weiß, daß man ihn nicht leiden mag, weil er ein bischen Geld verdient hat und allem Geschwätz die Stirne bietend, noch jetzt von Zeit zu Zeit einen guten Zug zu führen versteht. Man neckt ihn auch mit mir. Man sagt, er sei geizig, halte mich eingesperrt und knausere bis auf das Schuhzeug. Das ist nicht wahr. Ich bin völlig Herrin meiner selbst. Ganz sicher sieht er es lieber, wenn er mich bei der Heimkehr hier antrifft, anstatt mich immer auf der Gasse, auf Spaziergängen oder bei Visiten zu wissen. Er kennt ja übrigens auch meine Neigungen. Was hätte ich außerhalb zu suchen?

Zwei Monate verstrichen so. Der Abbé Faujas und seine Mutter hatten sich in die Gewohnheiten der Familie Mouret geschickt. Abends hatte jeder seinen bestimmten Platz am Tische, die

Lampe stand auf dem nämlichen Platze, die gleichen Worte der beiden Spielenden unterbrachen die gleichen Pausen, die gleichen friedlichen Gespräche des Priesters und der Hausfrau. Mouret fand, wenn Frau Faujas ihn nicht allzu tüchtig geschlagen hatte, seine Mieter als „höchst angenehme Leutchen".

Seine ganze Sorge des müßigen Kleinstädters hatte sich in der Sorge um die abendlichen Partieen beruhigt; er spürte den Abbé nicht mehr aus, indem er sagte, daß er ihn ganz genau kenne und ihn für einen braven Menschen halte. Es machte ihm Freude, der einzige Mensch in ganz Plassans zu sein, welcher sich rühmen konnte, den Abbé Faujas zu kennen; er trieb sogar Mißbrauch mit diesem Vorzug. Jedesmal, wenn er mit Frau Rougon zusammen kam, that er sich dick, ließ sie es fühlen, daß er ihr ihren Gast abwendig gemacht habe. Diese begnügte sich mit einem pfiffigen Lächeln. Mit seinen engeren Bekannten trieb Mouret diese Vertraulichkeiten noch weiter: er flüsterte, daß diese sakrischen Pfaffen kein Ding so zu machen verständen, wie die anderen Menschenkinder; er erzählte dann die geringsten Einzelheiten: die Art, wie der Abbé trank, wie er mit den Weibern redete, von denen er die Knie weit ab hielte, ohne jemals die Beine übereinander zu schlagen; allerhand leichtfüßige Anekdoten, in denen seine unruhige Furcht des Freidenkers vor dieser seinem Gaste bis an die Fersen reichenden geheimnisvollen Soutane zu Tage trat.

So war man bis zu den ersten Tagen des Februar gelangt. In ihrem Beisammensitzen schien es, als ob der Abbé Faujas es sorgsam vermeide, mit Martha über religiöse Fragen zu sprechen. Einmal sagte sie fast vergnügt zu ihm:

— Nein, Herr Abbé; ich bin nicht fromm, ich gehe nicht oft zur Kirche. Ich bitte Sie, in Marseille war ich immer zu sehr beschäftigt, und jetzt bin ich zu bequem, um auszugehen. Dann muß ich Ihnen auch sagen: ich bin nicht erzogen worden in religiösen Begriffen. Meine Mutter sagte, der liebe Gott käme schon zu uns.

Der Priester hatte sich vorgebeugt, ohne zu antworten; er mochte nicht zu verstehen geben, daß es ihm lieber sei, unter solchen Verhältnissen über dergleichen Sachen gar nicht zu sprechen. Eines

Abends jedoch entwarf er das Gemälde von der unverhofften Hilfe, welche die von Kummer bedrückten Seelen in dem Schoße der Religion fänden. Es war die Rede von einer armen Frau, welche Wirrsale aller Art zum Selbstmorde getrieben hatten.

— Sie war im Unrecht zu verzweifeln, sprach der Priester mit seiner tiefen Stimme. Sie kannte jedenfalls die Tröstungen des Gebets nicht. Ich habe sie oft zu uns kommen sehen, weinend, zerschlagen; und sie schieden von uns mit einer an anderen Orten vergebens gesuchten Sammlung, ja mit einer Freude am Leben. Sie waren in die Knie gesunken; sie hatten die Glückseligkeit gekostet, in einem stillen Winkel der Kirche sich in Demut zu beugen. Sie kamen wieder, sie ließen alles hinter sich, sie gehörten Gott!

Martha hatte mit träumerischer Miene diese Rede gehört, deren letzte Worte in einem Tone überirdischer Glückseligkeit ausklangen.

— Ja, das muß eine Wonne sein, sprach sie, wie zu sich selbst sprechend; ich habe wohl manchmal daran gedacht, aber ich habe immer Furcht gefühlt.

Der Abbé berührte nur selten einen solchen Gegenstand; dagegen sprach er oft von der Barmherzigkeit. Martha war sehr gutmütig; Thränen stiegen ihr in die Augen bei der Erzählung des geringsten Unglücksfalles. Er schien ein Gefallen darin zu finden, diese Mitleidsschauer bei ihr zu beobachten; er hatte jeden Abend eine neue Rührgeschichte, er schlug sie mit einem fortgesetzten Mitleid, welches sie langsam reif machte für die Hingabe. Sie ließ dann ihre Arbeit fallen, faltete die Hände mit schmerzerfülltem Antlitz, den Blick auf ihn geheftet, während er herzzerreißende Schilderungen gab von Menschen, welche Hungers starben, von Unglücklichen, welche das Elend zu bösen Handlungen trieb. Von nun an gehörte sie ihm, war sie all seinem Willen unterthan. Und oft tobte während dessen am andern Ende des Tisches zwischen Mouret und Frau Faujas Streit über ein fälschlich gemeldetes „Königsvierzehn oder über eine aus Versehen aufgehobene Karte.

Mitte Februar war es, als ein beklagenswertes Vorkommnis ganz Plassans in Aufruhr setzte. Man machte die Wahrnehmung, daß eine Schar von jungen Mädchen, die fast noch in den Kinder-

schuhen staken, sich nächtlicherweile außerhalb der Stadt mit jungen und alten Burschen herumgetrieben hatten. Acht Tage lang konnte Martha sich über diese garstige Geschichte nicht beruhigen; sie kannte eines von diesen Mädchen, ein blondes Ding, welches die Nichte war von ihrer Köchin Rose; sie konnte an dieses arme Geschöpf, wie sie sich ausdrückte, gar nicht denken, ohne daß sie am ganzen Leibe bebte.

— Es ist verdrießlich, sprach der Abbé Faujas eines Abends, daß es in Plassans kein Mädchenasyl giebt, nach dem Muster des in Besançon gegründeten.

Und von Martha mit Fragen bedrängt, setzte er ihr auseinander, was man unter einem solchen Mädchenasyl verstände. Es handelte sich um eine Art von Krippe für die Töchter der Arbeiterfamilien, für solche von acht bis fünfzehn Jahren, welche die Eltern allein in den Wohnungen zu lassen genötigt sind, wenn sie auf ihre Arbeit gehen. Man beschäftigte sie tagsüber mit Näharbeiten; abends brachte man sie wieder nach Hause, wenn die Eltern dorthin zurückgekehrt waren. Auf diese Weise wuchsen die armen Kinder heran, fern vom Laster, mitten unter den besten Beispielen. Martha fand den Gedanken großartig. Allmählich ward sie von demselben so eingenommen, daß sie von nichts anderem sprach, als von der Notwendigkeit, ein ähnliches Asyl, ein Asyl in Plassans zu errichten.

— Man würde dasselbe unter den Schutz der heiligen Jungfrau stellen! deutete der Abbé Faujas an. Aber welche Schwierigkeiten sind bei so etwas zu überwinden! Sie haben keine Ahnung von den Mühen, welche das kleinste gute Werk kostet. Um ein solches Werk zum guten Ende zu führen, bedürfte es eines mütterlichen, warmen, gottergebenen Herzens.

Martha senkte das Haupt, betrachtete Desirée, welche neben ihr schlummernd saß, und fühlte Thränen in ihre Augen steigen. Sie unterrichtete sich über die Schritte, welche zu einem solchen Vorhaben zu thun seien, über die Herstellungskosten, über die jährlichen Ausgaben.

— Wollen Sie mir behilflich sein? fragte sie eines Abends ganz plötzlich den Priester.

Der Abbé Faujas erfaßte mit Würde ihre Hand, hielt sie einen Augenblick lang in der seinigen, flüsternd, daß sie eine von den edlen Seelen sei, welche er auf seiner Lebensbahn getroffen habe. Er willigte ein, aber er baute unbedingt auf sie, denn er selbst vermöchte wenig. Ihre Sache würde es sein, in der Stadt die zur Bildung eines Komitees notwendigen Damen ausfindig zu machen, welches die Unterschriften sammeln, Beiträge aufbringen, mit einem Worte: sich aller jener so heiklen, so mühseligen Einzelheiten eines Aufrufes an die öffentliche Mildthätigkeit unterziehen würde. Und er bezeichnete ihr vom nächstfolgenden Tage eine gewisse Zeit, wo er sie in Saint-Saturnin mit dem Baumeister der Diözese zusammenführen würde, welcher ihr, besser als er, die richtige Auskunft über die durch einen solchen Bau erwachsenden Kosten würde geben können.

An diesem Abend legte Mouret sich sehr vergnügten Sinnes zu Bett. Er hatte der Frau Faujas nicht eine einzige Partie geschenkt.

— Du siehst ja heute Abend kreuzfidel aus, meine Liebe, sprach er zu seiner Frau . . . Ei! hast Du gesehen, wie ich sie mit ihrer Quinte aufs Trockne gesetzt habe? Ei! heut hat die Alte tüchtig Haare lassen müssen!

Und als Martha aus einem der Kleiderschränke ein seidenes Kleid herausnahm, fragte er mit Erstaunen, ob sie denn am andern Tage auszugehen beabsichtige? Er hätte unten nichts davon gehört.

— Ja, antwortete sie, ich habe Gänge zu besorgen; ich will den Abbé Faujas in der Kirche treffen, um über einige Angelegenheiten zu sprechen, von denen ich Dir, wenn's dazu Zeit sein wird, Kenntnis geben werde.

Er blieb verdutzt vor ihr stehen, sah sie an, um sich zu vergewissern, daß sie sich nicht lustig mache über ihn, und meinte dann, ohne ärgerlich zu werden, mit seiner höhnischen Miene:

— Na, na! ich habe ja nicht das Mindeste davon gemerkt Fängst wohl jetzt auch an mit Heimlichthuereien?

VIII.

Martha ging am nächsten Vormittage zuerst zu ihrer Mutter. Sie setzte ihr das gute Werk auseinander, dessen Verrichtung sie beabsichtigte. Als die alte Dame lächelnd den Kopf schüttelte, wurde sie beinahe ärgerlich und gab ihr zu verstehen, daß sie einen wenig christlichen Sinn besäße.

— Das ist ein Einfall des Abbés Faujas, sagte plötzlich Felicité.

— In der That, rief Martha überrascht; wir haben lange darüber geplaudert. Wie wissen Sie das?

Madame Rougon zuckte leicht mit den Achseln, ohne eine deutlichere Antwort zu geben. Sie erwiderte mit Lebhaftigkeit:

— Nun, mein liebes Kind! Du hast recht. Du mußt Dir etwas zu thun machen; und daß Du da etwas gefunden hast, ist sehr gut. Es macht mir wirklich Kummer, Dich immerfort in diesem abgeschlossenen Hause hocken zu sehen, das ganz nach Sterben riecht. Allein auf mich zähle nicht! ich mag mit Deiner Angelegenheit nichts zu schaffen haben. Es hieße sonst, ich hätte die Finger in allem, wir hätten einen Bund geschlossen, der Stadt unsere Pläne aufzudrängen. Ich wünsche im Gegenteil, daß Du das ganze Nutzerträgnis Deines guten Gedanken allein ziehest. Ich will Dir mit meinen Ratschlägen zur Seite stehen, wenn Dir das recht ist; aber nichts weiter!

— Ich hatte aber gerade auf Dich gerechnet bei der Einsetzung des Komitees, meinte Martha, welche den Gedanken in einem so großen Unternehmen allein dazustehen, ein wenig erschreckte.

— Nein, nein! meine Teilnahme würde die Sache verderben, glaube mir! Sage ich im Gegenteil recht laut, daß ich nicht zum Komitee gehören könne, daß ich abgelehnt habe meiner trüben anderen Beschäftigungen wegen. Laß sogar hören, daß ich kein Vertrauen zu Deinem Vorhaben hege. Das wird die Damen bestimmen; Du wirst sehen! Sie werden sich freuen, an einem Werke der Liebe zu arbeiten, dem ich nicht angehören werde. Besuche Frau Rastoil,

Madame de Condamin, Frau Delangre; auch Frau Paloque suche auf: diese vor allen Dingen! denn sie wird sich geschmeichelt fühlen, sie wird Dir mehr nützen als alle übrigen. Und wenn Du in Verlegenheiten kommst, dann hole Dir bei mir Rat!

Sie führte ihre Tochter bis zur Treppe. Dann fragte sie, ihr ins Gesicht sehend mit einem spitzen Lächeln:

— Er fühlte sich doch wohl, der liebe Abbé?

— Sehr wohl, lautete Martha's ruhige Antwort. Ich gehe nach Saint-Saturnin, wo ich den Baumeister der Diözese sprechen werde.

Martha sowohl wie der Priester waren zu dem Schlusse gekommen, daß die Dinge noch zu wenig festen Boden gewonnen hätten, um den Baumeister durch eine besondere Verhandlung zu behelligen. Da derselbe täglich in Saint-Saturnin war, wo gerade eine Kapelle renoviert wurde, so rechneten sie auf eine zufällige Begegnung mit demselben. Martha hatte kaum das Kirchenschiff durchschritten, als sie den Abbé Faujas mit Herrn Lieutaud auf einem Gerüst im Gespräch begriffen erblickte, von wo sie eilig herabgestiegen kamen. Eine der Schultern des Abbé war ganz weiß gefärbt von Gips; er nahm ein reges Interesse an den Bauarbeiten. Die Unterhaltung währte eine halbe Stunde. Der Architekt zeigte sich sehr willfährig; seine Meinung war, daß man kein Haus für das Werk der heiligen Jungfrau bauen solle, weil die Kosten für ein solches sich zu hoch belaufen würden, sondern daß man ein fertiges Haus kaufen und den Anforderungen des Liebeswerks entsprechend einrichten solle. Und er machte zugleich ein ehemaliges Pensionat in der Vorstadt nahmhaft, in welchem sich später ein Pelzhändler niedergelassen hatte, und das jetzt zum Verkauf stände. Mit ein paar tausend Franks mache er sich anheischig, diese Ruinen völlig umzuwandeln; er versprach sogar Wunderdinge: ein vornehmes Portal, geräumige Säle, einen mit Bäumen bestandenen Garten. Allmählich hatten auch Martha und der Priester ihre Meinungen geäußert; man erörterte mit lauter Stimme die Einzelumstände unter dem hallenden Gewölbe des Schiffes, während Herr Lieutaud mit der Spitze seines Spazierstockes Figuren auf den Steinen kratzte, um ihnen einen Begriff von der Fassade zu geben.

— Also ist's abgemacht, mein Herr! sagte Martha, sich von dem Baumeister verabschiedend; Sie werden die Güte haben, einen Riß und eine ungefähre Kostenaufstellung zu machen, damit wir wissen, woran wir uns zu halten haben . . . Und das versprechen Sie uns doch, vorläufig über die Sache zu schweigen? nicht wahr?

Der Abbé Faujas wollte sie bis zu der kleinen Thüre der Kirche begleiten. Als sie zusammen am Hauptaltar vorüberschritten und sie noch immer fortfuhr, lebhaft mit ihm sich zu unterhalten, war sie ganz verwundert, ihn nicht mehr an seiner Seite zu finden; sie suchte ihn und erblickte ihn tiefgebeugt vor dem mit einer Musselinhülle verdeckten Kruzifixe stehen. Dieser Priester verursachte ihr wirklich eine sonderbare Empfindung. Sie besann sich auf die Stätte, an welcher sie weilte, blickte sich um mit einem unruhigen Blicke und erstickte das Geräusch ihrer Schritte. An der Thüre reichte ihr der sehr ernst gewordene Abbé schweigend seine mit Weihwasser genäßten Finger. Sie bekreuzte sich, ganz verwirrt. Die gepolsterte Doppelthüre fiel hinter ihr sanft zu mit einem gedämpften Seufzer.

Von der Kirche aus ging Martha zu Frau de Condamin. Sie fühlte sich glücklich, in der frischen Luft, in den Straßen zu wandeln; die wenigen Gänge, welche sie zu besorgen hatte, erschienen ihr wie eine Vergnügungspartie. Madame de Condamin empfing sie ganz überrascht mit Versicherungen ihrer Freundschaft. Diese liebe Frau Mouret käme ja gar so selten! Als sie wußte, um was es sich handelte, erklärte sie, daß sie begeistert sei für den Plan und bereit zu jeglichem Opfer. Sie trug eine köstliche malvenfarbene Robe mit perlgrauem Band und spielte in einem kokett eingerichteten Boudoir die nach der Provinz verbannte vornehme Pariserin.

— Sie haben recht gethan, auf mich zu zählen! sagte sie, Martha die Hände drückend. Wer soll denn diesen armen Mädchen zu Hilfe kommen, wenn nicht wir es sind, wir, die man beschuldigt, ihnen das böse Beispiel des Putzes, des Luxus zu geben! Sodann ist's ja auch beschwerlich, denken zu müssen, daß die Kindheit allen solchen Wirnissen ausgesetzt sei. Ich bin krank geworden ob des

schweren Kummers über diese traurigen Dinge. Verfügen Sie vollständig über mich!

Und als Martha ihr gesagt hatte, daß ihre Mutter, Frau Rougon, sich an dem Komitee nicht beteiligen werde, so verdoppelte sich ihre Bereitwilligkeit.

— Es ist recht bedauerlich, daß sie soviel in Anspruch genommen ist! bemerkte sie, nicht frei von Ironie; sie hätte uns gewiß sehr nützlich werden können. Aber da läßt sich nichts machen! wir werden thun, was in unseren Kräften steht. Ich besitze den und jenen Freund; ich will den Herrn Bischof aufsuchen, will Himmel und Erde in Bewegung setzen, wenn's notwendig ist. Wir werden die Sache schon durchbringen; ich verspreche es Ihnen.

Von Geldkosten sowohl wie von der Einrichtung selbst mochte sie nichts hören. Das notwendige Geld würde man allemal auftreiben. Sie wolle es übernehmen, die ersten Gänge zu besorgen, wollte überhaupt die Leitung der Sache in die Hand nehmen; die gute Frau Mouret sei nicht gewöhnt, die Leute um Almosen anzugehen; sie würde sie deshalb auf ihren Wegen begleiten, ihr sogar verschiedene ganz abnehmen. Nach Verlauf von einer Viertelstunde war das Liebeswerk ihre persönliche Angelegenheit geworden; und sie war's, welche Martha Unterweisungen, 'Ratschläge u. s. w. gab. Martha wollte sich eben entfernen, als Herr de Condamin eintrat. Sie blieb verlegen stehen, wagte nicht mehr, von dem Zweck ihres Besuches zu sprechen vor dem Wasserbaudirektor, der, wie es hieß, in den Fall dieser armen Mädchen, deren Schmach die ganze Stadt in Aufregung hielt, verwickelt gewesen sein sollte.

Frau de Condamin erklärte ihrem Manne den großen Gedanken. Er fand den Plan für höchst moralisch.

— Das ist ein Gedanke, sagte er ernst, so daß es nicht möglich war zu erraten, ob er sich lustig mache: der nur einem Mutterherzen entspringen konnte! Plassans wird Ihnen seine Sittsamkeit schulden, gnädige Frau!

— Ich gestehe, daß ich den Gedanken nur aufgegriffen habe, antwortete Martha, verlegen gemacht durch diesen Zuspruch; er ist

mir eingegeben worden durch eine Persönlichkeit, welche ich hochschätze.

— Und diese Persönlichkeit ist? fragte Madame de Condamin neugierig.

— Der Herr Abbé Faujas!

Und Martha sagte mit aller Einfachheit ihres Herzens alles, was sie von dem Priester dachte. Sie ließ die schlimmen Gerüchte, welche im Umlauf waren, ganz beiseite, stellte ihn dar als einen in jeder Hinsicht ehrwürdigen Mann, welchem sie sich glücklich schätze, ihr Haus geöffnet zu haben. Madame de Condamin hörte zu, von Zeit zu Zeit durch leichtes Kopfnicken ihren Beifall zu erkennen gebend.

— Ich habe es ja schon immer betont, rief sie; der Abbé Faujas ist ein sehr hervorragender Priester. Wenn Sie wüßten, wieviel schlechte Menschen es giebt! Aber seitdem Sie ihn unter Ihren Schutz gestellt haben, wagt man nichts mehr zu sagen. Das hatt allem schlimmen Gerede die Spitze gebrochen! Also Sie sagen, daß der Gedanke von ihm stammt? Er wird sich entschließen müssen, herauszutreten. Bis dahin bleibt es also dabei, daß wir gegenseitig Schweigen bewahren ... Ich versichere Sie, ich habe diesen Priester von Anbeginn an geliebt und verteidigt.

— Ich habe selbst mit ihm gesprochen, bemerkte Herr de Condamin; ich muß sagen, er hat mir durchaus den Eindruck eines gemütlichen Hauses gemacht.

Aber seine Frau brachte ihn durch einen Wink zum Schweigen. Sie behandelte ihn oft wie einen Stallburschen. Das Ominöse an der unpassenden Heirat, die man Herrn de Condamin vorwarf, war schließlich allein auf ihn gefallen; die junge Frau, die er nach Plassans geführt hatte, niemand wußte woher, hatte sich durch eine imponierende Schönheit, wofür die Leute in der Provinz empfänglicher sind als man denkt, in der ganzen Stadt Amnestie verschafft und sogar in einen ziemlich hohen Grad von Beliebtheit gesetzt. Herr de Condamin begriff, daß er bei dieser tugendsamen Verhandlung schlimmer daran sei, als das fünfte Rad am Wagen.

— Ich lasse Sie allein mit dem lieben Gott, sprach er mit

ironischer Gebärde. Ich will mir eine Zigarre anstecken! Octavie! vergiß nicht, Dich beizeiten anzukleiden; wir gehen heute Abend auf die Unterpräfektur.

Als er das Zimmer verlassen hatte, plauderten die beiden Damen noch eine kurze Zeit über ihr Vorhaben und über die demselben zu Grunde liegende Unsittlichkeit im Orte. Frau de Condamin besonders ereiferte sich sehr gegen dieselbe.

— Also! es ist abgemacht, sprach sie, Martha zum letztenmale die Hand reichend; ich folge Ihnen auf den ersten Ruf. Wenn Sie Frau Rastoil besuchen und Frau Delangre, so sagen Sie ihnen, daß ich alles auf mich nehme, daß Sie nichts weiter zu thun haben, als uns ihren Namen zu leihen. Mein Gedanke ist gut, nicht wahr? wir werden keine Linie davon abweichen. Meine besten Empfehlungen an den Abbé Faujas!

Martha begab sich ohne Säumen zu Madame Delangre, dann zu Madame Rastoil. Sie fand dieselben sehr höflich, auch geneigt, aber bei weitem kühler als Madame de Condamin. Sie erörterten beide die finanzielle Seite des Planes; es würde viel Geld dazu nötig sein, die öffentliche Wohlthätigkeit würde niemals imstande sein, die dazu notwendigen Summen zusammenzubringen; man liefe Gefahr, sich irgend einer unangenehmen Lösung auszusetzen. Martha beruhigte sie über diesen Punkt, unterbreitete ihnen Ziffern. Nun begehrten sie zu wissen, welche Damen sich bereits zum Beitritt bereit erklärt hätten. Der Name der Frau de Condamin ließ sie stumm. Als sie sodann erfuhren, daß Madame Rougon sich entschuldigt habe, zeigten sie eine größere Wärme.

Madame Delangre hatte Marthas Besuch in dem Zimmer ihres Mannes entgegengenommen. Sie war eine kleine blasse Frau, von der Sanftmut eines Dienstboten, deren Passionen in Plassans förmlich legendenhaft geworden waren.

— Du lieber Gott! flüsterte sie endlich; ich strebe ja nach nichts Besserem. Man würde viele schwache Seelen retten. Ich kann es nicht abschlagen, denn ich fühle, daß ich Ihnen durch meinen Mann sehr nützlich sein werde, den seine Amtshandlungen als Maire in beständigem Verkehr setzen mit allen einflußreichen Personen. Bloß

bitte ich Sie, mir bis morgen Zeit zu lassen mit einer endgiltigen Antwort. Unsere Stellung legt uns Klugheit auf, und ich will den Rat des Herrn Delangre einholen.

In Madame Rastoil fand Martha eine sehr empfindsame, sehr sittenstrenge Frau, die nach keuschen Worten suchte, um über unglückliche Mädchen zu sprechen, die ihrer Pflichten uneingedenk sind. Sie war eine sehr dicke Frau und saß, mit der Stickerei eines sehr reichen Chorhemds beschäftigt, zwischen ihren Töchtern. Sobald die ersten Worte gewechselt waren, hatte sie dieselben aus dem Zimmer hinausgeschickt.

— Ich bin Ihnen sehr dankbar, sich meiner erinnert zu haben sprach sie; aber, wahrlich, ich bin in äußerster Verlegenheit. Ich gehöre schon mehreren Komitees an und weiß nicht, ob ich die notwendige Zeit finden werde. Ich hatte denselben Gedanken gehabt wie Sie — bloß war mein Plan weitläufiger, vollständiger vielleicht. Es ist gerade vier Wochen her, seit ich mir vornahm, mit dem Bischof darüber zu sprechen, ohne daß ich eine Minute Zeit dazu erübrigen kann. Schließlich werden wir unsere Bemühungen ja vereinigen können. Ich will Ihnen meinen Gesichtspunkt sagen, denn ich glaube, daß Sie über diese Punkte im Irrtume sind. Wenn's sein muß, so will ich mich noch einmal opfern. Mein Mann hat es mir gestern erst wieder gesagt: Du gehörst gar nicht mehr Deinen eigenen Geschäften, sondern bloß fremden Leuten an.

Martha betrachtete sie mit einem merkwürdigen Gefühle, da sie ihres ehemaligen Verhältnisses mit Herrn Delangre gedachte, dem man noch heute in den Kaffeehäusern auf dem Corso Sauraire die Hölle hierüber heiß machte. Die Frau des Maires sowohl wie die Frau Gerichtsdirektor hatten den Namen des Abbés Faujas mit einer großen Behutsamkeit aufgenommen; vornehmlich die letztere. Martha hatte sich über dieses Mißtrauen ein wenig aufgeregt, da es sich gegen eine Person richtete, für welche sie doch persönlich eintrat. Deshalb hatte sie die guten Eigenschaften des Abbés mit Nachdruck hervorgehoben, was die beiden Damen schließ-

lich genötigt hatte, dem Priester Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welcher in der Zurückgezogenheit lebte und seine Mutter unterstützte.

Von Frau Rastoil brauchte Martha nur über die Straße zu gehen, um bei Frau Paloque zu sein, die auf der andern Seite der Rue Balande wohnte. Es war schon sieben Uhr, aber sie wünschte sich dieses letzten Besuches noch zu entledigen, auf die Gefahr hin, Mouret warten zu lassen und von ihm ausgezankt zu werden. Paloques setzten sich eben zum Essen in einer großen kalten Eßstube, wo alles nach der Knauserei der Provinz roch, einer peinlichen, sorgfältig versteckten Knauserei. Frau Paloque beeilte sich, die Suppe, welche sie eben aufzutragen willens war, zuzudecken, ärgerlich darüber, auf eine solche Weise beim Essen überfallen zu werden. Sie bewies sich sehr höflich, fast diensteifrig, beunruhigt im Grunde über einen Besuch, auf welchen sie nicht eben gefaßt war. Ihr Mann, der Richter, blieb vor seiner leeren Schüssel, mit den Händen auf den Knieen, sitzen.

— Rangen, infame Rangen! rief er aus, als Martha die Rede auf die Mädchen des alten Stadtviertels gebracht hatte. Ich habe heute schöne Geschichten gehört und gesehen im Palast. Die Dirnen haben ehrenhafte Leute ja direkt zu Liederlichkeiten herausgefordert. Sie thuen unrecht, liebe Frau, sich für ein solches Gewürm so lebhaft zu verwenden.

— Ich fürchte auch sehr, meinte ihrerseits Frau Paloque, keine Gelegenheit zu finden, um mich Ihnen nützlich oder dienstbar zu erweisen. Ich kenne niemand. Mein Mann würde sich eher eine Hand abschlagen lassen, als um die geringste Sache zu betteln. Wir haben uns ganz zurückgezogen, aus Verdruß über die vielen Ungerechtigkeiten, welche wir zu beobachten Veranlassung erhalten haben. Wir leben hier in bescheidener Stille, glücklich darüber, daß man uns vergißt! Man könnte meinem Mann heute dreist eine Beförderung anbieten: er würde sie abschlagen. Nicht wahr, lieber Freund?

Der Richter winkte beifällig mit dem Kopfe. Sie tauschten ein mattes Lächeln aus, und Martha blieb verlegen, angesichts dieser beiden häßlichen, von Blattern zerfressenen, galligen Menschen

sitzen, welche diese Komödie einer lügnerischen Verzichtleistung so trefflich zu spielen verstanden. Es fielen ihr zum Glück die Ratschläge ihrer Mutter ein.

— Ich hatte ganz bestimmt auf Sie gerechnet, sagte sie mit besonderer Liebenswürdigkeit. Es werden sich alle uns bekannten Damen beteiligen: Madame Delangre, Madame Rastoil, Madame de Condamin; aber unter uns gesagt: diese Damen werden im Grunde nur ihre Namen hergeben. Ich hätte mich gefreut, eine sehr angesehene, sehr hingebungsvolle Person zu finden, welche die Sache ganz zu der ihrigen gemacht hätte; und hatte gehofft, diese Person in Ihnen zu finden. Denken Sie doch, welchen Dank uns Plassans schuldig sein würde, wenn wir ein solches Unternehmen zum guten Ende führten.

— Gewiß, ganz gewiß! flüsterte Madame Paloque, entzückt von solchen Worten.

— Dann sind Sie doch auch ganz im Unrecht, zu glauben, daß Sie keine Macht besäßen. Es ist doch bekannt, daß Herr Paloque auf der Unterpräfektur sehr wohl angesehen ist. Ja, man darf doch sagen, daß er der wahrscheinliche Nachfolger des Herrn Rastoil ist. Wehren Sie mir nicht! Ihre Verdienste sind bekannt; es nutzt Ihnen nichts, sich zu verstecken. Und gerade diese Sache giebt doch Madame Paloque eine vortreffliche Gelegenheit, aus dem Schatten herauszutreten, in welchem sie sich verborgen hält, und sich als geistreiche und gemütvolle Frau zu zeigen.

Der Richter wurde lebendig; er sah seine Frau mit blinzelnden Augen an.

— Madame Paloque hat ja nicht abgeschlagen, meinte er.

— Nein, gewiß nicht! bestätigte diese. Da Sie meiner wirklich bedürfen, so ist das hinreichend für meine Entschließung. Ich begehe vielleicht noch einmal eine Dummheit, lade mir Arbeit auf den Hals, ohne Dank dafür zu ernten. Fragen Sie Herrn Paloque, wieviel Gutes wir gestiftet haben, ohne den Mund darüber aufzuthun. Nun, Sie sehen, wohin es uns geführt hat! Gleichviel, man kann sich nicht anders machen, als man ist! nicht wahr? Wir

werden halt Dummköpfe bleiben bis ans Ende unserer Tage . . . Also verlassen Sie sich auf mich, liebe Frau!

Herr und Frau Paloque standen auf, und Martha verabschiedete sich von ihnen, ihnen für ihre Aufopferung dankend. Als Martha endlich zu Hause eintrat, war es ziemlich acht Uhr. Mouret wartete seit einer langen halben Stunde auf sie, um sich zum Essen zu setzen. Sie fürchtete irgend einen schlimmen Auftritt. Aber als sie sich umgekleidet hatte und in die Wohnstube trat, fand sie ihren Mann rittlings auf einem umgestülpten Sessel sitzend und auf der Schüssel ruhig mit den Fingerspitzen einen Generalmarsch trommelnd. Er war schrecklich in dergleichen Anfällen von schlimmer Laune.

— Ich glaubte schon, Du seiest in irgend einem Betschemel eingeschlummert! und hättest Lust, die ganze Nacht dort zu kampieren! sprach er höhnisch. Wenn Du jetzt wieder einmal zur Kirche läufst, so wirst Du mich wohl benachrichtigen müssen, damit ich außer dem Hause esse — die Pfaffen könnten Dich wieder so lange aufhalten!

Während des ganzen Essens setzte er seine höhnischen Reden fort. Martha kränkte ein solches Verhalten weit mehr als wenn er tüchtig gezankt. Zwei- bis dreimal flehte sie ihn an mit dem Blicke, ihr Ruhe zu gönnen. Aber dann schwang er die Geißel seines Witzes nur kräftiger. Octave und Désirée lachten. Serge schwieg und ergriff die Partei der Mutter. Beim Nachtisch trat Rose ganz verstört herein mit der Meldung, daß Herr Delangre da wäre und die Frau des Hauses zu sprechen begehre.

— Ah! Du verkehrst jetzt auch mit der hohen Obrigkeit! spöttelte Mouret von neuem.

Martha empfing den Herrn Maire im Salon. Derselbe zeigte sich äußerst liebenswürdig, fast galant und sagte, er hätte nicht einen Tag verstreichen lassen mögen, ohne sie zu ihrem edelmütigen Gedanken zu beglückwünschen. Madame Delangre wäre etwas schüchtern; sie hätte nicht recht gethan, nicht auf der Stelle anzunehmen, und er antwortete nun in ihrem Namen, daß sie sich sehr geschmeichelt fühle, das Patronat dieses Liebeswerkes mit zu übernehmen. Was ihn selbst betreffe, so beabsichtige er, dem Gelingen

eines so nützlichen, so sittlichen Unternehmens allen möglichen Vorschub zu leisten.

Martha geleitete ihn bis an die Hausthür. Dort bemerkte der Maire noch, während Rose die Lampe hochhielt, um das Trottoir zu erleuchten:

— Bitte, sagen Sie doch dem Herrn Abbé Faujas, daß ich mich glücklich schätzen würde, mit ihm zu plaudern, wenn er sich die Mühe nehmen möchte, im Vorbeigehen bei mir mit vorzusprech°. Da er eine Anstalt dieser Art in Besançon gesehen hat, so könnte er mir vielleicht sehr wertvolle Auskünfte geben. Ich wünsche, daß die Stadt zum mindesten die Baulichkeiten zahlt. Auf Wiedersehen, teure Frau; meine besten Empfehlungen dem Herrn Mouret, welchen ich nicht erst stören mag.

Um acht Uhr, als der Abbé Faujas mit seiner Mutter in die Stube trat, begnügte Mouret sich, ihm lachend zuzurufen:

— Sie haben mir also heute meine Frau abwendig gemacht? Verderben Sie mir sie wenigstens nicht! machen Sie keine Heilige aus ihr!

Dann vertiefte er sich in seine Karten; er hatte an Madame Faujas schreckliche Revanche zu nehmen, denn er hatte drei Verlusttage hintereinander gehabt. Martha konnte dem Priester unbehindert das Ergebnis ihrer Besuche erzählen. Sie hatte eine kindische Freude über diesen außerhalb ihres Hauses verlebten Nachmittag. Der Abbé ließ sie manche Einzelheiten wiederholt erzählen; er versprach, Herrn Delangre einen Besuch zu machen, obwohl es ihm lieber gewesen sein würde, ganz im Schatten zu bleiben.

— Es war nicht recht von Ihnen, mich sogleich zu nennen, sagte er hart, als er sie so erregt, so voll Hingabe vor sich sah... Aber Sie sind nicht anders wie alle Weiber: die besten Dinge zerbrechen sie zwischen den Fingern!

Sie sah ihn an, verwundert über diesen groben Ausfall — sie wich zurück, sie fühlte jene Empfindung des Grauens, welche sie manchmal noch beim Anblick seiner Soutane überkam. Es war ihr, als wenn Eisenfäuste sich auf ihre Schultern legten und sie niederdrückten. Für jeden Priester ist das Weib der Feind. Als er sie

erzürnt sah über diesen zu strengen Verweis, ward er mild und sprach leise:

— Ich denke nur an den Erfolg unseres edelmütigen Unternehmens. Ich fürchte, seinen Erfolg zu gefährden, wenn ich mich damit befasse. Sie wissen doch, daß man mich im Orte nicht leiden mag.

Martha gab ihm, als sie seine Demütigkeit sah, die Versicherung, daß er sich irrte, daß alle diese Damen, bei denen sie gewesen sei, in den besten Ausdrücken von ihm gesprochen hätten. Man wußte, daß er seine Mutter unterstützte, daß er ein zurückgezogenes Leben führte; man hielt ihn für würdig jedes Lobes. Bis um elf Uhr plauderten sie sodann über das große Projekt, wobei sie auf die geringfügigsten Einzelheiten eingingen. Es war ein prächtiger Abend.

Mouret hatte ein paar Worte aufgefangen zwischen zwei Kartenstichen. Beim Schlafengehen meinte er:

— So, so! ihr unterdrückt zusammen den schlimmen Wandel, das Laster? Das ist eine ganz gescheite Idee!

Drei Tage später wurde das Komitee der Patronatsdamen eingesetzt. Die Damen hatten Martha zur Vorsitzenden gewählt; und diese ernannte, auf den Rat ihrer Mutter hin, welche sie insgeheim befragte, sofort Madame Paloque zur Schatzmeisterin. Die beiden Frauen gaben sich außerordentliche Mühe, faßten Rundschreiben ab, beschäftigten sich mit tausenderlei inneren Fragen. Unterdessen ging Frau de Condamin von der Unterpräfektur auf das Bistum, und vom Bistum zu den einflußreichsten Persönlichkeiten der Stadt und setzte ihnen mit all ihrem Liebreiz „das glückliche Unternehmen, das sie begonnen", auseinander, Almosen und Verheißungen der Beihilfe sammelnd. Frau Rastoil ihrerseits erzählte mit frommer Miene den Priestern, welche am Dienstag ihre Gäste waren, daß ihr der Gedanke gekommen sei, soviel unglückliche Kinder dem Laster zu entreißen, und ließ sich genügen, den Abbé Bourrette um seine Verwendung bei den Schwestern von Saint-Joseph zu ersuchen, damit dieselben dem geplanten Asyl ihr Wohlwollen schenkten. Und Frau Delangre machte der ganzen Beamten-

welt von Plassans die vertrauliche Mitteilung, daß die Stadt dieses Asyl lediglich ihrem Mann zu verdanken haben würde, durch dessen liebenswürdige Verwendung an das Komitee ein Saal der Mairie abgetreten worden sei, in welchem es seine Sitzungen halten könne ganz nach Belieben.

Ganz Plassans war durch diesen frommen Radau in Aufregung versetzt. Bald war von nichts anderem mehr die Rede, als von dem Liebeswerk der Jungfrau. Subskriptionslisten, die in den drei Stadtteilen aufgelegt wurden, waren in einer Woche bedeckt. Als die „Gazette de Plassans“ diese Liste mit der Angabe der Zeichnungen veröffentlichte, wurde der Ehrgeiz geweckt, und die vornehmsten Familien rivalisierten an Edelsinn.

Inmitten dieses Spektakels wurde indessen der Name des Abbés Faujas häufig genannt. Obwohl jede Patronatsdame die erste Idee als ihr geistiges Eigentum in Anspruch nahm, glaubte man doch zu wissen, daß der Abbé diesen famosen Gedanken aus Besançon nach Plassans übergeführt habe. Herr Delangre erklärte es dem Gemeinderat rundheraus in der Sitzung, in welcher der Ankauf des durch den Architekten der Diözese als für die Aufnahme des Werks der Jungfrau geeignet bezeichneten Gebäudes zur Verhandlung stand. Am Abend zuvor hatte der Maire mit dem Priester eine sehr lange Unterhaltung geführt, und sie waren von einander geschieden mit einem ebenso langen Händedrucke. Das rief eine Umwälzung zu Gunsten des Abbés wach. Er hatte von diesem Tage an Parteigänger, welche ihn gegen die Angriffe seiner Feinde verteidigten.

Mouret war übrigens das Ehrengeleit des Abbés geworden. Beschützt durch Martha, als den Urheber eines frommen Werkes bezeichnet, dessen Vaterschaft er bescheiden von sich wies, zeigte er auf den Straßen nicht mehr die frühere demütige Haltung, schlich nicht mehr verstohlen an den Häusermauern hin. Er zeigte stolz seine neue Soutane in der Sonne, ging mitten auf der Straße. Von der Rue Balande nach Saint Saturnin mußte er schon auf eine große Anzahl von höflichen Begrüßungen antworten.

— Na, na! Herr Abbé! sprach Mouret mit Lachen zu ihm; jetzt kommen Sie aber allen Ernstes in den Geruch der Heiligkeit!

Ei, ei, wenn man bedenkt, daß ich vor noch nicht einem halben Jahre der einzige war, welcher ihre Verteidigung führte! Immerhin, ich an Ihrer Stelle würde dem Frieden noch nicht trauen! Sie haben noch immer das Bistum gegen sich!

Der Priester zuckte die Achseln. Er wußte nur zu gut, daß die Feindseligkeit, auf welche er noch stieß, von der Geistlichkeit herrührte. Der Abbé Fenil hielt den Herrn Bischof Rousselot fest unter der Hand seines Willens. Gegen Ende des Monats März, als der Großvikar eine kleine Reise zu machen hatte, schien der Abbé Faujas seine Abwesenheit zu benützen, um auf dem Bistum mehrere Besuche zu machen. Der Abbé Surin, der Geheimsekretär, erzählte, daß dieser „sakrische Mensch“ ganze Stunden lang mit dem Herrn Bischof eingeschlossen bliebe, und daß dieser nach solchen langen Unterredungen immer eine ganz grimmige Laune hätte. Als der Abbé Fenil zurückkam, stellte der Abbé Faujas seine Besuche ein, räumte von neuem vor ihm das Feld. Aber der Bischof blieb unruhig; es wurde offenbar, daß sich irgend eine Katastrophe vollzogen hatte in seinem Wohlbefinden als sorgenfreier Prälat. Bei einem Essen, welches er seiner Geistlichkeit gab, war er besonders liebenswürdig gegen den Abbé Faujas, der indessen nach wie vor ein niedriger Vikar von Saint-Saturnin blieb. Die schmalen Lippen des Abbés Fenil wurden noch schmäler; seine Beichtkinder riefen seinen Groll wach, wenn sie sich mit Höflichkeit nach seinem Befinden erkundigten.

Da zeigte der Abbé Faujas sich in seiner ganzen Erhabenheit. Er setzte sein strenges Leben fort; bloß eine liebenswürdige Ungezwungenheit nahm er an. Es war an einem Dienstag Abend, als er seinen definitiven Sieg feierte. Er stand in seinem Zimmer, an einem der Fenster und labte sich an der ersten Frühlingswärme, als die Gesellschaft des Herrn Péqueur de Saulains in den Garten hinabstieg und ihn von weitem grüßte; die Frau de Condamin war zugegen, welche die Vertraulichkeit soweit führte, daß sie ihm mit dem Taschentuche winkte. Aber in dem nämlichen Augenblicke setzte sich auf der andern Seite die Gesellschaft des Herrn Rastoil vor dem Springbrunnen auf die ländlichen Stühle. Herr

Delangre, auf die Terrasse der Unterpräfektur gestützt, paßte auf, was bei dem Richter oberhalb von Mourets Garten sich zutrug.

— Sie werden sehen, sagte er, daß Sie sich nicht herablassen werden, ihn eines Blickes zu würdigen.

Er irrte sich. Der Abbé Fenil, nachdem er den Kopf wie zufällig nach der Seite gedreht hatte, zog seinen Hut. Und alle Priester, welche zugegen waren, thaten desgleichen. Und der Abbé Faujas erwiderte den Gruß. Dann, nachdem er langsam seinen Blick nach rechts und nach links über beide Gesellschaften hatte schweifen lassen, trat er vom Fenster zurück und schloß mit einer frommen Heimlichkeit die weißen Vorhänge.

IX.

Der April war sehr mild. Abends, nach dem Essen, verließen die Kinder die Eßstube, um im Garten zu spielen. Da man im Innern des kleinen Raumes vor Hitze es nicht auszuhalten vermochte, so setzten sich schließlich Martha und der Priester ebenfalls auf die Terrasse hinaus, wenige Schritte ab von dem weit offenstehenden Fenster, außerhalb des hellen Scheines, mit welchem die Lampe die hohen Gebüsche übergoß. Dort plauderten sie in der stickenden Nacht von den tausenderlei Sorgen des Werkes der Jungfrau. Diese fortwährende Erörterung der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit lieh ihrem Geplauder eine noch süßere Milde. Ihnen gegenüber, zwischen den ungeheuren Birnbäumen des Herrn Rastoil und den schwarzen Kastanienbäumen der Unterpräfektur stieg ein breites Stück Himmel herauf. Die Kinder liefen unter den Lauben herum am andern Gartenende; während aus der Eßstube heraus bei kurzen Debatten die Stimmen Mourets und der Frau Faujas, die allein dort geblieben waren und beim Kartenspiel in Hitze gerieten, plötzlich in schärferen Lauten herüberschallten.

Jetzt besserte Martha in der Abendstunde nicht mehr die Haus=

wäsche aus. Man hatte eine Lampe auf die Terrasse stellen müssen und sie gab dem Schatten der lauen Nacht, in deren Schoße sie sich wohl fühlte, den Vorzug. Übrigens ging sie jetzt beinahe jeden Tag aus, was sie stark ermüdete. Nicht einmal nach dem Essen mochte sie eine Nadel in die Hand nehmen. Rose mußte die Wäsche jetzt ausbessern, nachdem Mouret sich beklagt hatte, daß alle seine Strümpfe Löcher hätten.

Wirklich war Martha sehr in Anspruch genommen. Außer den Sitzungen des Komitees, bei denen sie den Vorsitz führte, hatte sie eine Menge von Verpflichtungen zu erfüllen, Besuche zu machen, Kontrollen zu führen. Sie sah der Vollendung des Werkes mit einem solchen Fieber entgegen, daß sie manchmal dreimal in der Woche nach dem Faubourg lief, um sich von dem Eifer der Arbeiter zu überzeugen. Auch der Abbé Faujas fand, daß die Arbeit keinen Fortgang nehme. Er trieb sie an, dem Baumeister keine Minute Ruhe zu gönnen. Da lief Martha schließlich alle Tage nach Saint-Saturnin. Sie kam dort an, den Kopf voll Ziffern, beschäftigt mit Mauern, die niedergerissen und neu aufgebaut werden sollten. Die Kälte in der Kirche beruhigte sie ein wenig. Sie nahm Weihwasser, bekreuzte sich — alles mechanisch, um es zu machen wie jedermann. Schließlich lernten die Kirchendiener sie kennen und grüßten sie. Sie selbst wurde bekannt mit den verschiedenen Kapellen, mit der Sakristei, in der sie bisweilen den Abbé Faujas aufsuchte, mit den langen Korridoren, den kleinen Klostergängen; nach vier Wochen hatte Saint-Saturnin keinen Winkel mehr, den sie nicht kannte.

— In Saint-Saturnin ist's so schön! ließ sie sich eines Abends nach einem heißen, stürmischen Tage vor ihrem Mann entschlüpfen.

— Willst Du vielleicht, daß wir dort schlafen? fragte Mouret lachend.

Martha fühlte sich gekränkt. Der Gedanke an das rein physische Wohlbehagen, welches sie in der Kirche fühlte, traf sie wie eine unschickliche Sache. Sie ging nur mit einer gewissen Beengung nach dort, zwang sich gleichgültig zu bleiben, dort einzutreten in der Weise wie sie in die großen Säle der Mairie trat; und dem un-

geachtet fühlte sie sich von einem Schauder durchzittert bis ins innerste Mark. Es schmerzte sie, und doch suchte sie diesen Schmerz gern wieder auf.

Der Abbé Faujas schien das langsame Erwachen, welches sie tagtäglich mehr belebte, nicht zu bemerken. Er blieb für sie ein geschäftiger, verbindlicher, den Himmel beiseite lassender Mann. Niemals kam der Priester in ihm zum Durchbruch. Manchmal jedoch störte sie ihn bei einer Beerdigung; er kam im Chorhemd, plauderte einen Augenblick zwischen zwei Säulen, einen Weihrauch= und Wachsduft bei sich führend. Oft war's wegen einer Maurer=rechnung oder eines Begehrs des Tischlers. Er gab ihr bestimmte Ziffern und ging dann wieder zu seinem Toten, während sie zu=gegen blieb, sich in dem leeren Schiff aufhielt, wo ein Kirchendiener die Kerzen auslöschte. Wenn der Abbé Faujas an ihrer Seite durch die Kirche schritt, und vor dem Hauptaltar sich verneigte, dann hatte sie die Gewohnheit angenommen, sich ebenfalls zu verneigen, zuerst aus einfacher Gewohnheit, dann war diese Begrüßung me=chanisch geworden, und sie grüßte sogar, sobald sie sich allein be=fand. Bis dahin war diese Ehrerbietung ganz Frömmigkeit ge=wesen. Zwei= bis dreimal kam sie, ohne zu wissen, an großen Feiertagen; aber wenn sie den Klang der Orgeln vernahm, und die gefüllte Kirche sah, schlich sie, von Angst ergriffen, davon, ohne den Eintritt in die Kirche zu wagen.

— Nun! fragte Mouret sie oft mit Spott; wann gehst Du denn zum erstenmale zur Kommunion?

Er quälte sie immerfort mit seinen Neckereien. Sie gab niemals eine Antwort; sie hielt die Augen auf ihn geheftet, aus denen eine kurze Flamme leuchtete, wenn er zu weit ging. Nach und nach wurde er bitterer, verlor die Lust zu seinen Neckereien. Und nach Verlauf von vier Wochen ward er böse.

— Liegt denn darin Verstand, sich dem Priestervolk so an den Hals zu werfen! brummte er an den Tagen, an welchen er sein Essen nicht bereit fand. Du liegst jetzt immer auf der Straße, man kann Dich keine Stunde zu Hause haben. Das wäre mir noch gleich=gültig, wenn nicht hier alles darunter litte. Ich habe keine ganze

Wäsche mehr; es wird kein Tisch mehr gedeckt; mit Rose ist kein Auskommen mehr; das Haus wird schier auf den Kopf gestellt.

Und er hob einen Wischlumpen auf, der am Boden lag, schloß eine stehengebliebene Weinflasche fort, wischte den Staub mit der Fingerspitze von den Möbeln und rief endlich, mehr und mehr in Zorn geratend:

— Ich brauche nur einen Besen noch in die Hand zu nehmen, nicht wahr? und eine Küchenschürze vorzubinden! Du hättest gewiß nichts dagegen, auf Ehre! ließest mich den ganzen Haushalt besorgen, ohne es gewahr zu werden! Weißt Du, daß ich heute morgen zwei Stunden Zeit gebraucht habe, den Schrank hier in Ordnung zu bringen? Nein, meine Liebe, so kann das Ding nicht fortgehen.

Zu anderen Malen kam es wegen der Kinder zum Zank. Mouret hatte, als er heimkam, Desirée „zugerichtet wie ein Ferkelchen," ganz allein im Garten, platt auf dem Bauche vor einem Ameisenhaufen gefunden, weil sie hatte sehen wollen, was die Tierchen in der Erde treiben.

— Es fehlt bloß noch, rief er seiner Frau zu, sobald er ihrer ansichtig wurde, daß Du draußen schläfst. Komm, sieh Dir doch Dein Töchterchen an! Ich habe nicht gelitten, daß ihr ein anderes Kleid angezogen werde, damit Du den schönen Anblick haben solltest!

Das Kind weinte heiße Thränen, während ihr Vater es nach allen Richtungen drehte.

— He! sieht sie nett aus? Ja! so richten sich die Kinder her, wenn man sie allein läßt! Ihre Schuld ist's nicht! das arme unschuldige Geschöpf! Du wolltest sie früher nicht fünf Minuten allein lassen, hattest Furcht, sie möchte Feuer anlegen . . . Ja, sie wird es wohl auch noch machen — es wird alles in Flammen aufgehen: und so wirds am besten noch sein!

Und als Rose Desirée fortgeführt hatte, fuhr er stundenlang fort zu schimpfen:

— Du lebst jetzt für fremder Leute Kinder! und kannst Dich um die eigenen nicht mehr kümmern: das begreift man. Ach! bist Du dumm! Dich außer Atem zu setzen wegen eines Lumpenvolks,

das sich lustig über Dich macht! das sich in allen Winkeln der Wälle herumdrückt! Geh' doch mal abends spazieren nach dem Mail hinüber; dort kannst Du die Dirnen in ihrem Glanze sehen, die Du unter den Schutz Deiner heiligen Jungfrau stellen willst!

Martha entschuldigte sich mit wenigen Worten. Sie hatte ausgehen müssen. Mouret sagte die Wahrheit: der Haushalt ging zu Grunde. Die Dinge gediehen so weit, daß Mouret sich, als er seine Schwiegermutter traf, bitter über Martha beklagte, obwohl er das Vergnügen merkte, welches er der alten Dame dadurch bereitete, daß er ihr den Ärger in seinem Haushalte erzählte.

— Sie setzen mich in Erstaunen, erwiderte Felicité mit einem Lächeln. Es ist mir immer so vorgekommen, als fürchte Martha sich vor Ihnen; mir war sie fast zu schwach, zu gehorsam. Eine Frau soll doch nicht zittern vor ihrem Manne!

— Ja doch! Ja doch! rief Mouret verzweifelt. Um einen Zank zu vermeiden, hätte sie sich unter der Erde verkrochen! Ein einziger Blick genügte; sie machte alles, was ich wollte . . . Jetzt, keine Spur mehr davon; ich mag reden so viel ich will; sie macht's halt wie sie will. Sie giebt mir keine Antwort, das ist wahr; aber das wird noch kommen . . .

Felicité antwortete heuchlerisch:

— Wenn Sie wünschen, will ich mit Martha sprechen. Bloß denke ich, es könnte sie verletzen. Dergleichen Sachen sollen zwischen Mann und Frau bleiben. Ich bin nicht besorgt deshalb: Sie werden den Frieden, auf den Sie so stolz waren, ganz gewiß wiederherzustellen verstehen!

Mouret schüttelte den Kopf und fuhr fort:

— Nein, nein! ich kenne mich! ich räsonniere, aber das bringt mich nicht vorwärts. Im Grunde bin ich schwach wie ein Kind. Man meint mit Unrecht, daß ich meine Frau immer am Gängelbande geführt habe. Wenn sie oft gethan hat, was ich gewollt habe, so ist's darum geschehen, weil sie sich über mich lustig gemacht hat, es ist ihr gleichgültig gewesen, ob sie das gemacht hat oder jenes. Mit ihrer sanften Miene ist sie gar dickköpfig . . . Na, ich will schon sehen, sie noch geschickt zu packen!

Dann setzte er, den Kopf aufhebend, noch hinzu: — Ich hätte besser gethan, Ihnen dies alles nicht zu sagen; Sie werden doch zu niemand darüber sprechen; nicht wahr?

Am andern Tage, als Martha ihre Mutter besuchte, nahm diese eine schnippische Miene an und sagte:

— Du thust nicht recht, meine Tochter, Dich gegen Deinen Mann eines üblen Betragens zu befleißigen! Ich habe ihn gestern gesehen; er ist außer sich. Ich weiß ja, daß er viel Albernes an sich hat, aber das ist kein Grund, Deinen Haushalt zu vernachlässigen.

Martha sah ihre Mutter starr an.

— Ah! sagte sie mit kurzer Stimme, er beklagt sich über mich? Er sollte doch besser schweigen; denn ich beklage mich ja auch nicht über ihn.

Und sie redete von anderen Dingen; aber Frau Rougon führte das Gespräch auf ihren Mann zurück durch die Frage nach dem Befinden des Abbé Faujas.

— Sage mal! vielleicht kann Mouret den Abbé nicht leiden? vielleicht mault er deshalb mit Dir?

Martha sah sie ganz betroffen an.

— Was für ein Einfall! entgegnete sie leise. Warum soll denn mein Mann den Abbé nicht leiden mögen? Mir hat er wenigstens nichts gesagt, was auf eine solche Mutmaßung führen könnte. Ihnen hat er doch auch nichts in diesem Sinne gesagt, Mutter?... Nein, Sie täuschen sich! Er würde sie in ihrer Wohnung aufsuchen, wenn die Mutter nicht herabkäme, ihre Partie mit ihm zu spielen.

Wirklich, Mouret sagte nie ein Wort über den Abbé. Er scherzte bisweilen ein wenig derb mit ihm, zog ihn in die Hänseleien ein, mit denen er seine Frau wegen ihrer Frömmigkeit quälte. Aber das war auch alles.

Eines Morgens rief er Martha zu, als er sich rasierte:

— Höre, Frau, wenn Du je einmal zur Beichte gehst, so nimm doch den Abbé zum Beichtvater. Deine Sünden werden dann wenigstens unter uns bleiben!

Der Abbé hielt Beichte am Dienstag und am Freitag. Martha

vermied es an diesen Tagen, sich nach Saint=Saturnin zu begeben; sie sagte, daß sie ihn nicht stören wolle; aber sie gehorchte mehr noch einem schreckhaften Schamgefühl, das sich ihrer bemächtigte, wenn sie ihn im Chorhemd traf, dessen Musselin die verschwiegenen Düfte der Sakristei weiter trug. Eines Freitags ging sie mit Madame de Condamin, um nachzusehen, wie weit die Arbeiten des Liebes=werkes vorgeschritten wären. Die Arbeiter beendigten eben die Fassade. Madame de Condamin fand die Dekoration kläglich, charakterlos; man hätte ein Säulenpaar mit Spitzbogen wählen sollen, der Jugend und Religion zugleich Rechnung tragen, ein Bau=werk aufführen sollen, welches dem Patronatsbeschlusse zur Ehre gereicht hätte. Martha, nach und nach mürbe gemacht, gab endlich mit Zögern zu, daß der Bau in der That recht einfach aussehen würde. Auf das Drängen ihrer Begleiterin versprach sie, an dem nämlichen Tage noch mit Herrn Lieutaud zu sprechen Auf dem Gange dorthin schritt sie durch die Kathedrale. Es war um vier Uhr. Der Baumeister war eben fortgegangen. Als sie nach dem Abbé Faujas fragte, antwortete ihr ein Sakristan, daß er in der Kapelle Sainte=Aurelie beichtige. Da erst besann sie sich auf den Tag; sie flüsterte, daß sie nicht warten könnte. Aber beim Fort=gehen, als sie vor der Kapelle Sainte=Aurelie vorbeischritt, dachte sie, daß der Abbé sie am Ende gesehen hätte. In Wahrheit aber fühlte sie sich von einer eigentümlichen Schwäche ergriffen. Sie setzte sich vor der Kapelle nieder, gegen das Gitter gelehnt, und wartete.

Der Himmel war grau, die Kirche füllte sich langsam mit Dämmerlicht. An den schon schwarzen Seitenwänden leuchteten der Stern einer Nachtlampe, der goldene Fuß eines Leuchters, das silberne Gewand einer Jungfrau; und an dem Hauptschiff entlang gehend, erstarb ein blasser Strahl auf dem glatten Eichenholz der Bänke und Stühle. Martha hatte dort noch niemals eine solche Vergessenheit des eigenen Selbst empfunden; ihre Füße schienen ihr wie gebrochen; ihre Hände waren so schwer, daß sie dieselben über den Knieen faltete, um der Mühe des Tragens enthoben zu sein. Sie überließ sich einem Schlummer, in welchem sie sah und hörte wie im wachen Zustande, aber auf eine sehr sanfte Weise. Die

schwachen Geräusche, welche unter dem Gewölbe sich fortpflanzten, der Fall eines Stuhles, der langsame Schritt einer Kirchgängerin stimmten sie weich, gewannen einen Wohlklang, der sie bis ins Innerste entzückte.

Der Klang einer Stimme riß sie aus dieser schwärmerischen Stimmung.

— Es thut mir recht leid, sagte der Abbé Faujas. Ich hatte Sie wohl bemerkt, aber ich konnte nicht abkommen.

Da schien sie plötzlich zu erwachen. Sie schaute ihn an. Er stand im Chorhemd, in dem ersterbenden Lichte des Tages, vor ihr. Sein letztes Beichtkind war eben fortgegangen, und die leere Kirche warf ihre feierlichen Schatten.

— Sie hatten mit mir zu reden? fragte er.

Sie machte eine Anstrengung, suchte sich zu besinnen.

— Ja! flüsterte sie; ich weiß nicht mehr. Ach ja! Madame de Condamin findet die Fassade zu ärmlich Es sollte ein Säulenpaar da sein, anstatt der kahlen Thüre, welche gar nichts zum Ausdruck brächte. Ein Spitzbogen mit Glasfenstern könnte man auch anbringen, meinte sie. Das würde sich recht hübsch ausnehmen. Sie verstehen mich doch; nicht wahr?

Er schaute sie an mit einer tiefernsten Miene, die Hände über sein Chorhemd gefaltet, sie beherrschend, sein ernstes Antlitz über sie neigend; und sie saß noch immer, fand die Kräfte nicht, um aufzustehen, stotterte weiter, gleichsam übermannt von einer Einschläferung ihrer Willenskraft, die sie nicht abzustreifen vermochte.

— Das würde noch mehr Kosten verursachen, freilich . . Man könnte sich ja am Ende mit einfachen Säulen aus Sandstein begnügen. Ich will mit dem Maurermeister sprechen, wenn Sie es wünschen. Er mag uns die Preise sagen. Bloß dürfte es sich empfehlen, zuvor seine letzte Rechnung zu begleichen. Sie beträgt, glaube ich, zweitausend und einige Franks. Wir haben die Gelder, Frau Paloque hat es mir heute morgen gesagt. Es läßt sich vielleicht alles einrichten, Herr Abbé.

Sie hatte den Kopf gesenkt, wie niedergeduckt durch den Blick, welchen sie auf sich fühlte. Als sie ihn aufhob und den Augen

des Priesters begegnete, faltete sie die Hände mit der Gebärde eines Kindes, welches um Mitleid bettelt, und brach in Schluchzen aus. Der Priester ließ sie weinen; schweigend stand er noch immer vor ihr. Da sank sie vor ihm in die Kniee, weinend in ihre geschlossenen Hände, mit denen sie sich das Antlitz bedeckte.

— Ich bitte Sie, stehen Sie auf! sprach mild der Abbé Faujas; knieen soll der Mensch nur vor Gott!

Er half ihr sich aufrichten; er setzte sich an ihre Seite. Dann plauderten sie lange mit gesenkter Stimme. Die Nacht war hereingebrochen; die Lampen blinkten gleich goldenen Spitzen in der schwarzen Finsternis der Kirche. Bloß das Geflüster ihrer Stimmen trug einen Schauer vor die Kapelle Saint-Aurelie. Als sie endlich sich von ihrem Platze erhoben, da schien der Priester Martha eine Gunst zu verweigern, welche sie mit Inbrunst begehrte; er führte sie hin zur Thüre und sprach mit erhobener Stimme:

— Nein! ich kann nicht! glauben Sie mir. Es ist besser, daß Sie sich an den Abbé Bourrette wenden. Er ist der Priester, dessen Sie bedürfen. Später wird meine Antwort vielleicht anders lauten.

Martha gehorchte. Am nächsten Tage waren die Durchgängerinnen von Saint-Saturnin nicht wenig erstaunt, Frau Mouret vor dem Beichtstuhl des Abbés Bourrette knieen zu sehen. Zwei Tage darauf war in Plassans von nichts anderem als dieser Bekehrung die Rede. Der Name des Abbés Faujas wurde von gewissen Leuten mit feinem Lächeln ausgesprochen, im ganzen aber war der Eindruck günstig, ganz zum Vorteil des Abbés. Frau Rastoil beglückwünschte Frau Mouret während einer Ausschußsitzung; Frau Delangre wollte hierin eine erste Segnung des Himmels erblicken, während Madame de Condamin Martha beiseite nahm und sagte:

— Ei, meine Liebe! Sie haben recht gethan! das ist eine Notwendigkeit für eine Frau. Wahrhaftig! sobald man ein wenig ausgeht, muß man auch in die Kirche gehen.

Man wunderte sich bloß über die Wahl des Abbés Bourrette. Der würdige Mann hatte eigentlich nur junge Mädchen zu Beichtkindern. Die Damen fanden ihn „so wenig amüsant!“ Am Donnerstage, bei Rougons, wurde, als Martha noch nicht da war, in

einer Ecke des grünen Salons über dieses Ereignis gesprochen; und Frau Paloque war's, die mit ihrer Viperzunge das Endwort dieses Klatsches sprach:

— Der Abbé Faujas hat wohl daran gethan, sie nicht bei sich zu behalten; der Abbé Bourrette macht alles wieder gut! bei ihm stößt man nicht an!

Als Martha kam, ging ihre Mutter ihr entgegen und küßte sie mit auffälliger Zärtlichkeit vor der ganzen Gesellschaft. Sie hatte sich am Morgen des Staatsstreiches gleichfalls mit dem lieben Gotte ausgesöhnt. Sie meinte fast, daß der Abbé Faujas sich nun wieder in den grünen Salon wagen dürfe. Aber er ließ sich entschuldigen, schützte Arbeit, die Liebe zur Einsamkeit vor. Sie glaubte zu merken, daß er sich für den künftigen Winter einen siegreichen Wiedereintritt vorbehielte. Übrigens gewannen die Erfolge des Abbés an Größe. In den ersten Monaten hatte er nur die frommen Marktweiber zu Beichtkindern gehabt, welche hinter der Kathedrale ihre Verkaufsstände hatten, die Salathökerinnen, deren Patois er ruhig anhörte, ohne es immer zu verstehen, während er jetzt, besonders nach dem durch das Werk der heiligen Jungfrau verursachten Aufsehen, an den Dienstagen und Freitagen einen ganzen Ring von Bürgersfrauen, in seidenen Gewändern um seinen Beichtstuhl knieen sah. Als Martha unbefangen erzählt hatte, daß er sie als Beichtkind abgewiesen habe, bekam Madame de Condamin einen Einfall. Sie gab ihrem Beichtvater auf, den ersten Vikar von Saint-Saturnin, der ob dieser Gesinnungsänderung in Verzweiflung geriet, und ging geräuschvoll zum Abbé Faujas über. Ein solcher Schritt festigte die Stellung dieses letzteren in der Gesellschaft von Plassans vollends.

Als Mouret erfuhr, daß seine Frau beichten ginge, sagte er weiter nichts:

— Du thust jetzt also Böses, daß Du das Bedürfnis fühlst, Deine Angelegenheit einem Schwarzkittel zu erzählen?

Übrigens schien es, als ziehe er sich inmitten dieses frommen Radaus ganz auf sich selbst, auf seine Gewohnheiten, in sein enges

Leben zurück. Seine Frau hatte ihm vorgehalten, daß er sich über sie beklagt habe.

— Du hast recht, hatte er zur Antwort gegeben; es war eine Dummheit von mir. Man soll anderen keine Freude damit bereiten, daß man ihnen seinen Kummer erzählt. Ich verspreche Dir, Deiner Mutter eine solche Freude nicht zum zweitenmale zu machen! Ich hab' mir's überlegt. Das Haus mag mir überm Kopfe zusammenstürzen — mich soll der Teufel holen, wenn ich vor einem fremden Menschen flenne!

Und von diesem Augenblicke an vermied er es wirklich, irgend welchen Verdruß über seine häuslichen Angelegenheiten laut werden zu lassen; er zankte nicht mehr vor fremden Leuten mit seiner Frau, gab sich wieder, wie ehemals, für den glücklichsten der Menschen aus. Diese Sinnesänderung kostete ihm wenig Mühe; sie entsprach seinem Wunsche nach Wohlleben. Er übertrieb sogar die Rolle des pünktlichen, mit seinem Leben zufriedenen Kleinbürgers. Martha merkte die Ungeduld, die ihn quälte, nur an seinem schärfern, rascheren Aufstampfen. Er ließ sie ganze Wochen lang unbehelligt, während er die Kinder und Rose mit seinen Nörgeleien folterte von früh bis zum Abend auf sie schalt wegen der geringfügigsten Vergehen. Am meisten kränkte er Martha durch Böswilligkeiten, welche sie allein verstehen konnte.

Früher war er nur sparsam gewesen, jetzt wurde er geizig.

— Es liegt kein Verstand darin, brummte er, das Geld zu verschwenden, wie wir es thun. Ich wette darauf, daß Du für Deine kleinen Rangen alles hingiebst. Es ist schon genug, daß Du Deine Zeit an sie vergeudest. Höre, meine Liebe! ich werde Dir hundert Franks monatlich geben für die Kost. Wenn Du Dirnen, die es nicht verdienen, nun einmal Almosen geben willst, so magst Du das Geld Dir an Deiner Garderobe absparen.

Er hielt Wort: im nächsten Monat verweigerte er Martha ein Paar Schuhe unter dem Vorwande, daß eine Ausgabe dieser Art seine Rechnung stören würde und daß er sie benachrichtigt hätte. Eines Abends aber traf ihn seine Frau in der Schlafstube mit verweintem Antlitz. All' ihre Gutmütigkeit regte sich; sie umschlang

ihn mit dem Arm, bat ihn, ihr seinen Kummer anzuvertrauen. Aber er machte sich mit einer groben Bewegung frei, schrie, daß es ihm nicht einfalle zu heulen, daß er Kopfweh habe und seine roten Augen lediglich davon herrührten.

— Glaubst Du denn, schrie er sie an, ich bin ein solches Schaf wie Du, und flenne?

Das kränkte sie bitter. Am andern Tage heuchelte er eine große Fröhlichkeit. Nach ein paar Tagen, als der Abbé Faujas wie gewöhnlich nach dem Essen mit seiner Mutter herunterkam, lehnte er es ab, seine Partie Pikett zu spielen. Er hätte keine Gedanken zum Spielen, meinte er. In den folgenden Tagen fand er andere Vorwände, so daß das Kartenspiel gänzlich aufhörte. Alles ging auf die Terrasse hinab. Mouret setzte sich seiner Frau und dem Abbé gegenüber, plauderte, suchte nach Gelegenheiten, das Wort zu ergreifen, das er dann möglichst lange führte; während Madame Faujas, wenige Schritte entfernt, stumm, regungslos, die Hände auf den Knieen, im Schatten saß, gleich einer von jenen legendenhaften Gestalten, die mit der trotzigen Treue einer kauernden Hündin einen Schatz hüten.

— Ei! der schöne Abend! sagte Mouret an jenem Abend. Es ist hier besser als in der Eßstube. Sie hatten freilich recht, hier frische Luft zu schöpfen! . . . Da! eine Sternschnuppe! haben Sie sie gesehen, Herr Abbé? Ich hab' mir sagen lassen, daß sich Sanct Peter droben dann immer eine Pfeife angesteckt hat!

Er lachte. Martha blieb ernst; die Späße, mit denen er die Himmelsfläche bedachte, die zwischen Herrn Rastoils Birnbäumen und den Kastanienbäumen der Unterpräfektur sich dehnte, verdarben ihr die Stimmung. Manchmal stellte er sich, als wisse er nicht, daß sie jetzt zur Beichte gehe, nahm den Abbé beiseite und sagte ihm, daß er das Heil seines Hauses in seine Hände lege. Dann wieder begann er eine Zeitlang jeden Satz seiner Reden mit den in lustigem Tone gesprochenen Worten: „Jetzt, da meine Frau zur Beichte läuft"; und wenn er dieses ewigen Themas müde war, horchte er, was in den Nachbargärten gesprochen wurde, und machte seine Bemerkungen darüber.

Der Abbé Faujas sowohl wie auch Martha antworteten auf all sein Geschwätz nur durch kurze Sätze, wenn er sich direkt mit einer Frage an sie wendete. Gewöhnlich waren sie, mit erhobenem Antlitz und schweifenden Blicken, zusammen anderswo, weiter höher. An einem Abende schlief Mouret ein. Da begannen sie langsam zu plaudern; sie senkten die Stimme, sie näherten die Köpfe. Und nahe dabei saß Madame Faujas, die Hände auf den Knieen, mit weiten Ohren und offenen Augen, ohne zu hören und ohne zu sehen — und schien sie zu behüten.

X.

Der Sommer verstrich. Der Abbé Faujas schien keine Eile zu haben, die Segnungen seiner wachsenden Volkstümlichkeit zu genießen. Er schloß sich nach wie vor bei Mourets ein, glücklich über die Einsamkeit des Gartens, wo er zuletzt sogar tagsüber sich aufhielt. Und Mouret, welcher ihm aufpaßte, ward zuletzt von einer dumpfen Unruhe ergriffen darüber, daß er diese schwarze Gestalt stundenlang hinter seinen Obstbäumen auf und ab wandeln sah.

— Man ist nicht mehr bei sich zu Hause, sprach er leise. Ich kann jetzt die Augen nicht mehr aufschlagen, ohne diesen Schwarzkittel zu sehen. Er ist wie die Raben, dieser lange Kerl; er hat ein rundes Auge, das immer auf der Lauer zu liegen und zu spionieren scheint. Ich traue dem scheinheiligen Duckmäuser nicht über den Weg.

Erst in den letzten Tagen des Septembers wurde die Stätte des Werkes der Jungfrau fertig. Die Arbeiten dauern in der Provinz eine Ewigkeit. Allerdings hatten die Patronatsdamen den Bauplan des Herrn Lieutaud zweimal nach ihren Gedanken umgeändert. Und als das Komitee Besitz von dem Asyl ergriff, belohnte sie den Architekt für seine Gefälligkeit durch die liebenswürdigsten Reden. Alles erschien ihnen zweckgemäß: die weiten Säle, die hellen Gänge, der mit Bäumen bepflanzte und durch zwei kleine

Springbrunnen geschmückte Hof. Madame de Condamin war entzückt über die Fassade, als einen Einfall von ihr. Über der Pforte standen in Goldschrift auf einer schwarzen Marmorplatte die Worte: „Werk der heiligen Jungfrau."

Die Einweihung gab Ursache zu einem ergreifenden Feste. Der Bischof in eigener Person, mit dem Kapitol, setzte die Schwestern vom heiligen Josef ein, welchen die Leitung des Hauses zugeteilt worden war. Man hatte etwa fünfzehn Mädchen im Alter von acht bis fünfzehn Jahren aus den Straßen der Altstadt zusammengebracht und in das Asyl aufgenommen. Die Eltern brauchten zum Zwecke der Aufnahme einfach zu erklären, daß sie durch ihre Arbeit genötigt seien, die Kinder tagsüber ohne Aufsicht zu Hause zu lassen. Herr Delangre hielt eine feierliche, mit vielem Beifall aufgenommene Rede, in welcher er den Zweck dieser neuen Krippe in edlen Worten auseinandersetzte; am Ende derselben wurde eine zarte Anspielung an den wirklichen Urheber des Werkes, auf den Abbé Faujas, sehr wohl bemerkt. Dieser stand unter den übrigen Priestern; er blieb friedlich, mit seinem ernsten würdigen Antlitz, während aller Augen sich nach ihm richteten. Martha war auf der Estrade, wo sie mitten unter den Patronatsdamen saß, lebhaft errötet.

Als die Feierlichkeit vorüber war, wünschte der Bischof das Haus in allen seinen Einzelheiten zu besichtigen. Trotz der sichtlich schlechten Laune des Abbés Fenil ließ er den Abbé Faujas zu sich rufen, dessen große schwarze Augen nicht einen Augenblick von ihm gewichen waren, und bat ihn um seine Begleitung mit dem lauten Zusatze, daß er gewiß keinen besser unterrichteten Führer wählen könne. Das Wort machte die Runde unter den Umstehenden, welche beiseite traten; am Abend sprach ganz Plassans über das Verhalten des Bischofs.

Das Komitee der Patronatsdamen hatte sich einen Saal in dem Hause vorbehalten. Sie boten dem Bischof dort eine Erfrischung, welcher ein Bisquit entgegennahm und zwei Schluck Malaga, wobei er jeder Dame ein liebenswürdiges Wort zu sagen fand. Damit war dies fromme Fest zum Glück beendet, denn vor und während

der Feier hatte es unter den Damen aus Eifersucht kleine Reibereien gegeben, und erst das zarte Lob des Herrn Bischofs schuf eine frohere Stimmung. Als sie sich nach der Verabschiedung der Geistlichkeit unter sich befanden, erklärten sie, daß alles einen schönen Verlauf genommen hätte; und aller Mund floß über von der Liebenswürdigkeit des Herrn Bischofs, mit Ausnahme der Madame Paloque, die aschfahl vor Ärger auf ihrem Stuhle saß; denn der Herr Bischof hatte sie bei seinen Lobesspenden vergessen.

— Du hast recht gehabt, sagte sie wütend zu ihrem Manne, als sie in ihre Wohnung trat; ich bin weiter nichts für diese Sippe gewesen als der Pudel! Eine verrückte Idee, diese verdorbenen Gassendirnen zusammenzusperren! Ich habe für das Gesindel meine ganze Zeit geopfert, und dieser lange Einfaltspinsel von Bischof, welcher vor seiner Klerisei zittert und bebt, hat nicht ein Dankeswort für mich gefunden! Als ob die Damen mehr, oder nur überhaupt soviel gethan hätten, wie ich! Aber alle, alle haben ein lobendes Wort gehört — bloß ich nichts. Ich bin der Pudel bei der Sache. Das kann so nicht weiter gehen, Paloque. Der Pudel wird schließlich die Zähne zeigen.

Von diesem Tage an bewies Frau Paloque einen geringeren Grad von Gefälligkeit. Sie besorgte die schriftlichen Arbeiten nur noch unregelmäßig, und Arbeiten, die ihr mißfielen, lehnte sie rundweg ab, sodaß die Patronatsdamen bereits davon sprachen, einen Verwalter einzusetzen. Martha erzählte diese Verdrießlichkeiten dem Abbé Faujas, welchen sie fragte, ob er nicht einen würdigen Mann hierfür in Vorschlag zu bringen wisse.

— Sehen Sie sich nicht um nach jemand, antwortete er; vielleicht finde ich eine passende Kraft. Lassen Sie mir zwei bis drei Tage Zeit.

Seit ein paar Wochen empfing er häufig Briefe mit dem Poststempel Besançon. Sie zeigten alle die nämlichen Schriftzüge: eine große häßliche Schrift. Rose, welche sie dem Abbé hinauftrug, meinte, sie ärgerte sich darüber, nichts weiter als die Umschläge zu sehen.

— Sein Gesicht ist immer dasselbe dabei, sagte sie; ich weiß

ganz sicher, daß er die Person nicht leiden mag die ihm so häufig schreibt.

Mourets alte Neugierde erwachte auf eine Zeit wieder infolge dieser Briefschaften. Eines Tages brachte er selbst einen der Briefe hinauf mit einem liebenswürdigen Lächeln, da Rose im Augenblick nicht zugegen war. Der Abbé traute ihm jedenfalls nicht ganz, denn er stellte sich sehr erfreut und ganz so, als hätte er den Brief mit Ungeduld erwartet. Aber Mouret ließ sich mit einer solchen Komödie nicht fangen; er blieb auf der Treppe stehen und drückte das Ohr an das Schlüsselloch.

— Wieder von Deiner Schwester; nicht wahr? sagte die rauhe Stimme der Frau Faujas. Weshalb plagt sie Dich denn in einem fort in einer so lästigen Weise?

Eine Pause trat ein; dann ward ein Papier heftig zusammengeknittert, und die Stimme des Abbés zankte:

— Was denn! ewig die nämliche Leier! Sie will uns heimsuchen und ihren Mann mitbringen, dem ich ein Unterkommen schaffen soll! Sie glaube, daß wir hier im Golde schwimmen. Ich fürchte, sie machen einen dummen Streich und überfallen uns eines schönen Morgens hier.

— Nein, nein! wir brauchen sie nicht; verstehst Du, beide? versetzte die Stimme der Mutter; sie haben Dich nie leiden mögen, sind immer bloß eifersüchtig auf Dich gewesen. Trouche ist ein Taugenichts, und Olympe, Deine Schwester, eine herzlose Person. Du würdest sehen, daß sie den Profit allein schlucken möchten! sie würden Dich bloßstellen, würden Dich stören in Deiner ganzen Existenz!

Mouret hörte schlecht, die häßliche Handlung, die er eben beging, erregte ihn heftig. Er meinte, daß die Thür geöffnet wurde, und eilte davon. Ein paar Tage später gab der Abbé in seiner Gegenwart, auf der Terrasse, Martha eine bestimmte Antwort auf ihre neuliche Frage.

— Ich habe Ihnen einen Verwalter vorzuschlagen, sprach er mit seiner ruhigen Miene; es ist ein Verwandter von mir, mein

Schwager, welcher in einigen Tagen von Besançon hierher kommen wird.

Mouret spitzte das Ohr. Martha schien erfreut zu sein.

— Ah! das trifft ja sehr glücklich! Ich war wirklich in großer Verlegenheit nach einer geeigneten Persönlichkeit. Sie begreifen doch, daß es ein Mann sein muß von tadelloser Sittenreinheit, dem man die Verwaltung eines solchen Hauses überträgt! Aber sobald es sich um einen von Ihren Verwandten handelt . . .

— Ja, versetzte der Priester; meine Schwester betrieb in Besançon einen kleinen Leinwandhandel; aus Gesundheitsrücksichten hat sie ihn aufgeben müssen; jetzt wünscht sie zu uns zu kommen. Die Ärzte haben ihr ein südliches Klima anempfohlen. Meine Mutter freut sich außerordentlich.

Gewiß, gewiß! antwortete Martha; Sie sind vielleicht niemals so allein gewesen wie jetzt. Es muß Ihnen ja eine Freude sein, sich mit Ihrer Familie wieder vereint zu sehen! Und wissen Sie, was Sie thun sollten? Sie haben doch zwei Stuben oben, die Sie nicht benützen. Warum sollten Sie Ihre Schwester und Ihren Schwager nicht dort einlogieren! sie haben doch keine Kinder.

— Nein, sie sind allein. Ich habe wirklich einen Augenblick daran gedacht, ihnen diese zwei Stuben einzuräumen; nur habe ich gefürchtet, Sie zu belästigen, dadurch, daß ich diese Leute in Ihr Haus einführe.

— Aber ganz und gar nicht! Sie sind ja so stille Leute!

Sie hielt inne. Mouret riß mit Heftigkeit an einem Zipfel ihres Kleides. Er mochte die Familie des Abbés nicht in seinem Hause haben, er gedachte der schönen Weise, in welcher Frau Faujas über ihre Tochter und ihren Schwiegersohn sich ausgesprochen hatte.

— Die Stuben sind sehr klein, ergriff er jetzt das Wort; der Herr Abbé würde sehr beengt sein. Ich meine, es würde für jedermann besser sein, wenn die Schwester des Herrn Abbé eine eigene Wohnung mietete; im Paloque'schen Hause gegenüber steht gerade eine Wohnung frei.

Die Unterhaltung geriet ins Stocken. Der Priester gab keine

Antwort, sondern schaute in die Luft. Martha glaubte, er fühle sich gekränkt, und litt selbst unter der Grobheit ihres Mannes. Nach Verlauf einer Weile vermochte sie dieses verlegene Stillschweigen nicht mehr zu ertragen.

— Es ist abgemacht, sagte sie, ohne nach einer geschickteren Anknüpfung des Gesprächs zu suchen; Rose wird ihrer Mutter bei der Reinigung der Zimmer behilflich sein. Mein Mann hat bloß Ihre persönliche Bequemlichkeit im Auge gehabt. Aber von dem Augenblicke an, da Sie selbst es wünschen, sind wir die Leute nicht, welche Sie an der von Ihnen beliebten Verwendung Ihrer Wohnung hindern.

Als Mouret mit seiner Frau allein war, ging der Zank los.

— Ich verstehe Dich wahrhaftig nicht! Als ich an den Abbé vermietet hatte, da warst Du ärgerlich, wolltest keine Katze ins Haus lassen. Jetzt möchtest Du Dich beim Abbé noch recht schön bedanken, daß er Dir seine ganze Sippe, die ganze Verwandtschaft bis zu den Urenkelkindern, ins Haus schleppt! Ich habe Dich doch derb genug am Kleide gerissen. Merktest Du denn nicht, was ich wollte? Das war doch, denke ich, deutlich genug! ich mag diese Menschen nicht; es sind keine anständigen Leute!

Wie kannst Du's wissen? rief Martha, welche die Ungerechtigkeit ärgerte. Wer hat's Dir gesagt?

— Ei! der Abbé Faujas selbst! Ja, ich hab's eines Tages selbst aus seinem Munde gehört. Er sprach mit seiner Mutter.

Sie sah ihn scharf an. Da wurde er rot und stotterte verlegen:

— Laß dies genug sein! ich weiß es. Die Schwester ist ein herzloses Weib und der Mann ein Taugenichts. Stelle Dich noch so sehr wie eine beleidigte Königin: das sind ihre eigenen Worte, ich erfinde nichts. Du verstehst, ich brauche solche Sippschaft nicht in meinem Hause. Die Alte war die allererste, die von ihrer Tochter nichts hat hören wollen. Jetzt spricht der Abbé anders. Ich weiß nicht, was ihn so umgekrempelt hat. Jedenfalls irgend eine neue Heimlichthuerei von ihm. Er muß sie doch brauchen.

Martha zuckte die Achseln und ließ ihn schreien. Er gab Rose

den Befehl, die Stuben nicht zu reinigen; aber Rose gehorchte nur noch der Hausfrau. Fünf Tage lang nutzte sein Zorn sich ab in bittern Worten, in schrecklichen Verwünschungen. Wenn der Abbé zugegen war, so begnügte er sich mit Maulen, wagte keinen direkten Angriff. Dann machte er es wie immer: er hatte seinen Witz über die Leute, deren Ankunft bevorstand, erschöpft und zog nun die Schnüre seiner Börse noch fester zu, schloß sich noch mehr ab, vergrub sich gänzlich in den selbstsüchtigen Ring, in welchem er sich drehte. — Als das Ehepaar Trouche sich vorstellte — es war an einem Oktoberabend — da flüsterte er bloß:

— Schockschwerenot! gut riecht die Sippe nicht! und verflixte Fratzen! wahrlich! verflixte Fratzen!

Der Abbé schien wenig Begehr danach zu haben, seine Schwester und seinen Schwager am Tage ihrer Ankunft sehen zu lassen. Die Mutter hatte sich an der Thürschwelle aufgestellt. Sobald sie des Paares in der Richtung vom Unterpräfektur-Platze her ansichtig wurde, legte sie sich auf die Lauer und warf unruhige Blicke hinter sich, nach dem Korridor und in die Küche. Aber sie hatte Pech. Als Trouches eintraten, kam Martha, gefolgt von den Kindern, aus dem Garten herauf.

— Ah! da haben wir ja die ganze Familie! rief sie mit einem verbindlichen Lächeln.

Madame Faujas, die sich sonst so ganz in ihrer Gewalt hatte, geriet in Verlegenheit, stotterte eine unbeholfene Antwort. Fünf Minuten lang blieb man mitten im Vorsaal stehen und musterte einander. Mouret war geschwind die Gartentreppe hinaufgerannt. Rose hatte sich auf die Küchenschwelle gestellt.

— Sie freuen sich doch gewiß recht? ergriff Martha wieder das Wort, zu Madame Faujas gewendet. Dann ward sie sich der Verlegenheit bewußt, welche allen den Mund verschlossen hielt, und in der Absicht, sich liebenswürdig zu zeigen, wendete sie sich zu Trouches mit den Worten: Sie sind mit dem fünf Uhr Zuge gekommen? Und wie lange fährt man von Besançon bis hierher?

— Siebzehn Stunden mit der Bahn, antwortete Trouche, seinen zahnlosen Mund zeigend. Alles in allem dürfen Sie mir glauben,

es ist eine Pferdetour. Der Leib wird einem tüchtig durcheinander geschüttelt.

Er fing an zu lachen, wobei seine Kinnladen ein eigentümliches Geräusch verursachten. Madame Faujas warf ihm einen schrecklichen Blick zu. Da versuchte er mechanisch, einen geplatzten Knopf seines fettigen Überrockes zurechtzurücken, während er gleichzeitig, ohne Zweifel in der Absicht, um Flecken zu verbergen, zwei Hutschachteln, die er in der Hand trug, eine grüne und eine gelbe, über seine Schenkel hielt. Sein rötlicher Hals gluckste in einem fort unter einem schwarzen Kravattenzipfel, der nur ein Zipfelchen eines schmutzigen Hemdes sehen ließ. Sein mit Blatternarben übersäetes Gesicht, auf welchem das Laster deutlich zu lesen stand, ward gleichsam erleuchtet durch ein kleines schwarzes Augenpaar, das unaufhörlich von einer Person zur andern, von einer Sache zur andern mit begehrlicher Miene wanderte, mit den Augen des Spitzbuben, welcher das Haus studiert, wo er zur Nachtzeit einen Besuch abzustatten beabsichtigt.

Olympe begriff indes, daß ihr Mann soeben eine Dummheit gesagt hatte. Sie war eine große, hagere, blonde Frau mit alltäglichem Gesicht, auf welchem die Undankbarkeit deutlich zu lesen stand. Sie trug einen kleinen Kasten aus weißem Holz, und ein großes, in ein Tuch geknüpftes Paket.

— Wir hatten Kopfkissen mitgenommen, sagte sie, auf das große Packet mit einem Blick zeigend. Wenn man sich in dieser Weise vorsieht, so fährt man in der dritten Klasse gerade so bequem wie in der ersten. Wenn man noch so viel Geld besitzt, ist's doch nicht nötig, es zu den Fenstern hinauszuwerfen. Nicht wahr, gnädige Frau?

— Gewiß! antwortete Martha, mit einem gewissen Erstaunen über diese beiden Persönlichkeiten.

— Mit der Kleidung ist's dasselbe, fuhr sie fort, in das Licht hinaustretend, mit herausforderndem Tone. Ich ziehe auf der Reise das Schlechteste an, was ich besitze; und zu Honoré habe ich gesagt: Geh' doch, Dein alter Rock ist gut genug! Er hat auch seine Arbeitshose an. Zum Staubigmachen ist das doch alles gut genug!

— Gewiß, gewiß! erwiderte Martha, indem sie zu lächeln versuchte.

In diesem Augenblicke ließ sich hoch oben auf der Treppe eine erregte Stimme hören, die den kurzen Ausruf hinunterwarf:

— Nun, Mutter?

Mouret sah hinauf und erblickte den Abbé Faujas, welcher sich, auf die Gefahr hinunter zu stürzen, weit über das Geländer beugte, um besser zu sehen, was unten vorging. Er hatte das Geräusch der Stimmen gehört, und mußte schon eine Weile lang in Ungeduld dort oben gestanden haben.

— Nun, Mutter? rief er von neuem.

— Ja, ja; wir kommen! antwortete Madame Faujas, welche die zornige Stimme ihres Sohnes in Angst zu setzen schien. Und sich zu Trouches wendend, sagte sie: — Vorwärts, Kinder! wir müssen hinaufgehen. Wir dürfen die Frau Wirtin nicht stören.

Aber Trouches schienen nicht zu verstehen; sie sahen sich mit einer Miene des Entzückens um, als ob ihnen das Haus zum Geschenk gemacht worden sei.

— Es ist sehr nett, sehr nett! flüsterte Olympe, nicht wahr? Honoré? Ovides Briefen nach dachten wir nicht, daß es so nett wäre. Ich sagte Dir ja: wir müssen dorthin, dort wird's uns besser gehen, ich werde wieder gesund werden. Siehst Du, ich habe recht gehabt!

— Ja wohl, ja wohl! brummte Trouche; man muß sich hier sehr wohl befinden! Und der Garten ist, glaube ich, ziemlich groß . . . Sich hierauf an Mouret wendend, fragte er: Mein Herr! erlauben Sie denn ihren Mietern, sich im Garten aufzuhalten?

Mouret fand keine Zeit zur Erwiderung. Der Abbé Faujas, welcher hinuntergekommen war, schrie mit einer Donnerstimme:

— Nun, Trouche? Nun, Olympe?

Sie drehten sich um. Als sie ihn, schrecklich in seinem Zorn, auf einer Treppenstufe stehen sahen, da machten sie sich ganz klein und folgten ihm mit gekrümmtem Rückgrat.

Er ging vor ihnen her die Treppe hinauf, ohne ein Wort weiter zu sagen, ohne sogar, wie es schien, zu bemerken, daß Mourets da

waren und diesem seltsamen Defilé zusahen. Madame Faujas, um die Sache wieder ins Geleise zu bringen, lächelte, als die letzte des Zuges, Martha freundlich zu. Aber als auch sie verschwunden war, blieb er einen Augenblick lang im Vorderhause stehen. Oben im zweiten Stock flogen die Thüren mit Heftigkeit zu. Laute Stimmen erschallten. Dann herrschte ein Todesschweigen.

— Hat er sie ins Loch eingesperrt? rief er mit Lachen. Mir soll's gleichgültig sein; aber 's ist keine saubere Familie!

Am andern Morgen wurde Trouche, schicklich in Schwarz gekleidet, das spärliche Haar sorgfältig über die Schläfen gestrichen, durch den Abbé Faujas Frau Mouret und den Patronatsdamen vorgestellt. Er war fünfundvierzig Jahre alt, besaß eine sehr schöne Handschrift, betonte, daß er in einem kaufmännischen Hause lange Zeit die Bücher geführt habe. Die Damen ernannten ihn ohne weiteres zum Verwalter. Er sollte das Komitee vertreten, den Einkauf der Materialien u. s. w. besorgen, und täglich von zehn Uhr früh bis ein Uhr nachmittags in der Schreibstube anwesend sein, welche sich in dem ersten Stock des Werkes der heiligen Jungfrau befand. Seine Gehaltsbezüge wurden auf fünfzehnhundert Franks jährlich festgesetzt.

— Du siehst, daß es ordentliche, ruhige Leute sind, meinte Martha nach Verlauf von einigen Tagen zu ihrem Manne.

In der That machten Trouches nicht mehr Geräusch als Faujas'! Zwei-, dreimal behauptete wohl Rose, Wortwechsel zwischen der Mutter und der Tochter gehört zu haben; aber sogleich war die ernste Stimme des Abbés vernehmlich geworden, welcher den Frieden wiederhergestellt hatte. Trouche ging regelmäßig um dreiviertel auf zehn Uhr fort und kam um ein viertel auf fünf Uhr nach Hause. Abends ging er niemals aus. Olympe begleitete manchmal Madame Faujas auf ihren Einkaufsgängen; noch niemand hatte sie allein herunterkommen sehen.

Das Fenster des Zimmers, welches Trouches als Schlafzimmer benützten, ging nach dem Garten hinaus; es war das letzte des rechten Flügels und lag den Bäumen der Unterpräfektur gegenüber. Große rote Kattunvorhänge, mit einem gelben Saum eingefaßt,

hingen hinter den Fenstern und hoben sich neben den weißen Vorhängen des Priesters von der Fassade ab. Übrigens blieb das Fenster beständig verschlossen. Eines Abends, als der Abbé Faujas mit seiner Mutter in Gesellschaft von Mourets auf der Terrasse war, machte sich ein leichtes, unwillkürliches Husten vernehmlich. Der Abbé, rasch mit einer gereizten Miene den Kopf erhebend, erblickte die Schatten von Olympe und ihrem Manne, welche sich regungslos über die Fensterbrüstung beugten. Er blieb einen Augenblick stehen, die Augen emporgerichtet, das Gespräch abbrechend, was er mit Martha geführt hatte. Trouches verschwanden. Man hörte das erstickte Knarren des Fensterriegels.

— Mutter! sagte der Priester, Du solltest hinaufgehen. Ich fürchte, es wird Dir unwohl.

Madame Faujas wünschte der Gesellschaft eine gute Nacht. Als sie fort war, nahm Martha das Gespräch wieder auf, indem sie mit ihrer höflichen Stimme fragte:

— Ist Ihre Schwester krank? Ich habe sie seit acht Tagen nicht gesehen.

— Sie hat viel Ruhe nötig, antwortete der Priester trocken.

Aber sie beharrte auf dem Gegenstande aus Gutmütigkeit.

— Sie schließt sich zu sehr ab; die Luft würde ihr sicher gut thun. Die Oktoberabende sind noch warm. Warum kommt sie denn nicht in den Garten hinab? Sie hat noch keinen Fuß hierher gesetzt. Sie wissen doch, daß der Garten ganz zu Ihrer Verfügung steht.

Er entschuldigte sich, indem er dumpfe Worte käute; während Mouret, um seine Verlegenheit zu erhöhen, sich noch liebenswürdiger bezeigte als seine Frau.

— Ich habe es heute Morgen bereits gesagt. Die Schwester des Herrn Abbé könnte sich noch nachmittags mit ihrer Näharbeit in die Sonne setzen, anstatt sich oben einzuschließen. Man sollte glauben, sie wagte nicht einmal, sich am Fenster zu zeigen. Jagen wir ihr denn etwa Furcht ein? Wir sind doch so schreckliche Menschen nicht! Mit dem Herrn Trouche ist's ganz dasselbe: er nimmt vier Treppenstufen auf einmal! Sagen Sie ihm doch, daß er von Zeit

zu Zeit einen Abend in unserer Gesellschaft verleben soll! die armen Menschen müssen sich ja schrecklich langweilen, so ganz allein in ihrer Stube!

Der Abbé war heute Abend nicht gelaunt, die Spöttereien seines Hauswirts zu ertragen. Er sah ihm ins Gesicht und erwiderte derb:

— Ich danke Ihnen sehr; aber es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß sie annehmen. Abends sind sie müde und gehen zu Bett. Übrigens haben sie auch Wichtigeres zu thun.

— Ganz wie's beliebt, mein teurer Herr! antwortete Mouret, durch den groben Ton des Abbés verletzt.

Und als er mit Martha allein war, rief er:

— Das ist nicht schlecht! glaubt er denn, mir ein X für ein U machen zu können. Das ist doch sonnenklar, daß der Herr Abbé Angst davor hat, das Bettelpack, das er bei sich aufgenommen hat, möchte ihm einen schlimmen Streich spielen! Du hast's doch heute Abend gesehen, wie er sich gebärdet hat, als er sie am Fenster sah. Sie haben dort gestanden, um uns auszuspionieren. Die ganze Geschichte nimmt noch ein schlimmes Ende.

Martha lebte in einem süßen Seelenfrieden. Sie vernahm Mourets Gezänk nicht mehr. Die Annäherung zum Glauben war für sie ein köstlicher Genuß; sie glitt langsam, ohne Erschütterung in das Muckertum hinein. Der Abbé Faujas vermied es beharrlich, über Religion mit ihr zu sprechen. Er blieb ihr Freund, entzückte sie nur durch seinen Ernst, durch jenen Weihrauchduft, welcher seiner Soutane entströmte. Mehrmals, wenn sie mit ihm allein war, war sie wieder in nervöses Schluchzen ausgebrochen, ohne zu wissen, weshalb, glücklich darüber, so zu weinen. Jedesmal hatte er weiter nichts gethan, als stillschweigend ihre Hände erfaßt, mit seinem ruhigen, machtvollen Blicke sie besänftigend. Wollte sie ihm erzählen von ihrer grundlosen Traurigkeit, von ihren geheimen Freuden, von ihrem Bedürfnis nach einer leitenden Seele, so gebot er ihr mit lächelnder Miene Schweigen; er sagte, daß diese Dinge ihn nichts angingen, daß sie darüber mit dem Abbé Bourrette sprechen müßte. Von da an behielt sie alles in ihrem Herzen,

zitternd und bebend. Und er gewann eine erhabenere Größe, setzte sich außerhalb ihres Bereiches, gleich einem Gotte, zu dessen Füßen sie schließlich ihre Seele im Staube beugte.

Im Hause gewann Rose die Alleinherrschaft. Sie schob Mouret beiseite, schalt ihn, weil er zuviel Wäsche einschmutze, setzte ihm das Essen vor, wenn es gerade fertig wurde; ja, sie unterfing sich, an seinem Seelenheil zu arbeiten.

— Die Frau hat doch recht, als gute Christin zu leben, sagte sie zu ihm. Sie werden in die Hölle fahren, Herr! und damit wird Ihnen Recht geschehen, weil sie im Grunde ein böser Mensch sind! . . . Sie selbst sollten Ihre Frau zur Messe führen! thun Sie's doch am nächsten Sonntag!

Mouret zuckte die Achseln. Er ließ die Dinge gehen, kümmerte sich selbst um den Haushalt, fegte die Eßstube selbst aus, wenn sie ihm nicht sauber genug erschien. Mehr beunruhigten ihn die Kinder. Während der Ferien, da die Mutter fast niemals zugegen war, stellten Desirée und Oktave, welcher das Baccalaureatsexamen abermals nicht bestanden hatte, das Haus auf den Kopf. Serge war krank und blieb tagelang im Bett, mit dem Lesen geistlicher Bücher beschäftigt, die ihm der Abbé Faujas, dessen Liebling er war, zu leihen pflegte. Mouret verlebte acht schreckliche Wochen, da er diese kleine Welt nicht zu regieren verstand. Oktave besonders brachte ihn außer sich. Er beschloß zuletzt, ihn aus der Schule fortzunehmen und in Marseille bei einem Kaufherrn in die Lehre zu geben.

Martha geriet in große Aufregung; sie erwachte wie aus einem Traume, als eines ihrer Kinder sie verlassen sollte. Acht Tage lang setzte sie den Aufschub der Abreise durch; sie blieb sogar wieder mehr zu Hause, nahm ihre thätige Lebensweise von früher auf. Dann sank sie von neuem in ihre Schwachheit zurück, und an dem Tage, da Octave sie umarmte und ihr sagte, daß er am Abend nach Marseille abreisen solle, da gebrach sie der Kraft, und ließ sich damit genügen, ihm gute Ratschläge zu erteilen.

Mouret kehrte mit schwerem Herzen von dem Bahnhofe zurück. Er suchte seine Frau, fand sie im Garten unter der Laube, in Thränen. Dort schaffte er sich Erleichterung.

— Es ist eins weniger! rief er. Das muß Dir doch eine Freude sein! wirst ja nun in die Kirche laufen können, wenn's Dir einfällt. Beruhige Dich! die beiden andern werden nicht lange mehr da sein. Ich behalte Serge noch da, weil er sehr schwächlich ist und weil er mir noch zu jung erscheint, um sein Rechtsstudium zu beginnen. Aber wenn er Dir zur Last ist, so brauchst Du's nur zu sagen, und ich nehme ihn Dir auch ab . . . Was Desirée betrifft, so geht sie zu ihrer Amme.

Martha fuhr fort, still vor sich hin zu weinen.

— Was willst Du denn? Man kann nicht zugleich außer dem Hause und im Hause sein. Du hast das erstere gewählt; Deine Kinder sind also Nullen für Dich: das ist nur logisch. Übrigens muß jetzt doch auch, nicht wahr? für die vielen Leute, die in unserm Hause leben, Platz gemacht werden. Es ist nicht mehr groß genug. Es wird als ein Glück anzusehen sein, wenn man uns selbst nicht an die Thüre setzt.

Er hatte den Kopf emporgerichtet und musterte die Fenster des zweiten Stocks. Dann senkte er die Stimme.

— Weine doch nicht, wie eine Verrückte! man beobachtet Dich. Siehst Du nicht jenes Augenpaar zwischen den roten Vorhängen? Das sind die Augen der Schwester des Abbés: ich kenne sie genau; man sieht sie ganz sicher den ganzen Tag dort! Glaube mir, der Abbé ist am Ende ein rechtlicher Mensch. Aber die Trouches, die wittere ich hinter ihren Vorhängen wie hungrige Wölfe auf der Lauer. Ich wette darauf, wenn der Abbé ihnen nicht den Daumen aufs Auge hielte, sie würden zur Nachtzeit aus dem Fenster steigen, mir meine Birnen zu stehlen. Wische Dir die Augen ab, meine Liebe! Du darfst überzeugt sein, daß sie sich freuen über unsern Zank. Es ist kein Grund, weil sie die Ursache sind zum Fortgange unseres Kindes, daß wir ihnen den Schmerz zeigen, welchen seine Abwesenheit uns beiden verursacht.

Seine Stimme wurde weich. Er war selbst nahe daran, zu schluchzen. Martha, durch seine letzten Worte ins Herz getroffen, wollte sich ihm in die Arme werfen. Aber sie fürchteten sich, ge=

sehen zu werden; sie fühlten gleichsam ein Hindernis zwischen sich. Und da gingen sie von einander, während die Augen der Frau Olympe noch immer zwischen den beiden roten Vorhängen funkelten.

XI.

Eines Morgens kam der Abbé Bourrette mit verstörtem Antlitz, erblickte Martha auf dem Perron, drückte ihr die Hände und stotterte:

— Der arme Compan! es ist aus, er stirbt. Ich will hinaufgehen; ich muß Faujas auf der Stelle sprechen.

Und als Martha ihm den Priester gezeigt hatte, welcher seiner Gewohnheit gemäß, das Brevier lesend, im Garten auf- und niederging, eilte er auf ihn zu. Er wollte sprechen, ihm die traurige Nachricht mitteilen; aber der Schmerz schnürte ihm die Kehle zu; er konnte nichts weiter als sich ihm schluchzend an den Hals werfen.

— Nun? was haben die beiden Pfaffen denn? fragte Mouret, welcher eilig aus der Eßstube gelaufen kam.

— Wie es scheint, liegt der Pfarrer von Saint-Saturnin im Sterben, antwortete Martha ergriffen.

Mouret zeigte eine ärgerliche Miene; er schien enttäuscht.

— Na! der wackere Bourrette wird sich morgen zu trösten wissen, meinte er leise, als er in das Haus zurücktrat, wenn er morgen an Stelle des andern zum Pfarrer ernannt wird. Er rechnet auf die Stellung; er hat's mir gesagt.

Unterdessen hatte der Abbé Faujas sich von der Umarmung des Priesters befreit. Er nahm die traurige Kunde mit Würde entgegen und schloß auf der Stelle sein Brevier.

— Compan will Sie sehen, stotterte Bourrette. Er wird den Morgen nicht überleben. Ach! er war hier mein teurer Freund; wir haben zusammen studiert. Er will Ihnen Lebewohl sagen; er hat mir die ganze Nacht hindurch immerfort wiederholt, daß Sie der einzige wären in der ganzen Diözese, welcher Mut besäße.

Seit länger als einem Jahre siecht er, und kein Priester hat ihm die Hand zu drücken gewagt. Und Sie — Sie hätten ihm allwöchentlich einen Nachmittag geschenkt, obwohl Sie ihn gar nicht gekannt hätten. Die Thränen traten ihm in die Augen, sobald er von Ihnen sprach. Wir müssen uns beeilen, lieber Freund!

Der Abbé Faujas stieg einen Augenblick nach seiner Wohnung; unterdessen stampfte der Abbé Bourrette ungeduldig und verzweiflungsvoll in dem Vorsaale herum. Endlich, nach einer Viertelstunde, verließen beide das Haus. Der alte Priester wischte sich den Schweiß von der Stirn und sprach, während er über das Pflaster trabte, in abgerissenen Sätzen vor sich hin.

— Er würde ohne ein Gebet gestorben sein wie ein Hund, wenn seine Schwester mich nicht gestern Abend, gegen elf Uhr benachrichtigt hätte. Sie hat wohl gethan, die fromme Seele . . . Er wollte keinen von uns in Gefahr bringen; er hätte nicht einmal die letzten Sakramente empfangen: er, der einen so tüchtigen Verstand besaß und nur für das Gute und Edle lebte!

Er schwieg, und nach einer kurzen Pause setzte er hinzu mit veränderter Stimme:

— Glauben Sie, daß mir Fenil verzeihen wird? Nein! niemals! Als Compan mich kommen sah mit den heiligen Sakramenten, da wehrte er mir, rief mir zu, ich solle ihn verlassen. Nun! es ist geschehen! Und wenn ich niemals Priester werden soll, so muß es mir auch recht sein. Kann ich denn den armen Compan sterben lassen wie einen Hund? Dreißig Jahre hat er in Fehde gelegen mit Fenil! Der kleine Eusebius, der Chorknabe, den ich mitgenommen habe, um das Viatikum zu läuten, ist ganz verwirrt stehen geblieben, als er gesehen hat, wohin wir zögen; er hat bei jedem Glockenläuten hinter sich gesehen, weil er Furcht hatte, Fenil könnte es hören.

Der Abbé Faujas, der rasch, und mit nachdenklicher Miene, einherschritt, hatte kein Wort gesprochen; es schien, als höre er seinen Genossen nicht.

— Ist der Herr Bischof benachrichtigt? fragte er plötzlich.

Aber jetzt schien der Abbé Bourrette in träumerische Gedanken

versunken zu sein; er gab keine Antwort; und als sie kurz darauf vor der Thüre des Abbés stehen blieben, sprach er leise:

— Sagen Sie ihm doch, daß wir Fenil getroffen haben und daß er uns begrüßt hat. Das wird ihm Freude machen. Er wird glauben, daß ich die Pfarrei erhalte.

Sie stiegen schweigend die Stufen hinauf. Die Schwester des Sterbenden öffnete ihnen. Beim Anblick des Priesterpaares brach sie in lautes Schluchzen aus und stammelte unter Thränen:

— Es ist alles vorüber. Er ist soeben in meinen Armen verschieden. Ich war allein. Er hat sich sterbend umgesehen und geflüstert: „Hab' ich denn die Pest, daß man mich so allein verscheiden läßt" . . . Ach! ihr Herren, er ist gestorben mit Thränen in den Augen.

Sie traten in das Stübchen ein, in welchem der Priester Compan, den Kopf auf einem Kissen, zu schlummern schien. Seine Augen standen offen, und dieses bleiche, tiefbekümmerte Antlitz weinte noch; die Thränen rannen ihm die Wangen entlang. Da sank der Abbé Bourrette schluchzend auf die Kniee und betete, die Stirne gegen die niederhängende Decke gepreßt. Der Abbé Faujas blieb stehen, den armen Toten betrachtend; und nachdem er eine Weile gekniet hatte, ging er heimlich hinaus.

Der in seinem Schmerz versunkene Abbé Bourrette hörte nicht einmal, daß sich die Thür wieder schloß.

Faujas ging geradewegs auf das Bistum. Im Vorzimmer des Herrn Bischofs traf er den Abbé Surin, der die Hände voll Papiere hatte.

— Sie wünschen wohl den Herrn Bischof zu sprechen? fragte der Sekretär mit seinem ewigen Lächeln. Sie würden jetzt schlimm ankommen! Der Herr ist so beschäftigt, daß er seine Thür zu schließen befohlen hat.

— Meine Angelegenheit ist höchst dringlicher Natur, erwiderte mit Ruhe der Abbé Faujas. Man kann ihn immer benachrichtigen, ihn wissen lassen, daß ich es bin. Wenn's sein muß, werde ich warten.

— Ich fürchte, daß das nichts nützen wird. Es sind

mehrere Leute drin. Kommen Sie morgen wieder! das wird besser sein.

Aber der Abbé griff nach einem Stuhle, als der Bischof die Thüre seines Zimmers öffnete. Er schien sehr verdrießlich, als er den Besucher bemerkte, und stellte sich zuerst, als erkenne er ihn nicht.

— Mein Sohn, sprach er zu Surin; wenn Sie diese Papiere geordnet, so kommen Sie sogleich wieder herein; ich habe Ihnen einen Brief zu diktieren.

Dann wendete er sich zu dem Priester, welcher achtungsvoll stehen geblieben war, und sagte:

— Ah! Sie sind's, Herr Faujas? Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen. Sie haben mir wohl etwas zu sagen? Kommen Sie herein in mein Zimmer! kommen Sie! Sie stören mich niemals.

Das Arbeitszimmer des Herrn Bischof Rousselot war ein großes, düsteres Gemach, in welchem ein helles Holzfeuer beständig, im Sommer wie im Winter, brannte. Der Teppich und die dichten roten Vorhänge dämpften die Luft. Es war ganz so, als träte man in ein lauwarmes Wasser. Der Bischof verbrachte dort fröstelnd, in einem Lehnstuhle, in Zurückgezogenheit sein Leben, ängstlich jedem Geräusch aus dem Wege gehend, die Sorge um seine Diözese dem Abbé Fenil anvertrauend. Er war ein Verehrer der alten Litteratur. Man erzählte sich, daß er ins geheime Horaz übersetzte.

— Sie sehen, es ist niemand da, sprach er, sich vor das Feuer setzend; aber ich fühle mich nicht wohl und habe mir deshalb allen Zutritt verbeten. Sie können sprechen; ich stehe Ihnen ganz zur Verfügung.

In seine gewohnte Liebenswürdigkeit hatte sich eine unbestimmte Unruhe, eine Art von Resignation, von Unterwerfung gemischt. Als der Abbé Faujas ihm den Tod des Priesters Compan mitgeteilt hatte, stand er erschrocken auf und rief erregt:

— Wie! Mein wackerer Compan ist tot, und ich hab ihm nicht Lebewohl sagen können! Niemand hat mich benachrichtigt! Ach! sehen Sie, mein Freund: Sie hatten recht, als Sie mir zu ver-

stehen gaben, daß ich hier nicht mehr der Herr sei; man mißbraucht meine Güte.

— Hochwürdigster Herr! sprach der Abbé; Sie kennen meine Ergebenheit; ich warte nur auf einen Wink von Ihnen.

— Ja ja, ich erinnere mich dessen, was Sie mir angeboten haben, erwiderte der Bischof kopfschüttelnd; Sie besitzen ein vortreffliches Gemüt! Bloß welch ein Lärm, welch eine Unruhe, wenn ich mit Fenil brechen sollte! acht Tage lang würden mir die Ohren brummen! Und doch, wenn ich die Gewißheit hätte, daß Sie mich mit einem Schlage von der Persönlichkeit frei machten! Wenn ich nicht zu fürchten brauchte, daß er nach Ablauf einer Woche zurückkäme und Ihnen den Fuß auf den Nacken setzte . . .

Der Abbé Faujas konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Thränen stiegen dem Bischof in die Augen.

— Ich fürchte mich, 's ist wahr! fuhr er fort, sich wieder auf einen Stuhl setzend; so weit ist's mit mir gekommen. Dieser Unglückselige hat Compan getötet und seinen Todeskampf mir verheimlicht, damit ich ihm die Augen nicht zudrücken könne. Er hat fürchterliche Ideen . . . Aber sehen Sie: ich lebe gern in Frieden. Fenil ist sehr thätig; er leistet mir große Dienste in der Diözese. Wenn ich nicht mehr sein werde, dann werden die Dinge sich am Ende weiser einrichten lassen.

Er gewann seine Ruhe und fand sein Lächeln wieder.

— Übrigens geht im Augenblick alles gut. Ich sehe keine Schwierigkeit. Man kann warten.

Der Abbé Faujas setzte sich und erwiderte mit Ruhe:

— Ohne Zweifel! Indessen werden Sie einen Pfarrer in Saint-Saturnin ernennen müssen an Stelle des Herrn Abbé Compan.

Der Bischof zeigte eine verzweifelte Miene und griff mit den Händen nach den Schläfen.

— Mein Gott! Sie haben recht, sprach er verlegen stotternd; ich dachte nicht mehr daran. Der wackere Compan weiß nicht, in was für Sorgen er mich durch seinen plötzlichen Tod stürzt. Ich hatte Ihnen die Stelle versprochen; nicht wahr?

Der Abbé verneigte sich.

— Nun! mein Freund! Sie werden mich aus dieser Verlegenheit befreien! Sie werden mir mein Wort zurückgeben! Sie wissen ja, wie sehr Fenil Sie verabscheut; der Erfolg des Werkes der Jungfrau hat ihn sehr zornig gemacht; er schwört, daß er Sie hindern werde, Plassans zu erobern. Sie sehen, ich spreche offen zu Ihnen. Nun habe ich dieser Tage, als man von der Pfarrstelle in Saint-Saturnin sprach, Ihren Namen genannt. Fenil ist in einen schrecklichen Zorn geraten, und ich habe geloben müssen, die Pfarrstelle einem seiner Günstlinge, dem Abbé Chardon, den Sie ja kennen, einem übrigens sehr würdigen Manne, zu geben. Thun Sie es mir zu lieb, mein Freund! Ich will Ihnen jede Entschädigung geben, die Ihnen beliebt.

Der Priester blieb ernst. Nach einem Stillschweigen, als wäre er mit sich zu Rate gegangen, sagte er:

— Sie wissen, hochwürdiger Herr, daß ich keinen persönlichen Ehrgeiz besitze; ich wünsche in der Zurückgezogenheit zu leben; mir selbst würde es eine große Freude sein, auf diese Pfarrstelle zu verzichten. Indessen bin ich nicht mein eigener Herr; ich habe meiner Gönner Willen zu erfüllen. Ihr eigenes Interesse, Herr Bischof, befiehlt Ihnen reifliche Überlegung, bevor Sie einen Entschluß fassen, den Sie später beklagen könnten.

Obwohl Faujas sehr demütig gesprochen hatte, fühlte der Bischof doch die versteckte Drohung, welche in diesen Worten lag. Er stand auf, machte einige Schritte, dann hob er, in einer von Angst erfüllten Bestürzung, die Hände und rief:

— O! das ist Qual für lange Zeit! ich hätte diese Auseinandersetzungen sämtlich gern vermieden; aber da Sie darauf bestehen, so muß ich offen sprechen. Wohlan! lieber Herr! der Abbé Fenil wirft Ihnen viele Dinge vor. Wie ich Ihnen schon gesagt zu haben glaube, hat er sich für verpflichtet gehalten, nach Besançon zu schreiben, von wo aus er die häßlichen Geschichten, die Ihnen ja bekannt sind, erfahren hat. Freilich! Sie haben mir das alles erklärt; ich kenne Ihre Verdienste, Ihr Leben der Reue und Zurückgezogenheit; aber was soll ich machen? der Großvikar besitzt Waffen gegen Sie, und er gebraucht dieselben in schrecklicher Weise.

Ich weiß oft nicht, wie ich Sie verteidigen soll . . . Als der Minister mich gebeten hat, Sie in meine Diözese aufzunehmen, habe ich ihm nicht verhehlt, daß Sie einen schweren Stand haben würden. Er hat mir darauf erwidert, daß das Ihre eigene Sache wäre, und ich habe schließlich eingewilligt. Nun darf man aber heute nichts Unmögliches von mir verlangen.

Faujas hatte den Kopf nicht gesenkt! er hob ihn vielmehr höher und schaute dem Bischof fest ins Gesicht, während er mit seiner kurzen Stimme sagte:

— Sie haben mir Ihr Wort verpfändet, hochwürdigster Herr!

— Freilich, freilich! Mit dem armen Compan ging's täglich schlimmer; Sie haben mir gewisse Dinge anvertraut; daraufhin habe ich versprochen — ich stelle das nicht in Abrede . . . Hören Sie mich an! ich will Ihnen alles sagen, damit Sie mich nicht eines wetterwendischen Charakters zeihen können. Sie behaupteten, daß der Minister Ihre Ernennung als Pfarrer von Saint-Saturnin lebhaft wünsche. Nun! ich habe nach Paris geschrieben, habe mich erkundigt; ein Freund von mir ist aufs Ministerium gegangen. Man hat ihm fast ins Gesicht gelacht, hat ihm gesagt, daß man Sie kaum dem Namen nach kennte. Der Minister lehnt es unbedingt ab, Ihr Beschützer zu sein! Wenn Sie es wünschen, so will ich Ihnen einen Brief zu lesen geben, in welchem er sich in Beziehung auf Sie sehr streng ausspricht.

Und er streckte den Arm aus, um in einer Schublade zu suchen. Aber der Abbé Faujas war aufgestanden, ohne einen Blick von ihm zu wenden, und flüsterte mit einem Lächeln, in welchem Spott und Mitleid zugleich hervortraten:

— Ah! hochwürdiger Herr! hochwürdiger Herr!

Nach einem kurzen Schweigen, als ob er jede weitere Erklärung umgehen wollte, setzte er hinzu:

— Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, Herr Bischof! Glauben Sie, daß ich bei dieser ganzen Sache Ihr Interesse mehr vertrete als das meinige. Später, wenn die Zeit vorüber sein wird, werden Sie sich meiner Ratschläge erinnern.

Er wendete sich nach der Thüre; aber der Bischof hielt ihn zurück, indem er mit einer unruhigen Miene flüsterte:

— Lassen Sie doch hören, lieber Herr Faujas, was Sie meinen! Ich weiß ja, daß man in Paris schlimm auf mich zu sprechen ist, seit der Wahl des Marquis von Lagrifoul. Man kennt mich wirklich sehr wenig, wenn man denkt, daß ich dabei von Einfluß gewesen bin. Ich gehe kaum zweimal im ganzen Monat aus meiner Arbeitsstube. Also, Sie glauben, daß man mich beschuldigt, dem Marquis zur Wahl verholfen zu haben?

— Ja, das fürchte ich, sprach rundheraus der Priester.

— Aber das ist ja verdreht! ich habe die Nase niemals in die Politik gesteckt; ich lebe mit meinen Büchern. Fenil ist's, der die ganze Sache in Händen gehabt hat. Ich habe ihm an die Dutzend Mal gesagt, daß er mir schließlich noch Ungelegenheiten in Paris machen werde.

Er stockte, leicht errötend über die ihm unwillkürlich entschlüpften letzten Worte. Der Abbe Faujas setzte sich wieder ihm gegenüber und antwortete mit einer tiefen Stimme:

— Hochwürdigster Herr! Sie haben Ihrem Großvikar eben das Urteil gesprochen. Ich habe Ihnen nichts anderes gesagt. Machen Sie fernerhin nicht mehr gemeinsame Sache mit ihm oder Sie ziehen sich sehr ernste Unannehmlichkeiten auf den Hals! Ich habe Freunde in Paris, was Sie auch glauben mögen. Ich weiß, daß die Wahl des Marquis von Lagrifoul die Regierung sehr gegen Sie verstimmt hat. Man glaubt in Ihnen die einzige Ursache der in Plassans zu Tage tretenden Opposition zu erblicken, während doch gerade hier persönliche Wünsche es dem Minister angelegen sein lassen, über die Majorität zu verfügen. Wenn der legitimistische Kandidat bei den nächsten Wahlen abermals durchdringt, so würde das für Ihre Ruhe außerordentlich verdrießlich werden.

— Aber das ist ja abscheulich! rief der unglückliche Priester aus, in seinem Lehnstuhl rückend; ich kann doch die Wahl des legitimistischen Kandidaten nicht verhindern! Besitze ich denn den geringsten Einfluß? habe ich mich jemals in solche Dinge gemischt? — Ah! Fenil müßte Bischof sein an meiner Stelle! Wenn ich

auf Fenil hörte, so würde ich mich um die Regierung gar nicht kümmern, würde bloß auf Rom hören und Paris Paris sein lassen. Aber das ist mir nicht nach Wunsch; ich will in Ruhe sterben . . . Sie sagen also: der Minister ist zornig auf mich?

Der Priester gab keine Antwort. Zwei Falten, die sich in seinen Mundwinkeln höhlten, verliehen seinem Gesicht eine stumme Verachtung.

— Mein Gott! fuhr der Bischof fort; wenn ich glauben dürfte, mich ihm dadurch angenehm zu machen, daß ich Sie zum Pfarrer von Saint-Saturnin ernenne, so würde ich ja versuchen, die Sache zu ordnen. Bloß glaube ich bestimmt aussprechen zu dürfen, daß Sie sich irren; Sie stehen in einem sehr schwachen Geruche der Heiligkeit.

Der Abbé Faujas stand rasch auf. Mit einer ungeduldigen Gebärde rief er aus:

— Ich bitte, Hochwürden! vergessen Sie, daß Schlechtigkeiten über mich verbreitet werden, und daß ich in Plassans mit einer zerrissenen Soutane angekommen bin! Wenn man einen verlorenen Menschen auf einen gefährlichen Posten stellt, so verleugnet man ihn bis zu dem Tage, da er als Sieger dasteht . . . Helfen Sie mir zum Siege, Hochwürden! Sie werden sehen, daß ich Freunde in Paris habe!

Und als der Bischof, überrascht durch diese kraftvolle Abenteurer-Gestalt, die sich vor ihm aufgerichtet hatte, fortfuhr, ihn stillschweigend zu betrachten, ward der Abbé wieder geschmeidig und setzte hinzu:

— Das sind Annahmen; ich will sagen, daß mir vieles verziehen werden muß! Meine Feunde werden mit ihrem Danke nicht warten lassen, wenn meine Stellung sich wirklich gefestigt hat.

Der Bischof Rousselot schwieg noch eine Weile. Er war ein sehr kluger Mann, der das menschliche Laster aus den Büchern gelernt hatte. Er war sich seiner großen Schwäche bewußt, schämte sich sogar; aber er fand Trost darin, daß er die Menschen nach dem Werte beurteilte, den sie besaßen, und in seinem Leben als feingebildeter Epikuräer gab es oft Augenblicke, in denen er sich

von Herzensgrund lustig machte über die Streber in seiner Umgebung, die sich zankten um die Fetzen seiner Macht.

— Mein lieber Herr Faujas, sprach er lächelnd, Sie sind ein zäher Mann. Da ich Ihnen nun einmal ein Versprechen gegeben habe, so werde ich es halten. Vor einem halben Jahre würde ich freilich Gefahr gelaufen sein, ganz Plassans gegen mich aufzubringen; aber Sie haben es verstanden, sich beliebt zu machen! Die Damen der Stadt sprechen oft mit eifrigem Lobe von Ihnen. Dadurch, daß ich Ihnen die Pfarre von Saint-Saturnin gebe, zahle ich meine Schuld für das Werk der heiligen Jungfrau.

Der Bischof hatte sein liebenswürdiges Wesen, seine vornehmen Manieren als „scharmanter Prälat“ wiedergefunden. In diesem Augenblicke schob der Abbé Surin seinen hübschen Kopf zur Thüre herein.

— Nein, mein Sohn! sagte der Bischof, ich werde Ihnen den Brief nicht diktieren. Ich bedarf Ihrer nicht mehr! Sie können sich zurückziehen.

— Der Herr Abbé Fenil wartet, sprach der junge Priester leise.

— Ah! sehr gut! ich erwarte ihn.

Der Herr Bischof empfand ein leichtes Zittern. Aber er machte eine fast vergnügte Gebärde der Entschlossenheit und sah den Abbé Faujas an mit einem verständigen Blicke.

— Da! gehen Sie hier hinaus! sagte er, eine unter einer Portiere versteckte Thür öffnend.

Auf der Schwelle blieb er stehen und betrachtete ihn noch immer mit lächelnder Miene.

— Fenil wird wütend sein, sagte er; Sie versprechen mir doch, mich gegen ihn zu schützen, wenn er zu laut schreit? Ich überliefere ihn an Sie; ich werde es Ihnen sagen lassen. Ich verlasse mich auch darauf, daß Sie die Wiederwahl des Marquis de Lagrifoul hintertreiben werden. Wirklich! Sie sind jetzt meine Stütze, lieber Herr Faujas.

Er grüßte ihn mit der Spitze seiner weißen Hand; dann trat er ungezwungen in die laue Wärme seines Zimmers zurück. Der Abbé war in gebückter Haltung stehen geblieben, erstaunt über die

echt weibliche Leichtigkeit, mit welcher der Bischof den Herrn wechselte und sich dem Stärkern in die Hände gab. Da erst fühlte er, daß der Bischof sich über ihn lustig gemacht hatte, wie er sich über den Abbé Fenil lustig machen mochte, von dem weichen Sitze des Lehnstuhls aus, in welchem er Horaz übersetzte.

Am nächstfolgenden Donnerstag, gegen zehn Uhr, in dem Augenblick, da sich die schöne Gesellschaft von Plassans in dem grünen Salon des Rougon'schen Hauses stieß und drängte, erschien der Abbé Faujas auf der Schwelle, erhaben, in seiner vollen Höhe und mit frischem Antlitz, bekleidet mit einer feinen Soutane, welche glänzte wie Atlas. Er blieb würdevoll, mit einem leichten Lächeln kaum einer liebenswürdigen Falte der Lippen, stehen — gerade als hätte er das Bedürfnis gefühlt, sein strenges Gesicht durch einen Strahl von Leutseligkeit aufzuhellen.

— Ach! der teuere Herr Pfarrer! rief heiter Madame de Condamin.

Aber die Herrin des Hauses kam rasch herbei, ergriff mit ihren Händen eine Hand des Abbés und führte ihn mitten in den Salon.

— Welch eine angenehme Überraschung! rief sie aus. Man hat Sie ja seit einem Jahrhundert nicht gesehen. Muß denn das Glück erst Einkehr bei Ihnen halten, daß Sie sich Ihrer Freunde erinnern?

Er grüßte ungezwungen. Rings um ihn bereitete sich eine schmeichelhafte Ovation: ein Flüstern von entzückten Damen. Madame Delangre und Madame Rastoil warteten nicht auf seine Begrüßung, sondern beeilten sich, ihn zu seiner Ernennung, die seit Morgen offiziell war, zu beglückwünschen. Der Maire, der Friedensrichter, selbst Herr de Bourdeu, drückten ihm kräftig die Hand.

— Sieh da! welch ein Schelm! flüsterte Herr de Condamin dem Doktor Porquier ins Ohr; er wird es weit bringen. Ich hab's vom ersten Tage an gewittert. Die alte Rougon und er mögen schöne Dinge auszubaden haben! ich hab' ihn mehr als zehnmal hier ins Haus schleichen sehen, wenn die Nacht hereinbrach.

Aber der Doktor Porquier hatte eine schmähliche Furcht, durch Herrn de Condamin bloßgestellt zu werden, und beeilte sich, von

seinem Platze zu rücken und, gleich den andern Gästen, dem Abbé Faujas die Hand zu drücken, obgleich er noch kein Wort mit ihm gewechselt hatte.

Dieser siegreiche Eintritt war das große Ereignis des Abends. Als der Abbé sich gesetzt hatte, umgab ihn ein dreifacher Kreis von Damen. Er plauderte mit einer reizenden Leutseligkeit von allerhand Sachen, und vermied es sorgfältig, auf die mannigfachen Anspielungen zu antworten.

In den Winkeln wurde indessen über den Abbé Fenil gesprochen. Jedermann war gespannt, ob er herkommen werde. Herr de Bourdeu, einer der Freunde des Großvikars, erzählte weitläufig, daß der Abbé von einem Unwohlsein befallen sei. Diese Nachricht wurde mit heimlichem Lächeln aufgenommen. Es war ja allgemein bekannt, welche Umwälzung auf dem Bistum vorgegangen war; der Abbé Surin berichtete den Damen sehr liebenswürdige Einzelheiten über den schrecklichen Auftritt, welchen es zwischen Hochwürden und dem Großvikar gegeben hatte.

Gegen die Mitte des Abends betrat der Abbé Bourrette den Salon. Die Unterhaltung geriet ins Stocken. Man betrachtete ihn neugierig, denn jedermann wußte, daß er noch am Tage zuvor auf die Pfarrstelle gerechnet hatte. Er hatte den Abbé Compan während seiner langen Krankheit vertreten; die Stelle gehörte ihm. Er blieb einen Augenblick lang auf der Schwelle stehen, ohne die Bewegung zu gewahren, welche sein Eintritt hervorrief. Nachdem er den Abbé Faujas bemerkt hatte, eilte er auf ihn zu und drückte ihm mit Wärme die Hände.

— Ach, mein lieber Freund! rief er aus, lassen Sie mich Ihnen Glück wünschen! Ich komme eben von Ihrer Wohnung, wo ich durch Ihre Mutter erfahren habe, daß Sie hier seien. Ich bin überglücklich, Sie zu treffen.

Der Abbé Faujas war aufgestanden, trotz seiner Kaltblütigkeit ein wenig verlegen über diese Zärtlichkeitsbeweise, auf die er nicht vorbereitet war.

— Ja, sprach er leise, ich habe annehmen müssen, trotz meines

schwachen Verdienstes. Zuerst lehnte ich ab und nannte dem Herrn Abbé würdigere Namen, nannte Sie selbst, lieber Abbé . . .

Bourrette blinzelte mit den Augen, und Faujas beiseite nehmend, sprach er mit gesenkter Stimme:

— Hochwürden haben mir alles erzählt. Es scheint, als habe Fenil absolut nichts von mir wissen mögen. Er würde die Diözese in Brand gesteckt haben, wenn ich ernannt worden wäre: das sind seine eigenen Worte. Mein Vergehen ist, daß ich dem armen Compan die Augen zugedrückt. Wie Sie wissen, hat er die Pfarre für den Abbé Chardon begehrt. Ein frommer Mann ohne Zweifel, aber von einer notorischen Unbedeutenheit. Der Großvikar dachte unter seinem Namen in Saint-Saturnin das Regiment zu führen. Hochwürden haben Ihnen die Stelle gegeben, um sich von ihm freizumachen. Das ist die Rache für mich! ich bin entzückt, lieber Freund!

Und er fuhr fort, dem Abbé Faujas die Hände zu drücken, während sein breites Gesicht von Freude strahlte. Die Damen ringsum schauten sich an mit erstaunten und lächelnden Mienen. Aber die Freude des biederen Mannes war so offen, so freimütig, daß sie sich zuletzt dem ganzen grünen Salon mitteilte, in welchem die dem neuen Pfarrer dargebrachte Ovation einen vertraulicheren und innigeren Charakter annahm. Die Röcke rückten näher zusammen; es wurde von den Orgeln der Kathedrale gesprochen, die der Reparatur bedürftig seien; Madame de Condamin versprach ein prächtiges Ruhekissen für die Prozession am nächsten Frohnleichnahmsfest.

Der Abbé Faujas blieb fast bis zuletzt. Rougon hatte ihn beglückwünscht. Die beiden Männer saßen, in ernstem Gespräch begriffen, an den beiden Ecken eines Kanapees. Sie sprachen über die Notwendigkeit der religiösen Gesinnungen in einem weise verwalteten Staate; während jede Dame, die den Salon verließ, mit einem tiefen Knix an ihnen vorbeischritt.

— Herr Abbé, sprach Felicité mit Anmut; Sie wissen, daß Sie der Kavalier meiner Tochter sind.

Er stand auf. Martha wartete auf ihn an der Thüre. Die

Nacht war finster. Auf der Straße waren ihre Augen von der Dunkelheit gleichsam geblendet. Sie schritten über den Präfekturplatz, ohne ein Wort zu sprechen. Aber in der Rue Balande, vor dem Hause, in dem Augenblicke, als er den Schlüssel in das Schlüsselloch schob, berührte Martha den Arm des Priesters.

— Ich freue mich recht sehr über das Glück, das Ihnen widerfahren ist, sagte sie mit einer tief erregten Stimme. Seien Sie heute gütig und erfüllen Sie mir die Bitte, welche Sie mir bis jetzt abgeschlagen haben. Ich versichere Sie: Abbé Bourrette versteht mich nicht. Sie allein können mich führen und retten.

Er wies sie ab mit einer Handbewegung. Dann, nachdem er die Thür geöffnet und die von Rose auf die Treppe gestellte kleine Lampe angezündet hatte, stieg er nach seiner Wohnung hinauf mit den sanft gesprochenen Worten:

— Sie haben mir versprochen, vernünftig zu bleiben. Ich werde über Ihr Begehren nachdenken. Wir werden noch darüber reden.

Sie würde ihm die Hände geküßt haben! Erst als sie seine Thür in dem obern Stockwerk in das Schloß fallen hörte, trat sie in ihre Wohnung. Und während sie sich auskleidete und ihr Bett aufsuchte, hörte sie nicht, daß ihr Mouret, der schon halb eingeschlafen war, lang und breit den die Stadt durchlaufenden Klatsch erzählte. Er war in seinem Klub — dem kaufmännischen Klub — gewesen, wohin er nur selten einen Fuß setzte.

— Der Abbé Faujas hat den Abbé Bourrette geworfen, wiederholte er wohl zum zehnten Male, indem er langsam den Kopf auf dem Kissen umdrehte. Dieser Bourrette ist doch ein recht armer Kerl! Immerhin macht's Vergnügen, diese Duckmäuser sich gegenseitig auffessen zu sehen! Du besinnst Dich doch, wie sie sich gestern im Garten hinten umarmten? konnte man sie da nicht für Brüder halten? Ach ja! sie stehlen sich sogar die Beichtkinder!... Warum giebst Du denn gar keine Antwort! Du hältst es nicht für wahr? . . . Nein, Du schläfst schon; nicht wahr? Dann gute Nacht bis morgen.

Bruchteile der Sätze wieder und wieder käuend, schlief er endlich

ein. Martha schaute mit weitoffenen Augen in die Luft und verfolgte an der durch die Nachtlampe erhellten Zimmerdecke das Knistern der Pantoffeln des Abbés, der seine Lagerstatt aufsuchte.

XII.

Als der Sommer wiederkam, kam der Abbé mit seiner Mutter wieder allabendlich auf die Terrasse, um frische Luft zu schöpfen. Mouret wurde grämlich. Er lehnte die Piketpartieen ab, welche die alte Dame ihm anbot, und blieb den Abend über auf seinem Stuhle sitzen. Wenn er gähnte, ohne daß er seine Langeweile zu verbergen suchte, sagte Martha zu ihm:

— Lieber Freund! warum gehst Du denn nicht in Deinen Klub?

Er ging häufiger dorthin als früher. Wenn er heimkam, fand er seine Frau und den Abbé an dem nämlichen Platze auf der Terrasse, während Madame Faujas einige Schritte entfernt ihre Haltung als stumme und blinde Wärterin behalten hatte.

In der Stadt hörte Mouret, sobald man mit ihm vom neuen Pfarrer sprach, nur immer dessen größtes Lob. Und Mouret selbst hatte niemals einen Zweifel in seine brillanten Fähigkeiten gesetzt. Sogar die alte Frau Rougon war nicht mehr imstande, den stillen Gram auf seinem Gesichte zu lesen, den sie unter seiner Leutseligkeit zu erraten meinte; sie sah ihm mit feinem stillen Lächeln ins Gesicht, stellte ihm allerhand Fallen; aber dieser unverbesserliche Schwätzer, durch dessen Mund die ganze Stadt lief, war jetzt von einer unbezwinglichen Scham erfüllt hinsichtlich aller seinen Hausstand betreffenden Dinge.

— Dein Mann ist also vernünftig geworden? fragte Felicité eines Tages ihre Tochter. Er gewährt Dir Freiheit in Deinem Thun und Lassen?

Martha sah sie überrascht an.

— Ich habe immer meine Freiheit gehabt, erwiderte sie.

— Liebes Kind! Du magst ihn nicht beschuldigen. Du hattest mir doch gesagt, daß er den Abbé Faujas mit scheelen Blicken ansähe!

— Nicht doch; glauben Sie mir! Sie haben sich das im Gegenteil selbst ausgedacht. Mein Mann steht auf dem besten Fuße mit dem Abbé; sie haben gar keinen Grund einander zu grollen.

Martha verwunderte sich über die Hartnäckigkeit, mit welcher allerwärts behauptet wurde, daß ihr Mann und der Abbé nicht gut auf einander zu sprechen seien. Oft richteten die Damen in den Komiteesitzungen Fragen an sie, welche ihre Geduld erschöpften. Die Wahrheit war, daß sie sich sehr glücklich, sehr ruhig fühlte; niemals war ihr das Haus in der Rue Balande behaglicher vorgekommen. Seitdem der Abbé Faujas ihr zu verstehen gegeben hatte, daß er sich ihres Gewissens annehmen werde, wenn er die Meinung gewönne, daß der Abbé Bourrette nicht ausreichend für sie sei, lebte sie in der frohen Hoffnung, in der unschuldigen Freude der angehenden Konfirmandin, und glaubte hie und da, wieder Kind zu sein, hatte Anwandlungen von Begierden, welche sie weich und zärtlich stimmten. Im Frühjahr, als Mouret seine großen Buchsbaumhecken schnitt, überraschte er sie in der Laube hinten im Garten mit Thränen im Auge.

— Was ist Dir denn, meine Liebe? fragte er sie beunruhigt.

— Nichts, glaub' mir! antwortete sie mit Lächeln. Ich bin zufrieden, sehr zufrieden.

Er zuckte die Achseln, während er behutsam die Schere über die Sträucher führte, um sie recht gleichmäßig zu schneiden. Er setzte seinen Stolz darein, alljährlich die saubersten Hecken im Stadtviertel zu haben.

Der Abbé Faujas zeigte, seitdem er Pfarrer von Saint-Saturnin geworden, eine sanfte Würde, welche ihn noch größer zu machen schien. Er trug sein Brevier und seinen Hut mit behördlichem Stolze. In der Kathedrale hatte er sich durch energisches Vorgehen in Achtung bei der Geistlichkeit gesetzt. Der Abbé Fenil, der ihm in mehreren geringfügigen Fragen abermals unterlegen war, schien seinem Gegner das Feld zu räumen. Aber dieser be-

ging nicht die Thorheit, sich seinen Sieg merken zu lassen. Er besaß einen aparten Stolz, eine überraschende Schweigsamkeit und Demut. Er fühlte recht gut, daß Plassans ihm noch lange nicht gehörte. So wechselte er, während er von Zeit zu Zeit einmal auf der Straße stehen blieb, um Herrn Delangre die Hand zu drücken, mit Herrn Maffre und den anderen Größen des Herrn Rastoil nur einen kurzen Gruß. Ein ganzer Teil der städtischen Gesellschaften bewahrte ihm ein großes Mißtrauen, man beschuldigte ihn schlimmer politischer Umtriebe. Er sollte sich erklären, sich für eine bestimmte Partei entscheiden. Aber er entgegnete mit Lächeln, daß er auf der Seite der ehrlichen Menschen stände, und entging so einer deutlicheren Antwort. Übrigens bewies er keinerlei Eile, sondern fuhr fort, sich abgeschlossen zu halten und zu warten, daß sich die Thüren von selbst öffneten.

Dienstags, wenn die beiden Gesellschaften in den Gärten zur Rechten und Linken versammelt waren, setzte er sich an das Fenster, betrachtete die hinter den Wäldern von Seille niedergehende Sonne, und bevor er sich zurückzog, senkte er die Augen und antwortete mit der gleichen Liebenswürdigkeit auf die Grüße von Rastoils und auf die Grüße von der Unterpräfektur her.

Eines Dienstags aber stieg er in den Garten hinab. Mourets Garten war jetzt sein Eigentum. Er begnügte sich nicht mehr mit der Laube im Hintergrunde zu den Stunden seines Breviers; alle Gänge, alle Rondelle gehörten ihm; an jeglichem Grün strich seine Soutane vorüber. An diesem Tage machte er die Runde durch den Garten, begrüßte Herrn Maffre und Frau Rastoil, die er unter sich gegenübersah; dann schritt er unter der Terrasse der Unterpräfektur hin, wo Herr de Condamin in Gesellschaft des Doktors Porquier lehnte. Nachdem er den Gruß dieser Herren erwidert hatte, wollte er die Allee wieder hinaufschreiten, als der Doktor ihn anrief:

— Herr Abbé! ein Wort, wenn ich bitten darf.

Und er fragte ihn, zu welcher Zeit er ihn am nächsten Tage sprechen könnte. Das war das erste Mal, daß eine der beiden Gesellschaften so, von einem Garten nach dem andern hinüber, das Wort an den Priester richtete. Der Doktor war in großer Sorge;

sein Taugenichts von Sohn war wieder in schlimmer Gesellschaft überrascht worden, und zwar als Anführer einer ganzen Bande von jungen Thunichtsguten, zu denen leider auch die Söhne des Herrn Maffre gehörten, die weit jünger waren als er.

— Ich will Sie um Ihren Rat bitten, sagte der Doktor, zu dem Priester gewendet. Herr Maffre ist wie ein Wilder zu mir gekommen. Er macht mir die bittersten Vorwürfe, schreibt, daß es bloß meine Schuld sei, weil ich meinen Jungen schlecht erzogen hätte. Meine Lage ist außerordentlich kritisch. Man sollte doch einen besseren Begriff von mir haben. Ich habe ein fleckenloses Leben von sechzig Jahren hinter mir.

Und er fuhr fort zu jammern, nannte die Opfer, die er für seinen Sohn gebracht hätte, sprach von seiner Praxis, deren Verlust er befürchte. Der Abbé Faujas, der mit erhobenem Haupte inmitten der Allee stand, hörte ihm ernst zu.

— Es ist mein lebhafter Wunsch, Ihnen nützlich zu sein, entgegnete er mit Höflichkeit. Ich will Herrn Maffre besuchen, will ihm begreiflich machen, daß ein gerechter Zorn ihn zu weit fortgerissen hat. Ich will ihn sogar bitten, mir morgen eine Besprechung zu gewähren. Er ist dort nebenan.

Er schritt quer durch den Garten, neigte sich zu Herrn Maffre, der wirklich noch immer zugegen war in Gesellschaft von Frau Rastoil. Aber als der Friedensrichter vernahm, daß der Pfarrer eine Unterredung mit ihm zu haben wünsche, bestand er darauf, daß er sich die Ehre nicht nehmen lasse, ihm einen Besuch zu machen.

Am andern Morgen, als Herr Maffre sich einstellte, kontrollierte der Abbé Faujas gerade die Arbeiten der beiden Handwerker, welche den Springbrunnen ausbesserten. Er hatte den Wunsch ausgesprochen, denselben in Thätigkeit zu sehen. Mouret hatte sich gesträubt; er fürchtete, daß hierdurch eine Gelegenheit zu Unglücksfällen geschaffen werde. Aber Martha hatte sich ins Mittel gelegt, hatte bestimmt, daß der Springbrunnen mit einem Gitter umgeben werden solle.

— Herr Pfarrer! rief Rose; der Herr Friedensrichter wünscht Sie zu sprechen.

Der Abbé wollte Herrn Maffre in den zweiten Stock hinauf, nach seiner Wohnung führen; aber Rose hatte schon die Thüre zum Salon geöffnet.

— Treten Sie doch ein! sagte sie; sind Sie denn hier nicht zu Hause? Es ist doch nicht nötig, mit dem Herrn Friedensrichter zwei Stockwerke hinaufzuklettern. Hätten Sie mich nur heute morgen davon unterrichtet, so würde ich Staub gewischt haben.

Als sie die Thüre wieder hinter ihnen schloß, rief Mouret sie nach der Eßstube.

— Recht so, Rose! sprach er sie an; Du wirst ihm heut Abend mein Essen hinauftragen, Deinem Pfarrer — und wenn er nicht Bettzeug genug oben hat, dann wirst Du ihn in mein Bett transportieren; nicht wahr, Rose?

Die Köchin tauschte einen Blick des Einverständnisses mit Martha, die vor dem Fenster saß und arbeitete. Dann zuckte sie die Achseln und antwortete:

— Na, Herr! ein gutes Herz haben Sie niemals besessen.

Unterdessen richtete der Abbé Faujas im Salon milde Vorwürfe an Herrn Maffre, indem er ihm sagte, daß der Doktor Porquier ein frommer Mann wäre von großer Ehrenhaftigkeit, und daß er selbst am meisten litte unter dem schlechten Betragen seines Sohnes. Der Friedensrichter hörte ihm glückselig zu; sein dickes Gesicht zeigte bei gewissen frommen Worten, die der Priester in einem schärfern, eindringlicheren Tone sprach, eine schwärmerische Verzückung. Er gestand zu, daß er ein wenig derb gewesen sei, und erklärte sich zu jeglicher Genugthuung bereit, sobald der Herr Pfarrer der Meinung sei, daß er gesündigt habe.

— Und Ihre Söhne? fragte der Abbé; Sie müssen sie mir herschicken; ich will mit ihnen sprechen.

Herr Maffre schüttelte den Kopf mit einem schwachen Grinsen.

— Haben Sie keine Furcht, Herr Pfarrer! die Lümmel machen's nicht noch einmal: Seit drei Tagen sitzen sie bei Wasser und Brot in ihrer Kammer eingesperrt. Ei! hätt' ich einen Stock

zur Hand gehabt, als ich die hübsche Neuigkeit erfuhr, ich hätt' ihnen das Rückgrad entzweigeschlagen.

Der Abbé sah ihn an; es fiel ihm ein, was Mouret ihm erzählt hatte, daß dieser Mann sein Weib durch seine Härte und seinen Geiz ums Leben gebracht hatte. Dann sagte er mit einer abwehrenden Gebärde:

— Nein, nein! so darf man die jungen Leute nicht fassen. Ihr Ältester, Ambroise, zählt zwanzig Jahre, und der jüngere steht im achtzehnten; nicht wahr? Denken Sie doch, es sind keine Schuljungen mehr! ein bißchen Vergnügen muß man ihnen schon gönnen!

Der Friedensrichter sperrte Mund und Ohren auf vor Erstaunen.

— Dann meinen Sie also, man solle sie rauchen lassen, soll ihnen den Besuch des Kaffeehauses gestatten? fragte er.

— Ganz gewiß! versetzte der Priester lächelnd. Ich wiederhole Ihnen: die jungen Leute müssen sich versammeln können, um eine Zigarrette zu rauchen, auch um eine Partie Billard oder Schach zu spielen. Sie werden sich diese Erlaubnis schaffen, wenn sie von Ihnen verweigert wird. Bloß — das brauche ich wohl nicht zu sagen — nicht in alle Kaffeehäuser möchte ich sie schicken. Ich möchte vielmehr ein besonderes Haus, einen Klub für sie gegründet wissen, wie ich deren in mancher andern Stadt gesehen habe.

Er entwickelte einen ganzen Plan. Herr Maffre verstand nach und nach und sagte kopfschüttelnd:

— Richtig, richtig! Das würde also das würdige Gegenstück sein zu dem Werke der Jungfrau. Ei! Herr Pfarrer! solch' ein herrliches Projekt muß in Ausführung gesetzt werden!

— Wohlan, schloß der Priester die Unterredung, indem er Herrn Maffre bis auf die Straße geleitete; da Ihnen der Gedanke nützlich erscheint, so sprechen Sie mit Ihren Freunden darüber. Ich will bei Herrn Delangre vorsprechen. Am Sonntage nach der Vesper, könnten wir uns beim Dome treffen und einen Entschluß fassen.

Am Sonntag brachte Herr Maffre Herrn Rastoil mit. Sie

trafen den Abbé Faujas und Herrn Delangre in einem an die Sakristei stoßenden kleinen Gemache. Die Herren zeigten sich sehr begeistert. Im Prinzip wurde die Gründung eines Klubs von jungen Leuten zum Beschluß erhoben, bloß über den Namen, welchen derselbe tragen sollte, stritt man eine Zeit lang hin und her. Herr Maffre wünschte unbedingt, daß der Klub den Namen „Jesu-Verein“ tragen sollte.

— O! nicht doch! rief endlich der Priester, welcher die Geduld verlor; dann würde niemand sich zum Eintritt melden! Begreifen Sie doch, daß die Religion hierbei garnichts zu thun haben soll. Wir wollen die Jugend ehrbarlich erziehen, sie für unsere Sache gewinnen; nichts weiter!

Und als der Friedensrichter den Gerichtsdirektor mit einer so verdutzten Miene ansah, daß Herr Delangre die Nase senken mußte, um ein Lächeln zu verbergen, fuhr er mit mehr Sanftmut fort:

— Ich denke doch, daß Sie an mir nicht zweifeln, meine Herren! Überlassen Sie, bitte, mir die Leitung dieser Sache. Ich schlage Ihnen die Wahl eines ganz schlichten Namens, etwa: Jugendkreis“ vor, welcher alles besagt, was gewünscht wird. In gleicher Weise empfiehlt es sich, daß wir, ich ganz besonders, uns im Schatten verhalten. Ihr Sohn, Herr Rastoil, und der Ihrige, Herr Delangre, sollen allein heraustreten; sie mögen den Einfall zur Gründung einer solchen Vereinigung gehabt haben. Schicken Sie mir die jungen Leute morgen her; ich will mich mit ihnen des längern unterhalten. Ich habe schon eine Örtlichkeit im Auge, und auch schon den Entwurf für die Vereinssatzungen fertig. Was Ihre beiden Söhne anbetrifft, Herr Maffre, so werden sie natürlich die Mitglieder-Liste eröffnen.

Der Gerichtsdirektor schien sehr geschmeichelt von der Rolle, welche seinem Sohne hierbei bestimmt war.

Séverin Rastoil und Lucien Delangre setzten sich am folgenden Tage mit dem Abbé Faujas in Beziehung. Séverin war ein großer junger Mann im Alter von fünfundzwanzig Jahren mit häßlich gebautem Kopf und stumpfem Gehirn, der zufolge der durch seinen Vater bekleideten Stellung vor kurzem zum Advokat befördert worden

war; der Traum seines Vaters war, ihn zum Staatsanwaltsstellvertreter befördert zu sehen, weil er nach dessen Meinung das Zeug zum Advokaten nicht besaß. Lucien dagegen, der von kleiner Gestalt war, ein lebhaftes Auge und einen pfiffigen Kopf hatte, führte Prozesse und plaidierte mit der Routine eines alten Praktikus, obwohl er noch ein Jahr jünger war als Rastoil. Der Abbé erteilte besonders Lucien die genaueste Unterweisung; der Direktorssohn besorgte die Gänge und barst schier vor Wichtigthun. Innerhalb drei Wochen wurde der „Jugendring“ eröffnet.

Unter der am Ausgange des Corso Sauraire gelegenen Minimenkirche befanden sich geräumige Offizien und ein ehemaliges Klosterrefektorium, die sämtlich nicht mehr benützt wurden. Dies war die Örtlichkeit, welche der Abbé Faujas ins Auge gefaßt hatte. Die Pfarrverwaltung trat sie ihm sehr bereitwillig ab. Als der provisorische Ausschuß des Jugendringes Arbeiter nach diesen Kellerräumen führte, rissen die Kleinbürger von Plassans die Augen gewaltig auf; nach Verlauf von vier Tagen herrschte kein Zweifel mehr darüber, daß es sich um die Errichtung eines Kaffeehauses unterhalb der Kirche handelte. Es wurden Divans, Marmortische, Stühle, zwei Billards, drei Geschirr- und Glasschränke hinuntergeschafft. Eine Thür wurde möglichst weit ab von dem Kirchportal herausgebrochen; große rote Vorhänge, die richtigen Kneipenvorhänge, hingen hinter der Glasthüre, zu welcher man auf fünf steinernen Treppenstufen gelangte. Zuerst trat man in einen großen Saal; an diesen stieß rechts ein kleiner Saal und ein Lesezimmer; endlich, in einem viereckigen Raum, im Hintergrunde, fast gerade unter dem Hochaltar, waren zwei Billards aufgestellt.

Sobald das erste Erstaunen vorüber war, errang der „Jugendring“ einen bedeutenden Erfolg. Der Herr Bischof hatte die Ehrenpräsidentschaft übernommen; er kam sogar eines Abends in Gesellschaft seines Sekretärs, des Abbé Surin, persönlich in das Lokal; sie tranken jeder ein Glas Johannisbeerwein in dem kleinen Saale, und das Glas, dessen der Herr Bischof sich bedient, wurde auf einem Wandtischchen pietätvoll aufbewahrt. Seitdem galt es für sündhaft, dem Jugendringe nicht als Mitglied anzugehören.

Unterdessen streifte Guillaume Porquier um das Vereinslokal herum mit der vergnügten Miene des jungen Wolfes, der auf den Besuch des Schafstalls sinnt. Die Friedensrichters-Söhne hielten, trotz der gewaltigen Furcht, die sie vor ihrem Vater hatten, mit großer Liebe an dem langen, durchtriebenen Gesellen, welcher ihnen Pariser Geschichten erzählte und famose Ausflüge in die benachbarte Umgegend veranstaltete. Sie trafen sich schließlich auch wieder an jedem Sonnabend, um neun Uhr abends, auf einer Bank der Mailpromenade und schwatzten bis gegen elf Uhr in dem finstern Schatten der Platanen.

— Ihr seid doch gutmütige Schafe, meinte Guillaume, daß Ihr Euch so am Gängelbande leiten laßt. Der Kirchendiener setzt Euch Zuckerwasser vor, nicht wahr?

— Nicht doch, Du irrst Dich, glaube mir! erwiderte Ambroise; es ist nicht anders als in einem Café am Corso: man trinkt Bier, Punsch, Madeira, kurz was man will, und alles, was man anderwärts trinkt.

Guillaume fand sich in Wirklichkeit schwer gekränkt, daß er dem Jugendringe nicht angehörte. Sein Vater hatte ihm untersagt, sich zu melden, weil er eine Abweisung fürchtete. Aber der Wunsch desselben um Aufnahme wurde immer heftiger; er wagte schließlich ein Gesuch um Aufnahme, ohne jemand etwas davon zu sagen. Das war eine große Sache. Der Kommission, welche über die Aufnahme von Mitgliedern zu entscheiden hatte, gehörten auch die beiden Maffre an; ihr Vorsitzender war Lucien Delangre; als Schriftführer wirkte Séverin Rastoil. Die Verlegenheit der jungen Leute war groß. Sie wagten das Gesuch nicht zu unterstützen; anderseits mochten sie dem Doktor Porquier — diesem würdevollen Manne, welchem das unbedingte Vertrauen der Damen der Gesellschaft gehörte — nicht zu nahe treten. Ambroise und Alphonse Maffre beschworen Guillaume, die Dinge nicht weiter zu treiben, indem sie ihm zu verstehen gaben, daß keine Aussichten für ihn vorhanden seien.

— So laßt's doch sein! gab er ihnen zur Antwort; Ihr seid alle beide feige Seelen! Glaubt Ihr denn, daß ich in Eure Ge-

meinschaft zu treten suche? Ich mache mir bloß einen schlechten Witz! will bloß sehen, ob Ihr den Mut habt, gegen meine Aufnahme zu stimmen! Amüsiert Euch doch, wo Ihr wollt; ich werde Euch nichts wieder vom Leben erzählen!

Daraufhin baten die Maffres Lucien Delangre, die Sache so zu ordnen, daß ein Aufsehen vermieden werde. Lucien unterbreitete den schwierigen Fall seinem gewöhnlichen Berater, dem Abbé Faujas, für welchen er eine Bewunderung hegte, wie ein Schüler für seine Lehrer. Der Abbé kam jeden Nachmittag von fünf bis sechs Uhr in den „Jugendring“. Er durchschritt den großen Saal mit einer huldvollen Miene, grüßte, blieb manchmal vor einem der Tische stehen, um mit einer Gruppe von jungen Leuten zu plaudern. Niemals nahm er etwas an, nicht einmal ein Glas Wasser. Dann trat er in das Lesezimmer, setzte sich vor den mit einem grünen Tuche bedeckten großen Tisch, las aufmerksam alle Journale, welche von dem Ring gehalten wurden, machte sich manchmal eine rasche Notiz in seine Brieftasche, und zog sich dann wieder still zurück, den Gästen zulächelnd oder einen Händedruck gebend. An gewissen Tagen blieb er länger da, verfolgte den Gang einer Schachpartie, sprach mit Heiterkeit über allerhand. Die jungen Leute, die mit Liebe an ihm hingen, sagten von ihm: „Wenn er spricht, möchte man niemals glauben, daß er ein Priester ist.“

Als der Sohn des Maire ihm die Verlegenheit erzählt hatte, in welche Guillaumes Gesuch die Kommission setzte, versprach der Abbé, sich der Sache als Vermittler anzunehmen. In der That besuchte er am folgenden Tage den Doktor Porquier und erzählte ihm den Vorfall. Der Doktor war verblüfft. Sein Sohn wollte ihn also mit Schande in die Erde bringen? Und welchen Entschluß jetzt fassen? Wurde das Gesuch zurückgezogen, dann wäre ja die Schmach nicht minder groß. Der Priester riet ihm, Guillaume auf ein paar Monate aus dem Orte zu entfernen, nach einem Landgute, welches der Doktor in der Nähe besäße; das Übrige würde er dann auf sich nehmen. Die Lösung war höchst einfach: Sobald Guillaume Plassans verlassen hätte, legte die Kommission das Gesuch als nicht dringlich beiseite, und behielt sich spätere Beschlußfassung vor.

Der Doktor Porquier erfuhr diese Lösung eines Nachmittags durch Lucien Delangre, als sie sich im Garten der Unterpräfektur befanden. Er eilte nach der Terrasse hinab. Es war die Zeit, in welcher Abbé Faujas unter der Laube in Mourets Garten sein Brevier las.

— Ah! Herr Pfarrer! wie tief bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet! rief er, sich über die Terrasse beugend. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Ihnen die Hand drücken könnte.

— Es ist ein bißchen hoch, antwortete der Priester, mit Lächeln die Mauer hinaufblickend.

Aber der Doktor Porquier war ein Mann der raschen That, welchen kein Hindernis entmutigen konnte.

— Warten Sie! rief er. Wenn Sie erlauben, Herr Abbé, so komme ich herüber.

Und er verschwand. Der Abbé lenkte, noch immer lächelnd, seine Schritte nach der kleinen Pforte, welche auf die Sackgasse des Chevillottes führte. Der Doktor pochte bereits leise gegen den Holzverschlag.

— Die Pforte ist leider verschlossen, rief der Abbé leise. Einer von den Nägeln ist abgebrochen. Wenn man ein Werkzeug zur Hand hätte, so würde es keine Schwierigkeit bieten, den anderen herauszuheben.

Er sah sich um und bemerkte ein Grabscheit. Mit leichter Mühe öffnete er nun die Pforte, deren Riegel er weggeschoben hatte. Dann trat er auf die Sackgasse hinaus, wo ihn der Doktor mit liebenswürdigen Redensarten überhäufte. Während sie plaudernd die Gasse entlang schritten, öffnete Herr Maffre, welcher sich gerade in dem Garten des Herrn Rastoil befand, seinerseits die kleine, hinter dem Springbrunnen versteckte Pforte. Und die Herren lachten aus vollem Herzen darüber, daß sie so alle drei sich in dem einsamen Gäßchen zusammengefunden hatten.

Sie blieben eine Weile. Als sie sich von dem Abbé verabschiedeten, reckten sie beide, der Friedensrichter sowohl als der Doktor, den Hals nach dem Mouret'schen Garten und schauten sich voll Neugierde darin um.

Mouret aber, welcher gerade mit dem Pfählen der Tomatenbäumchen beschäftigt war, gewahrte sie, als er emporblickte. Er blieb stumm vor Staunen.

— Na ja! murmelte er nach einer Weile; da sind sie jetzt auf meinem Grund und Boden! Es fehlt bloß noch, daß der Pfaffe die beiden Sippen hierherführt!

XIII.

Serge war damals neunzehn Jahre alt. Er bewohnte im zweiten Stock, der Wohnung des Priesters gegenüber ein kleines Stübchen, in welchem er in einer fast klösterlichen Zurückgezogenheit, viel lesend, sein Leben verbrachte.

— Ich werde Deine Schwarten noch in den Ofen werfen müssen, rief Mouret ihm zornig zu. Du wirst schließlich noch krank werden!

Wirklich war der junge Mann so nervösen Temperaments, daß er bei der geringsten Unvorsichtigkeit von einer Art hysterischen Unwohlseins befallen ward, das ihn zwei bis drei Tage an das Zimmer bannte. Rose gab ihm dann nichts als Thee zu trinken, und wenn Mouret hinaufkam — um, wie er sagte, wenn die Köchin da war, ihn ein bißchen aufzurütteln — so warf sie den Hausherrn zur Thüre hinaus und rief ihm zu:

— Lassen Sie ihn doch in Ruhe, den Goldjungen! Sie sehen doch, daß Sie ihn umbringen mit Ihren Grobheiten . . . Freilich! Ihnen ist er nicht ähnlich; er ist das ganze Abbild seiner Mutter. Sie werden niemals weder für die Mutter, noch für ihn Verständnis bekommen!

Serge lächelte. Seine zarte Körperkonstitution war Ursache, daß ihn sein Vater noch nicht die Pariser Fakultät beziehen lassen wollte. Von einer Fakultät in der Provinz mochte derselbe nichts hören; seine Meinung war, daß ein Bursche, welcher es zu etwas bringen wollte, in Paris gewesen sein müsse. Er setzte in seinen Sohn einen großen Ehrgeiz, da weit dümmere Jungen — sein

Neffe Rougon zum Beispiel — eine hübsche Karriere gemacht hätten. Jedesmal, wenn der junge Mann ihm munter vorkam, wurde die Abreise auf die ersten Tage des neuen Monats festgesetzt; dann war aber immer der Koffer nicht gepackt, der junge Mann hustete ein bißchen, und die Abreise ward von neuem aufgeschoben.

Serge begleitete seine Mutter fleißig in die Messe. Er war religiösen Sinnes, sehr sanftmütig und sehr ernst. Da der Doktor Porquier ihm viel leibliche Übung anempfohlen hatte, so beschäftigte er sich leidenschaftlich mit Botanik. Das führte ihn mit dem Abbé zusammen, der in früheren Jahren auch fleißig botanisiert hatte. Der Abbé gab ihm gewisse praktische Ratschläge, für welche der junge Mann sich sehr dankbar erwies. Sie liehen einander Bücher; sie gingen manchmal zusammen auf die Pflanzensuche; wenn Serge kränklich war, erhielt er an jedem Morgen den Besuch seines Nachbarn, welcher sich an das Kopfende seines Bettes setzte und lange mit ihm plauderte. An den anderen Tagen, wenn Serge wieder auf den Beinen war, klopfte er an die Thür des Abbés, sobald er denselben in seinem Zimmer herumgehen hörte. Sie waren nur durch den schmalen Flur getrennt und lebten schließlich in einer völligen Gemeinschaft.

Oft schalt Mouret hierüber trotz der unverrückbaren Ruhe Marthas und trotz Rosas bösen Blicken.

— Was hat er denn da oben zu schaffen, der Thunichtgut? brummte er. Ich sehe ihn ganze Tage mit keinem Blicke. Er geht nicht mehr aus als mit dem Pfaffen, sitzt immer nur bei dem Pfaffen; immer hocken sie in den Winkeln und zischeln zusammen. Sogleich soll er mir nach Paris! er hat Kräfte wie ein Türke; all' das Klagen und Wehleidigthun hat weiter keinen Zweck, als sich hätscheln zu lassen. Ihr beide mögt mich noch so viel angaffen: ich will nicht, daß der Pfaffe einen Duckmäuser aus dem Kleinen erzieht.

Serge war natürlich Mitglied des Jugendringes. Er ging übrigens wenig hin, da ihm seine Einsamkeit lieber war. Ohne die Gegenwart des Abbés, mit welchem er bisweilen dort zusammentraf, würde er wahrscheinlich nie einen Fuß dorthin gesetzt haben. Der Abbé lehrte ihm in dem Lesezimmer das Schachspiel. Mouret,

welcher wußte, daß „der Kleine“ sogar im Kaffeehause mit dem Pfaffen zusammenkam, schwor, daß er ihn am künftigen Montag selbst auf die Bahn schaffen würde. Der Koffer war gepackt, und diesbezüglich ward's Ernst, als Serge, welcher einen letzten Ausflug aufs Land hatte machen wollen, von einem plötzlichen Regenguß überrascht, bis auf die Haut durchnäßt nach Hause kam. Er mußte sich zu Bette legen. Die Zähne klapperten ihm vor Fieber. Drei Wochen lang schwebte er zwischen Leben und Tod. Die Genesung dauerte acht lange Wochen. In den ersten Tagen besonders war er so schwach, daß ihm, wenn er sitzen wollte, der Kopf mit Kissen gestützt werden mußte; die Arme lang ausgestreckt auf der Bettdecke, saß er dann da wie eine Wachsfigur.

— Das ist Ihre Schuld, Herr! schrie die Köchin Mouret zu; wenn das Kind stirbt, dann haben Sie es auf dem Gewissen!

Solange sein Sohn in Gefahr war, durchirrte Mouret schweigend, trübsinnig, mit geröteten Augen das Haus. Nur selten ging er hinauf, sondern lauerte den Arzt im Vorderhause auf. Sobald er erfahren hatte, daß Serge außer Gefahr war, huschte er in die Stube hinein und bot seine Dienste an. Aber Rose jagte ihn hinaus. Man brauche ihn nicht, das Kind wäre noch nicht kräftig genug, um seine Grobheiten zu ertragen. Da blieb Mouret allein in dem Erdgeschoß, trauriger und zerrissener Gemüts als je zuvor; er hatte an nichts mehr Freude, sagte er. Schritt er durch das Vorhaus, dann hörte er oft im zweiten Stock die Stimme des Abbés Faujas, welcher ganze Nachmittage an dem Kopfkissen des genesenden Serge zubrachte. Und als die Genesung Fortschritte machte, da nahm er wahr, daß der Priester das Krankenzimmer gar nicht mehr verließ. Zu wiederholten Malen war er hinaufgegangen, wenn die Frauen nicht anwesend waren, und da hatte er ihn immer neben dem jungen Mann sitzen sehen, im sanften Geplauder mit ihm begriffen, oder wie er ihm kleine Handreichungen leistete, den Thee süß machte, die Decken zurecht legte, ihm Gegenstände gab, die er begehrte. Und in dem ganzen Hause herrschte ein süßes Geflüster, leise Worte wurden gewechselt zwischen Martha und

Rose, eine absonderliche Andacht wandelte das zweite Stockwerk zu einer Art von Kloster um.

— Was treiben sie da oben? dachte er bei sich. Der Kleine ist doch außer Gefahr. Die letzte Ölung reichen sie ihm doch nicht!

Serge selbst beunruhigte ihn. Er sah einem Mädchen ähnlich in seinen weißen Betten. Seine Augen hatten sich vergrößert; sein Lächeln war eine süße Ekstase der Lippen, die ihn sogar nicht verließ inmitten der grausamsten Leiden. Mouret wagte von Paris nicht mehr zu sprechen.

Eines Nachmittags war er hinaufgestiegen, das Geräusch seiner Schritte dämpfend. Durch die angelehnte Thür sah er Serge sitzen im Sonnenschein, auf einem Sessel. Der junge Mann weinte, die Augen zum Himmel emporgewandt; während seine Mutter vor ihm saß und ebenfalls schluchzte. Sie drehten sich beide um, als die Thüre knarrte, ohne daß sie die Thränen abwischten.

— Mein Vater! sprach Serge sogleich leise mit seiner schwachen Stimme als Genesender; ich habe Sie um eine Gnade zu bitten. Meine Mutter sagt, Sie werden böse sein, werden mir eine Erlaubnis weigern, die mich mit Freuden erfüllen würde. Ich möchte in das Seminar eintreten.

Bei diesen Worten hatte er in frommer Erregung die Hände gefaltet.

— Du! Du! sprach Mouret leise.

Und er schaute Martha an, welche beiseite blickte. Er setzte nichts hinzu, ging nach dem Fenster hin, setzte sich wieder an das Fußende des Bettes, mechanisch, wie zerschmettert unter dem Schlage.

— Lieber Vater! fuhr Serge nach einer Weile fort zu sprechen, ich habe Gott gesehen, als ich dem Tode so nahe war; ich habe gelobt, ihm anzugehören. Ich versichere Sie: all' meine Freude ist dort. Glauben Sie mir! und stürzen Sie mich nicht in Untröstlichkeit!

Mouret saß da mit finsterm Antlitz, die Augen zur Erde gesenkt, und sprach noch immer kein Wort. Mit einer Gebärde der höchsten Verzweiflung flüsterte er endlich:

— O! besäß' ich das geringste Körnchen von Mut, dann packt' ich ein paar Hemden in ein Taschentuch und ginge auf und davon.

Dann stand er auf, hämmerte mit der Fingerspitze gegen die Scheiben, und als Serge abermals zu flehen anfing, sprach er einfach:

— Nein, nein! 's ist abgemacht! Werde Pfarrer, mein Sohn!

Und er ging hinaus. Am andern Tage reiste er, ohne jemand ein Wort zu sagen, nach Marseille ab, wo er acht Tage bei seinem Sohne Octave blieb. Aber er kehrte sorgenvoll, zum alten Manne geworden, zurück. Bei Octave hatte er wenig Trost gefunden, denn er hatte ihn in einem tollen Leben angetroffen, überhaupt mit Schulden. Aber Mouret sprach keine Silbe über alle diese Dinge. Er wurde völlig zum Einsiedler, that keinen einzigen mehr von jenen guten Zügen, keinen einzigen jener Erntekäufe mehr, auf die er in früherer Zeit so stolz gewesen war. Er wahrte ein absolutes Schweigen und vermied es sogar, den Abbé Faujas zu grüßen.

Martha schien den Gram, den Verdruß ihres Mannes nicht mehr zu bemerken. Sie machte sich mit jedem Tage freier von dem, was sie umgab; sie glaubte sogar, — so friedevoll erschien ihr das Haus, wenn sie nicht stündlich die brummige Stimme Mourets hörte — daß dieser sich besonnen hätte, sich gleich ihr einen Winkel der Glückseligkeit geschaffen hätte. Das beruhigte sie, ermächtigte sie, sich tiefer in ihren Traum zu versenken. Wenn er sie ansah mit irren Augen, sie nicht mehr erkennend: da lächelte sie ihn an, bemerkte die Thränen nicht, welche ihm die Lider schwellten.

An dem Tage, da Serge nach seiner gänzlichen Genesung in das Seminar eintrat, blieb Mouret allein zu Hause mit Desirée. Jetzt hütete er sie oft. Dieses große Kind, welches jetzt in seinem sechzehnten Jahre stand, hätte in das Brunnenbecken stürzen, oder das Haus in Brand stecken können, gleich einer sechsjährigen Range. Als Martha nach Hause zurückkehrte, fand sie die Thüren offen, die Räume leer. Das Haus erschien ihr wie völlig nackt. Sie stieg auf die Terrasse hinab und sah ihren Mann im Garten hinten, wie er mit dem jungen Mädchen spielte. Er saß auf der Erde,

im Sande, und füllte mit bedächtiger Miene, mit Hilfe einer kleinen Holzschaufel, einen kleinen Wagen, den Desirée an einem Bindfaden zog.

— Hü! hü! schrie das Kind.

— Aber warte doch! sagte geduldig der wackere Mann; der Wagen ist ja noch nicht voll. Wenn Du das Pferd machen willst, so mußt Du doch warten, bis der Wagen voll ist.

Und das Kind klatschte in die Hände, während sie das ungeduldige Pferd machte; dann hielt es sie nicht mehr am Flecke, und sie lief davon mit hellem Lachen.

Der Wagen sprang hinter ihr her, und der Sand fiel heraus. Und als sie die Runde um den Garten herum gemacht hatte, kam sie zurück zu Mouret mit dem Rufe:

— Mach' ihn wieder voll! Mach' ihn wieder voll!

Mouret füllte ihn wieder mit seiner kleinen Schaufel.

Martha war auf der Terrasse geblieben und sah erregt, unbehaglich hinunter; diese offenen Thüren, dieser mit dem Kinde spielende Mann im Hintergrunde des leeren Hauses setzten sie in Betrübnis, ohne daß sie ein bestimmtes Bewußtsein dessen hatte, was in ihr vorging. Sie ging hinauf sich umzukleiden, während sie Rose, die gleichfalls nach Hause gekommen war, von der Terrasse herabrufen hörte:

— Ach Gott! wie albern ist doch der Hausherr!

Nach dem Ausdruck seiner Freunde vom Corso Sauraire, — den kleinen Rentiers, mit denen er seinen täglichen Spaziergang machte, „war's aus mit Mouret.“ Sein Haar war binnen wenigen Monaten grau geworden; er war nicht mehr fest auf den Beinen und war nicht mehr der schreckliche Spötter, vor dem die ganze Stadt Furcht hatte. Eine Zeit lang glaubte man, daß er sich in gewagte Unternehmungen eingelassen hätte und unter einem großen Geldverlust zusammengeknickt sei.

Madame Paloque sagte jedesmal, wenn sie von dem Fenster ihrer der Rue Balande zu gelegenen Eßstube aus Mourets ansichtig wurde, „daß er einen schlechten Faden spönne.“ Und wenn der Abbé Faujas ein paar Minuten nach ihm über die Straße kam,

da machte es ihr, besonders wenn sie Gesellschaft bei sich hatte, ein ganz besonderes Vergnügen zu rufen:

— Ei! schau mir doch einer den Herrn Pfarrer! der wird aber dick! . . . Na, wenn er aus der gleichen Schüssel ißt, wie Herr Mouret, dann muß man freilich glauben, daß er ihm nur die Knochen läßt!

Sie lachte und man lachte mit ihr. Der Abbé Faujas machte sich wirklich stattlich heraus; er ging nie anders als mit schwarzen Handschuhen und in glänzender Soutane. Er hatte ein eigentümliches Lächeln, ein ironisches Falten der Lippen, wenn Madame de Condamin ihn zu seinem guten Aussehen beglückwünschte.

Als der Abbé den Jugendring geschaffen hatte, zeigte er sich als gutes Kind; es war gleichsam eine neue Menschwerdung. Unter der Kraft des Willens beugte seine Natur sich wie weiches Wachs. Er ließ erzählen, welchen Anteil er an der Eröffnung des Vereins gehabt habe; er wurde der Freund aller jungen Leute der Stadt, indem er sie noch schärfer überwachte und nicht außer acht ließ, daß hinter die Schule gelaufene Gymnasiasten sich durch Grobheit minder leicht imponieren lassen als Frauen. Er hätte sich fast mit Séverin überworfen, dem er die Ohren zu schütteln drohte wegen einer Äußerung über die innere Ordnung des Vereins; aber mit einer erstaunlichen Beherrschung seiner selbst reichte er ihm fast ebenso schnell in Demut die Hand und bestimmte hierdurch die Anwesenden, „diesem großen Lasttier von Saturnin", wie man ihn nannte, Entschuldigungen darzubringen.

Während der Abbé sich die Weiber und die Kinder erobert hatte, verblieb er mit den Vätern und Männern auf einem Fuße einfacher Höflichkeit. Die maßgebenden Persönlichkeiten begegneten ihm wieder mit Mißtrauen, da sie ihn von jeder politischen Gruppe sich fern halten sahen. Herr Péqueur des Saulains sprach lebhaft über ihn, während Herr Delangre, ohne grade für ihn einzutreten, mit feinem Lächeln meinte, man müsse abwarten, bevor man über ihn urteile. Bei Herrn Rastoil war er ein förmlicher Hausstörenfried geworden. Séverin und seine Mutter hörten nicht auf, den Gerichtsdirektor mit Lobsprüchen des Priesters zu verfolgen.

— Ja doch! ja doch! er soll ja alle Vorzüge haben, die Ihr ihm geben wollt, rief der Geplagte. Es ist abgemacht; laßt mich in Ruhe. Ich habe ihn zum Diner bitten lassen; er ist nicht gekommen. Ich kann ihn doch nicht am Arme herholen.

— Aber lieber Freund, meinte Frau Rastoil, wenn Du ihn triffst, so grüßest Du ihn kaum. Das muß ihn doch zurückstoßen.

— Gewiß, gewiß! setzte Séverin hinzu; er merkt's wohl, daß Sie sich gegen ihn nicht so verhalten, wie Sie's eigentlich sollten.

Übrigens ließ der Abbé Faujas sich hierdurch nicht stören. Er wachte einzig und allein mit Unruhe über das Fenster von Trouches, an welchem stündlich die Augen seiner Schwester Olympe funkelten. Trouches hielten sich auf der Lauer, im Hinterhalte hinter den roten Vorhängen, gefoltert von einer wütenden Begierde auch nach dem Garten hinunterzugehen, von dem Obst zu kosten, mit der schönen Gesellschaft zu plaudern.

— 's ist zu dumm! rief Olympe eines Tages ihrem Manne zu; er möchte uns in einen Schrank sperren, wenn er könnte, um alles Vergnügen für sich zu haben. Wenn Du willst, gehen wir hinab. Wir werden ja sehen, was er sagen wird.

Trouche war eben aus seinem Bureau heimgekommen. Er wechselte den Hemdkragen, stäubte seine Schuhe ab, um ganz sauber auszusehen. Olympe zog ein helles Kleid an. Dann stiegen sie tapfer in den Garten hinab, trippelten an großen Buchsbaumhecken vorbei, blieben vor den Blumen stehen. In diesem Augenblicke wendete der Abbé Faujas, welcher mit Herrn Maffre auf der Schwelle der kleinen Gartenpforte plauderte, den Rücken. Als er den Sand kreischen hörte, standen die Trouches gerade hinter ihm, unter der Laube. Er drehte sich um, hielt mitten in einem Satze inne, verblüfft über ihre Gegenwart im Garten. Herr Maffre, der sie nicht kannte, betrachtete sie neugierig.

— Ein recht schönes Wetter heute; nicht wahr meine Herren? fragte Olympe, die unter dem Blicke ihres Bruders erblaßt war.

Der Abbé zog rasch den Friedensrichter auf die Gasse hinaus, wo er sich seiner entledigte.

— Er ist wütend, flüsterte Olympe. Was kehr' ich mich daran?

wir bleiben! Wenn wir wieder hinaufgingen, wird er glauben, daß wir Furcht haben. Ich hab' die Geschichte satt. Du sollst sehen, wie ich mit ihm reden werde.

Sie forderte Trouche auf, sich auf einen der Stühle zu setzen, welche Rose vor einigen Augenblicken hergetragen hatte. Als der Abbé wieder hereintrat, sah er sie behaglich ausgestreckt sitzen. Er schob den Riegel vor die kleine Pforte, versicherte sich mit einem raschen Blicke, daß das Laub ihn hinreichend verborgen halte, dann trat er zu Trouches heran und sagte mit gedämpfter Stimme:

— Ihr vergeßt unsere Abmachungen! Ihr hattet mir versprochen, in Eurer Wohnung zu bleiben.

— Es ist zu heiß da oben, antwortete Olympe. Wir begehen doch kein Verbrechen, wenn wir hier frische Luft schöpfen!

Der Priester wollte heftig werden; aber seine Schwester, die durch die Anstrengung, welche ihr die Auflehnung gegen den Bruder verursachte, alle Farbe verloren hatte, setzte mit einem sonderbaren Tone hinzu:

— Schreie nicht, es sind Leute nebenan; Du könntest Dir schaden.

Trouches lachten leise. Er sah sie an, griff sich an die Stirne mit einer schweigenden, schrecklichen Gebärde.

— Setz' Dich! sagte Olympia. Du begehrst eine Auseinandersetzung. Nicht wahr? Nun, hier hast Du sie. Wir sind's müde, uns abzusperren. Du, Du lebst hier wie der Vogel im Hanfsamen; das Haus gehört Dir, der Garten gehört Dir! Wir sind ja nicht böse darüber; im Gegenteil, uns macht's Freude, wenn Deine Geschäfte guten Fortgang nehmen. Aber Du mußt uns doch nicht gerade so behandeln, als seien wir Lumpenpack. Es ist Dir niemals eingefallen, mir eine Traube hinaufzubringen; Du hast uns die schlechteste Stube gegeben; Du versteckst uns, schämst Dich unser, sperrst uns ein, als ob wir die Pest hätten ... Das kann so nicht weiter gehen! verstehst Du?

— Ich bin nicht Herr dieses Hauses, antwortete der Abbé Faujas. Wendet Euch an Herrn Mouret, wenn Ihr sein Eigentum plündern wollt.

Trouches wechselten ein neues Lächeln.

— Wir fragen Dich nicht nach Deinen Angelegenheiten, fuhr Olympe fort; wir wissen, was wir wissen, und das genügt. Alles, alles zeigt, daß Du ein schlechtes Herz hast. Glaubst Du denn, daß wir, wenn wir in Deiner Lage wären, Dir nicht gestatten würden, Dir Dein Teilchen anzueignen?

— Aber was wollt Ihr eigentlich von mir? fragte der Abbé. Bildet Ihr Euch ein, daß ich im Golde schwimme? Ihr wißt, wie es in meiner Stube aussieht; mein Mobiliar ist nicht besser als das Eurige. Ich kann Euch doch das Haus nicht schenken, das mir nicht gehört.

Olympe zuckte die Achseln. Sie gebot ihrem Manne, welcher antworten wollte, Schweigen und erwiderte mit Ruhe:

— Jeder lebt, wie's ihm gefällt. Du könntest Millionen besitzen, und kauftest Dir keine Bettlade, sondern würdest lieber Dein Geld in irgend einer großartigen dummen Sache verplempern. Wir sind anders, wir lieben eine behagliche Häuslichkeit. Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß, wenn Du die schönsten Möbel im Hause, und Wäsche und Lebensmittel begehrtest, nicht alles heute abend noch für Dich bereit stände? Nun! ein guter Bruder würde in diesem Falle schon an seine Verwandten gedacht haben, würde sie nicht im Schmutze stecken lassen, wie Du es machst.

Der Abbé Faujas heftete einen ernsten Blick auf Trouches, welche sich behaglich in den Sesseln schaukelten.

— Ihr seid undankbar! sprach er nach einer Weile. Ich habe schon vieles für Euch gethan. Wenn Ihr heute Brot esset, so verdankt Ihr es mir; denn ich besitze die Briefe noch, Olympe, in denen Du bettelst, daß ich Euch aus dem Elend reiße, daß ich Euch nach Plassans kommen lassen soll. Jetzt seid Ihr hier, bei mir, habt Euer sicheres Auskommen — nun kommt Ihr mit neuen Forderungen!

— Bah! unterbrach ihn Trouche mit Grobheit, wenn Sie uns haben kommen lassen, so ist das doch aus keiner andern Ursache geschehen, als weil Ihr uns gebraucht habt. Mit schönen Redensarten bezahlt man niemand. Ich habe jetzt meine Frau reden lassen,

aber die Weiber kommen niemals zur Sache. Zwei Worte also, mein lieber Freund! Sie thun unrecht, uns im Käfig zu halten, gleich treuen Doggen, die man nur frei läßt, an Tagen der Gefahr. Wir langweilen uns; wir werden schließlich zu Dummheiten gebracht! Lassen Sie uns ein klein wenig Freiheit! Schwerenot! Da das Haus nicht Ihnen gehört und Sie die Annehmlichkeiten verabscheuen: was kann's Ihnen dann machen, wenn wir uns nach unserm Behagen darin festsetzen? Wir werden die Wände doch kaum verspeisen!

Gewiß! bekräftigte Olympe; man könnte rasend werden, so in einemfort unter Schloß und Riegel. Wir werden uns artig verhalten gegen Dich. Du weißt, daß mein Mann nur auf einen Wink wartet. Geh' Deinen Weg; zähle auf uns! aber wir wollen unsern Anteil haben! Nicht wahr! nun, sind wir in Ordnung?

Der Abbé hatte den Kopf gesenkt. Einen Augenblick verharrte er in Schweigen; dann richtete er sich auf und sagte, ohne eine direkte Antwort zu geben:

— Merkt Euch: wenn Ihr je für mich ein Hindernis werdet, so verlaßt Euch darauf, daß ich Euch in einen Winkel zurückschleudere und auf dem Stroh verenden lasse!

Und er ging wieder nach seinem Zimmer, sie unter der Laube zurücklassend.

Von diesem Tage an gingen Trouches fast täglich nach dem Garten. Aber sie bewahrten noch einige Vorsicht; sie vermieden es, diejenigen Stunden zu wählen, in welchen der Priester mit den Gesellschaften der Nachbargärten zu plaudern pflegte.

In der folgenden Woche führte Olympe zu Martha solche Klage über das Zimmer, welches sie bewohnte, daß Martha ihnen höflich das durch Serge's Fortgang leergewordene Zimmer anbot. Sie schliefen nun in dem ehemaligen Stübchen des jungen Mannes, aus welchem übrigens kein einziges Möbel herausgeschafft wurde, und aus dem anderen Zimmer machten sie eine Art von guter Stube, für welche Rose auf dem Boden noch ein altes Samtmobiliar aufstöberte. Olympe war außer sich vor Freude und bestellte sich bei der besten Schneiderin von Plassans einen Hausrock in rosa.

Mouret war es aus den Gedanken gekommen, daß Martha ihn gefragt hatte, ob sie Serge's Zimmer abtreten dürfe. Er war nicht wenig verwundert, als er eines Abends hinaufging, um ein Messer zu holen, welches der junge Mann in irgend eine Schublade vergessen haben mußte, in der Stube das Ehepaar Trouche zu finden. Trouche schnitt gerade mit diesem Messer einen Stock aus einem Birnbäumchen, das er im Garten abgeschnitten hatte. Da entschuldigte sich Mouret höflich und stieg die Treppe wieder hinab.

XIV.

An einem Freitag bemerkte Frau Paloque, als sie in Saint-Saturnin eintrat, Martha an der Kapelle Saint-Michel auf den Knieen liegend. Der Abbé Faujas hielt die Beichte.

Ei! ei! dachte sie, sollte sie das Herz des Abbés schließlich doch gerührt haben? Da muß ich hier bleiben! Wenn Madame de Condamin käme, das wäre doch zu drollig!

Sie setzte sich auf einen Stuhl im Hintergrunde, in einer halb knieenden Stellung, das Gesicht in den Händen vergrabend, wie versunken in ein inbrünstiges Gebet. Die Kirche war sehr finster. Martha, die mit dem Kopf auf ihrem Meßbuche lag, schien zu schlummern; bloß ihre von tiefen Seufzern gehobene Schultern verrieten Leben. Sie war so tief bedrückt, daß sie allen Büßerinnen den Vortritt ließ. Die Kapelle wurde immer leerer; und Martha blieb noch immer regungslos in ihrem Stuhle.

In diesem Augenblick trat Madame de Condamin ein. Sie blieb einen Augenblick vor dem Weihkessel stehen, zog ihren Handschuh vom Finger und bekreuzte sich mit einer allerliebsten Gebärde. Ihr Seidenkleid knisterte in dem schmalen Wege zwischen den Stühlen. Als sie niederkniete, erfüllte sie das hohe Gewölbe mit dem Rauschen ihrer Kleider. Sie hatte ihre leutselige Miene; sie lächelte in der Finsternis der Kirche. Bald saßen nur sie und Martha noch in den Stühlen. Der Abbé ward ungeduldig; er klopfte mit dem Finger gegen das Holz des Beichtstuhls.

— Madame an Ihnen ist die Reihe; ich bin zuletzt gekommen, flüsterte höflich Madame de Condamin, sich zu Martha herabbeugend, welche sie nicht erkannt hatte.

Martha sah sich um, mit einem von nervöser Zuckung befallenen Antlitz, bleich von einer außerordentlichen Erregung; sie schien nicht zu verstehen. Sie trat gleichsam aus einem Schlummer der Verzückung; ihre Augenlider bewegten sich heftig auf und zu.

— Nun, meine Dame! nun? rief der Abbé, die Thüre des Beichtstuhles halb öffnend.

Madame de Condamin stand lächelnd auf, gehorsam dem Rufe des Priesters. Martha aber, sobald sie die Condamin erkannt hatte, trat rasch in die Kapelle; dort sank sie von neuem auf die Kniee und blieb, drei Schritte entfernt, liegen.

Die Paloque amüsierte sich königlich; sie freute sich schon, daß die beiden Frauen sich in die Haare geraten würden. Martha mußte alles hören, denn die Condamin hatte eine Flötenstimme; sie plauderte ihre Sünden her, belebte den Beichtstuhl durch ein liebliches Geplauder. In einem Augenblicke lachte sie sogar — es war ein kurzes, gedämpftes Lachen, welches Martha bestimmte, ihr von Kummer entstelltes Antlitz emporzurichten. Übrigens war sie rasch mit ihrer Beichte fertig. Sie ging fort, kam jedoch wieder, sich beugend, beständig plaudernd, ohne aber niederzuknieen.

Dies Satansweib macht sich lustig über die Mouret und den Pfaffen! dachte die Frau des Richters bei sich; sie ist viel zu gerieben, um ihre Ruhe zu gefährden!

Endlich zog Madame de Condamin sich zurück. Martha verfolgte sie mit den Augen; sie schien zu warten, bis sie fort war. Dann lehnte sie sich auf den Beichtstuhl, ließ sich gehen, stieß heftig mit den Knieen an das Holz. Frau Paloque war näher gerückt, hatte den Hals vorgestreckt; aber sie sah weiter nichts als das finstere Kleid der Büßenden, welches sich um dieselbe her breitete. Ziemlich eine halbe Stunde lang rührte sich nichts. Einen Augenblick lang glaubte sie ersticktes Schluchzen in der tiefen Stille zu vernehmen; schließlich wurde ihr diese Aufpasserei langweilig, und

sie blieb nur noch sitzen, um zu sehen, mit was für einem Gesicht Martha die Kirche verlassen werde.

Der Abbé Faujas verließ den Beichtstuhl zuerst; er schloß die Thüre heftig mit einer Gebärde des Verdrusses. Frau Mouret blieb noch eine Zeitlang regungslos, gebeugt, in dem schmalen Raume sitzen. Sie vergaß, sich zu bekreuzen.

— Da hat's Verdruß gesetzt! murmelte die Paloque; der Abbé ist nicht glimpflich mit ihr umgesprungen!

Sie folgte ihr bis auf den Bistumsplatz; dort blieb sie stehen, besann sich einen Augenblick, und nachdem sie sich vergewissert hatte, daß niemand ihr aufpasse, schlüpfte sie verstohlen in das Haus, welches der Abbé Fenil auf einem der Winkel des Platzes bewohnte.

Martha brachte jetzt ihr Leben in Saint-Saturnin zu; sie erfüllte ihre religiösen Pflichten mit einem übermäßigen Eifer. Selbst der Abbé Faujas schalt sie oft über die Leidenschaftlichkeit, welche sie hierbei bekundete. Er erlaubte ihr nur, einmal im Monat zu beichten, setzte ihre Bußestunden fest, forderte von ihr, sich nicht ausschließlich der Frömmigkeit zu widmen. Er ließ sie oft hart an, drohte ihr, sie wieder zum Abbé Bourrette zu schicken, wenn sie sich seinen Geboten nicht fügen würde.

Sie war glücklich über diese Härten. Die eiserne Hand, welche sie niederduckte, die Hand, welche sie an dem Rande dieser fortdauernden Anbetung hielt, in deren Tiefe sie sich so gern gestürzt hätte, geißelte sie mit einer unaufhörlich neuerstehenden Begierde. Sie blieb Neophytin; sie stieg nur allmählich herab in der Liebe, sah sich plötzlich zurückgehalten, andere Tiefen erratend, in dem Genusse der Freude über diese langsame Reise zu ihr unbekannten Wonnen. Jene tiefe Ruhe, welche sie anfangs in der Kirche gefunden hatte, jenes Vergessen der Außenwelt und ihrer selbst wandelte sich zu einem thätigen Genusse, zu einem Glücke, welches sie herbeirief, welches sie berührte. Es war das Glück, nach welchem sie ein unbestimmtes Sehnen gefühlt hatte seit ihrer Jugend, und welches sie endlich fand in ihrem vierzigsten Lebensjahre; ein Glück, welches ihr genügte, welches sie erfüllte mit ihren schönen dahinge-

schwundenen Jahren, welches sie zur Selbstsucht führte, zur Hingabe an alle die neuen, wie Liebkosungen in ihr erwachenden Empfindungen.

— Seien Sie gütig! flüsterte sie dem Abbé Faujas zu, seien Sie gütig! denn ich bedarf Ihrer Güte!

Und wenn er gut war, hätte sie ihm auf den Knieen danken mögen. Er zeigte sich dann weich, sprach väterlich zu ihr, setzte ihr auseinander, daß sie zu stark in der Einbildungskraft lebe. Sie lächelte; sie wurde wieder schön und jung und rosig. Sie versprach ihm artig zu sein. Dann wieder hatte sie, in irgend einem finstern Winkel, Bethätigungen des Glaubens, welche sie auf die Steinfließen warfen; sie kniete dann nicht mehr, sie rutschte, fast auf der Erde sitzend, und lallte flammende Reden; und wenn die Worte erstarben, dann fuhr sie fort im Gebet mit einem Aufschwunge ihres ganzen Wesens, mit einem Anruf an jenen göttlichen Kuß, welcher über das Haar streift, ohne sich jemals darauf niederzulassen.

In der Wohnung wurde Martha zänkisch. Bisher war sie teilnahmlos, müde, glücklich dahingewandelt, wenn ihr Mann sie in Ruhe ließ; aber seitdem er sein Leben im Hause zubrachte, nicht mehr schwatzte, abmagerte und ein pergamentfarbenes Gesicht bekam, seitdem ärgerte er sie.

— Er sitzt einem immer auf die Fersen, sagte sie zu ihrer Köchin.

— Ei! was denn sonst! aus bloßer Böswilligkeit! antwortete diese; er ist im Grunde kein guter Mensch. Ich kenne ihn nicht erst seit heute. Was ist denn die Duckmäusermiene, die er jetzt macht, anderes, als Komödie von dem alten Schwatzmichel, um uns mitleidig zu stimmen? Er platzt vor Wut, aber er spielt den Gutmütigen, damit man ihn beklage und sich seinem Willen füge. Lassen Sie mich in Ruhe, Frau Mouret! Sie haben völlig recht, daß Sie sich mit solchem dummen Gethue den Kopf nicht warm machen lassen!

Mouret hielt die beiden Frauen nur durch das Geld in Raison. Er mochte sich nicht mehr zanken, aus Furcht, sich das Leben noch

mehr zu verwirren. Er gab Rose monatlich hundert Franks für Essen; Wein, Öl, Eingemachtes war im Hause vorrätig. Aber die Köchin mußte mit diesem Betrage auskommen, und wenn sie von ihrem eigenen Gelde hätte nehmen sollen. Martha dagegen hatte gar nichts; er gab ihr absolut nicht einen Sou. Sie war darauf angewiesen, sich mit Rose zu verständigen, um von den hundert Franks im Monat zehn für ihre Person zu erübrigen. Oft hatte sie keine Stiefeln anzuziehen. Sie war genötigt, von ihrer Mutter den Betrag für ein Kleid oder einen Hut zu leihen.

— Aber Mouret wird ja verrückt! rief Madame Rougon; Du kannst doch nicht nackt herumlaufen! Ich werde mit ihm reden.

— Ich bitte Sie, Mutter, thun Sie nichts derartiges! antwortete sie. Er mag Sie nicht leiden. Er würde mich noch schlimmer behandeln, wenn er wüßte, daß ich Ihnen diese Sachen erzählte.

— Er schlägt Dich doch aber wenigstens nicht?

— Nein, aber das wird noch kommen. Jetzt verweigert er mir nur alles! Seit fünf Jahren habe ich mir keine Hemden gekauft. Gestern hab ich sie ihm gezeigt, sie sind so abgetragen und so voll Flicken und Stopfen, daß ich mich schäme, sie zu tragen. Er hat sie angesehen, hat sie befühlt und dann gesagt, daß sie noch ganz gut bis zum nächsten Jahre gehen könnten. Ich besitze nicht einen Centime; wegen zwanzig Sous muß ich betteln und weinen. Gestern hab' ich mir von Rose zwei Sous leihen müssen, um Garn zu kaufen. Ich hab' mir meine Handschuhe geflickt, die auf allen Seiten entzwei gingen.

Frau Rougon beklagte sie, ermunterte sie zum Widerstande. Mouret wäre ein Ungeheuer. Rose sagte, er triebe den Geiz so weit, daß er die Birnen auf dem Speicher und die Zuckerstückchen in den Schränken zähle, das Eingemachte unter Aufsicht nehme und sich selbst nur von den Brotkrusten vom verflossenen Tage sättige.

Martha ging es besonders nahe, daß sie zu den Almosenspenden für die Kirche Saint=Saturnin nichts mehr beisteuern konnte: sie versteckte Zehnsousstücke zwischen Papieren, die sie mit Ängstlichkeit

für die sonntäglichen Hauptmessen aufbewahrte. Wenn die Patronatsdamen des Werkes der Jungfrau jetzt der Kathedrale irgend ein Geschenk darreichten, ein silbernes Kreuz, ein Banner oder ein Hostiengefäß, war sie ganz beschämt; sie ging ihnen aus dem Wege, und that so, als wisse sie nichts von ihrem Vorhaben. Die Damen beklagten sie sehr. Sie würde ihren Mann bestohlen haben, wenn sie den Schlüssel zum Sekretär gefunden hätte, so sehr quälte sie das Bedürfnis, diese Kirche zu schmücken.

Rose, welche ihre Vertraute wurde, sann darauf, Geld für sie zu beschaffen. Sie ließ die schönsten Früchte aus dem Garten verschwinden und verkaufte sie. Sie schaffte auch einen Haufen alten Mobiliars vom Speicher und löste aus ihm einen Betrag von dreihundert Franks, die sie mit triumphierender Miene Martha einhändigte. Diese umarmte und küßte die alte Köchin.

— Ach! wie gut Du bist! sagte sie, die Köchin duzend. Du bist doch wenigstens sicher, daß er nichts gesehen hat? Ich habe gestern in der Rue Orfèvres kleine Meßkännchen aus getriebenem Silber gesehen; sie kosten zweihundert Franks. Du wirst mir einen Dienst erweisen; nicht wahr? Ich mag sie nicht allein kaufen, weil man mich in dem Laden sehen könnte. Sage Deiner Schwester, daß sie sie holen soll; sie mag sie in der Nacht herbringen, mag sie Dir durch das Küchenfenster reichen.

Für die ihr nach diesem Kaufe übrig bleibenden hundert Franks fand Martha einen sicheren Versteck. Sie wurde nun ebenfalls geizig; sie berechnete den Verbrauch dieses Geldes, kaufte jeden Morgen eine neue Sache. Da sie sich sehr zaudernd verhielt, so sagte ihr Rose eines Tages, daß Frau Trouche sie privatim zu sprechen begehre. Olympe, welche sich stundenlang in der Küche aufhielt, war die vertraute Freundin von Rosa geworden, von welcher sie oft einmal vierzig Sous entlieh, um nicht die zwei Treppen hinaufsteigen zu müssen, an Tagen, wenn sie ihr Portemonnaie vergessen zu haben behauptete.

— Gehen Sie doch mit ihr hinauf! meinte die Köchin; Sie werden doch besser mit ihm reden können. Es sind brave Leute, die den Herrn Pfarrer aus ganzem Herzen lieben. Sie haben

viele Sorgen durchgemacht; gehen Sie zu ihr. Es bricht einem das Herz, was mir Frau Olympe alles erzählt hat.

Martha fand Olympe in Thränen. Sie war zu gutmütig; man hätte sie immer gemißbraucht. Und sie erzählte ein Langes und Breites von ihren Geschäften in Besançon, wo ihnen die Schurkerei eines Teilhabers schwere Schulden auf den Hals geladen hätte. Das Schlimmste wäre, daß die Gläubiger ungeduldig würden. Sie hätte eben einen groben Brief bekommen, in welchem man ihr drohte, an den Maire und an das Bistum von Plassans zu schreiben.

— Ich bin bereit, alles zu ertragen, setzte sie schluchzend hinzu; aber meinen Kopf möchte ich lieber hingeben, als daß mein Bruder bloßgestellt würde. Er hat schon zu viel für uns gethan. Ich mag ihm nichts davon sagen; denn er ist nicht reich, er würde sich unnötig quälen . . . Lieber Gott! wie soll ich diesen Mann verhindern, daß er hierher schreibt? Man müßte ja vor Schande in die Erde sinken, wenn ein solches Schreiben an die Mairie und an das Bistum gelangte. Ja! ich kenne meinen Bruder; er würde sterben vor Scham!

Da traten Martha die Thränen in die Augen. Sie war ganz blaß; sie drückte Frau Olympe die Hände. Dann bot sie derselben, ohne daß sie um etwas gebeten worden war, ihre hundert Franks an.

— Das ist allerdings wenig; aber vielleicht kann es die Gefahr beseitigen? fragte sie mit Angst.

— Hundert Franks! hundert Franks! sagte Olympe; nein, nein, mit hundert Franks wird er sich niemals zufrieden geben!

Martha geriet in Verzweiflung. Sie gelobte hoch und teuer, daß sie nicht mehr besäße. Sie vergaß sich soweit, daß sie von den Meßkännchen sprach. Wenn sie diese nicht gekauft hätte, so hätte sie ihr die dreihundert Franks geben können.

— Dreihundert Franks! das ist's gerade, was er verlangt! antwortete sie. O! Sie würden meinem Bruder einen größern Dienst erwiesen haben, wenn Sie ihm dieses Geschenk nicht machten, das übrigens doch der Kirche verbleibt. Wieviel schöne Sachen haben ihm die Damen von Besançon gebracht! Heute ist er deshalb um

keinen Pfifferling reicher. Geben Sie nichts weiter! das ist die reine Spitzbüberei! Ziehen Sie mich zu Rate! Es giebt so viel, so sehr viel verborgenen Jammer! Nein, hundert Franks werden nimmer reichen.

Nachdem sie eine halbe Stunde noch geklagt und gejammert hatte, sah sie endlich ein, daß Martha wirklich bloß hundert Franks besaß, und entschloß sich zur Annahme derselben.

— Ich will sie diesem Blutsauger schicken, damit er sich beruhige, sprach sie leise; aber er wird nicht lange Ruhe halten. Und vor allen Dingen bitte ich Sie: sagen Sie meinem Bruder nichts davon! es würde ihn umbringen, wenn er so etwas erführe! Es ist auch besser, wenn mein Mann von unsern kleinen Geschäften nichts erfährt. Er ist so stolz, daß er allerhand Dummheiten begehen könnte, um einer solchen Schuld sich zu entledigen. Wir Frauen verstehen uns immer!

Martha war sehr glücklich über dieses Darlehen. Von jetzt an hatte sie eine neue Sorge; von dem Abbé Faujas die ihn bedrohende Gefahr abzuwenden, ohne daß er es bemerkte. Sie ging oft zu Trouches hinauf, verbrachte ganze Stunden dort, um mit Olympe das Mittel zur Bezahlung der Schulden zu suchen. Diese hatte ihr erzählt, daß zahllose Wechsel durch den Priester geriert worden seien, daß der Skandal schrecklich werden würde, wenn diese Wechsel einem Gerichtsvollzieher in Plassans zur Vollstreckung übergeben würden. Die Ziffer dieser Schulden wäre so groß, daß sie es nicht zu sagen wage. Eines Tages endlich sprach sie, als Martha sie heftig bedrängte, von zwanzigtausend Franks. Martha fuhr vor Schreck in sich zusammen. Zwanzigtausend Franks zu beschaffen, würde sie niemals imstande sein. Mit starren Blicken dachte sie, daß man auf Mourets Tod warten müsse, um über eine solche Summe verfügen zu können.

— Ich sage zwanzigtausend Franks in Bausch und Bogen, beeilte Olympe sich hinzuzufügen, beunruhigt durch Martha's ängstliche Miene; aber wir würden uns ja zufrieden geben, diesen Betrag innerhalb zehn Jahren, in Teilzahlungen, zu tilgen. Die Gläubiger würden warten, so lange man wollte, wenn sie wüßten, daß sie ihr

Geld regelmäßig empfangen würden . . . Es ist recht verdrießlich, daß wir hier niemand gefunden haben, der soviel Vertrauen zu uns besäße, uns mit den nötigen Vorschüssen an die Hand zu gehen.

Dies war das gewöhnliche Gesprächsthema. Olympe sprach auch oft von dem Abbé Faujas, welchen sie zu vergöttern schien. Sie erzählte Martha allerhand vertrauliche Dinge über ihn und von ihm: daß er nur auf der linken Seite schlafen könne, daß er auf der rechten Schulter eine Erdbeere habe, die im Mai rot würde wie eine natürliche Frucht. Martha lächelte und ward nie müde, diese Geschichten zu hören; sie befragte die junge Frau von ihrer und ihres Bruders Kinderzeit; und wenn dann die Rede wieder auf die Geldangelegenheit kam, so war sie wie von Sinnen über ihre Machtlosigkeit. Sie erging sich in bitteren Klagen über Mouret, welchen Frau Trouche, die immer kühner ward, schließlich in ihrer Gegenwart nicht mehr anders nannte, als den „alten Geizkragen". Manchmal saßen die beiden Frauen noch zusammen, wenn Trouche aus seinem Büreau heimkehrte; dann schwiegen sie, redeten von anderen Dingen. Trouche bewahrte ein würdiges Schweigen. Die Patronatsdamen waren sehr zufrieden mit ihm; man sah ihn niemals in einem Kaffeehause.

Martha trieb nun, um Olympe zu Hilfe zu kommen, die an manchen Tagen davon sprach, sich zum Fenster hinauszustürzen, Rose förmlich dazu an, alles alte Gerümpel, das unnütz die Ecken füllte, bei einem Tröbler des Ortes zu verschachern. In der ersten Zeit waren die beiden Frauen noch schüchtern; sie ließen nur während Mourets Abwesenheit die wackeligen Stühle und Tische fortschaffen. Später wagten sie sich an wertvollere Gegenstände, verkauften Porzellan, Schmucksachen, alles was verschwinden konnte, ohne viel Aufsehen zu machen, ohne eine zu große Leere zu hinterlassen. Sie waren auf einer verhängnisvollen Bahn und würden schließlich zum Verkaufe alles im Hause Befindlichen gekommen sein, wenn Mouret nicht eines Tages Rose des Diebstahls geziehen und mit der Polizei bedroht hätte.

— Ich eine Diebin! Herr! hatte die Köchin da ausgerufen. Geben

Sie wohl Acht auf ihre Reden! Weil Sie gesehen haben, daß ich einen Ring verkauft habe, der Madame Mouret gehören soll? Nun, der Ring war mein Eigentum; die Frau hatte ihn mir geschenkt; die Frau ist keine so geizige Seele wie Sie! Sie freilich schämen sich nicht, Ihrer Frau jeden Pfennig zu rauben! Sie hat ja nicht einmal Schuhe anzuziehen. Gestern hab' ich die Milchfrau aus meiner Tasche bezahlt. Nun ja! ich habe ihren Ring verkauft. Was ist denn dabei? Gehört denn dieser Ring nicht ihr? Sie kann ihn doch wohl zu Gelde machen, wenn Sie ihr alles verweigern. Ich möchte die ganze Butike verkaufen, verstehen Sie? die ganze Butike. Das ist ja garnicht mehr mit anzusehen, das arme Weib so dürftig herumlaufen zu sehen wie Sankt Johannes in der Wüste.

Mouret übte nun eine beständige Überwachung aus; er schloß die Schränke ab und steckte die Schlüssel ein. Wenn Rose ausging, blickte er mißtrauisch auf ihre Finger, befühlte die Taschen, wenn er irgend eine verdächtige Schwellung unter ihrem Kleide zu bemerken glaubte. Gewisse Gegenstände kaufte er bei dem Trödler zurück und stellte sie wieder an ihren Platz, wischte sie ab, säuberte sie sorgsam und in Gegenwart von Martha, um ihr die Diebstähle Rose's in das Gedächtnis zu rufen. Niemals machte er ihr einen direkten Vorwurf; besonders quälte er sie mit einer Karaffe aus geschliffenem Kristall, die von der Köchin für zwanzig Sous verkauft worden war. Die Köchin mußte sie ihm bei jeder Mahlzeit auf den Tisch stellen. Eines Morgens ließ sie die Karaffe aus Ärger vor ihm auf die Erde fallen.

— Na! jetzt ist sie entzwei, Herr! nicht wahr? rief sie ihm lachend ins Gesicht.

Und als er sie zum Hause hinausjagen wollte, rief sie trotzig:

— Versuchen Sie's doch! ich diene Ihnen jetzt fünfundzwanzig Jahre, Herr! Madame würde mit mir auf- und davongehen.

Martha, aufs äußerste getrieben, von Rose und von Olympe gehetzt, lehnte sich endlich auf. Sie mußte unbedingt fünfhundert Franks haben. Seit acht vollen Tagen heulte ihr Olympe die Ohren voll und behauptete, daß, wenn sie nicht bis zu Ende des

Monats fünfhundert Franks auftreiben könne, einer der vom Abbé Faujas gerierten Wechsel in der „Zeitung von Plassans“ zum Kauf ausgeboten werden solle. Das brachte Martha außer sich und trieb sie zum äußersten Versuche. Abends, als sie zu Bett ging, verlangte sie die fünfhundert Franks von Mouret. Und als er sie entsetzt anstarrte, da redete sie von ihren fünfzehn Jahren der Entsagung, von den in Marseille hinter dem Ladentisch zugebrachten fünfzehn Jahren der Arbeit.

— Wir haben das Geld zusammen verdient, rief sie; es gehört uns beiden. Ich verlange fünfhundert Franks.

Mouret schüttelte seine Stummheit mit einer gewaltigen Anstrengung von sich. Seine ganze geschwätzige Natur trat wieder zum Vorschein.

— Fünfhundert Franks! rief er aus. Brauchst sie wohl für Deinen Pfaffen? Ich spiele jetzt den Simpel; ich schweige, weil ich nicht allzu viel drüber reden möchte! Aber wenn Ihr glauben solltet, daß Ihr mich zum äußersten treiben könnt, so irrt Ihr Euch! . . Fünfhundert Franks! Warum nicht das Haus? ’s ist ja wahr, es gehört ihm, das Haus! Und er will das Geld! nicht wahr? Er hat Dir gesagt, Du sollst fordern von mir? . . . O, wenn ich denke, daß ich in meinem Eigentum sitze, wie in einem Walde! Man wird mir schließlich noch das Sacktuch aus der Tasche stehlen! Ich wette darauf, daß, wenn ich sein Zimmer oben durchsuchte, all’ meine armen Sachen aus seinen Schiebläden zum Vorschein kommen würden! Es fehlen mir drei Unterhosen, sieben paar Socken, vier oder fünf Hemden. Ich habe gestern Inventur gemacht. Nichts gehört mir mehr; alles verschwindet; alles geht zum Teufel! Nein, keinen Sou! verstehst Du? keinen lumpigen Sou!

— Ich will fünfhundert Franks! die Hälfte des Geldes gehört mir! wiederholte sie ruhig.

Eine ganze Stunde lang tobte Mouret und schrie sich müde an dem zwanzigmal wiederholten gleichen Vorwurf. Er kannte seine Frau nicht mehr; vor der Ankunft des Pfaffen hing sie mit Liebe an ihm, hörte auf seine Worte, nahm die Interessen des Hauses

wahr. Dann verwirrte sich seine Rede; er brach in einen Stuhl zusammen, gebrochen, schwach wie ein Kind.

— Giebst Du mir den Schlüssel zum Sekretär? fragte Martha. Da stand er auf, raffte seine Kräfte zusammen in einem letzten Aufschrei.

— Du willst alles nehmen, nicht wahr? willst Deine Kinder auf Stroh betten, uns keinen Bissen Brot mehr lassen? Nun, so nimm's! nimm alles! rufe Rose herbei, daß sie sich die Schürze fülle! Da! da hast Du den Schlüssel!

Und er warf ihr den Schlüssel hin, den sie unter dem Kopfkissen verbarg. Sie war leichenblaß von diesem Streit, dem ersten heftigen Streit, welchen sie mit ihrem Manne gehabt hatte. Sie legte sich zu Bett; er verbrachte die Nacht in dem Stuhle. Gegen Morgen hörte sie ihn schluchzen. Sie würde ihm den Schlüssel zurückgegeben haben, wenn er nicht wie ein Irrsinniger in den Garten hinausgerannt wäre, obwohl es noch finstere Nacht war.

Der Frieden schien sich wieder einzufinden. Der Schlüssel zum Sekretär hing an einem Nagel, neben dem Spiegel. Martha, die nicht gewöhnt war, große Summen auf einmal zu sehen, hatte eine Art von Scheu vor dem Gelde. Sie zeigte sich in der ersten Zeit immer äußerst schüchtern, beschämt, wenn sie die Schublade aufzog in welcher Mouret immer ein Dutzend von Tausendfranks-Scheinen verwahrt hielt für seine Weinkäufe. Sie nahm immer nur das, was sie brauchte. Olympe gab ihr übrigens treffliche Ratschläge, nachdem sie nun den Schlüssel besaß, mußte sie sich sparsam zeigen. Sie hörte sogar eine Zeitlang auf, als sie Martha zittern und bebend vor dem „Schatzkästlein" stehen sah, ihr von den Schulden und Wechseln von Besançon zu erzählen.

Mouret verfiel in ein trübsinniges Schweigen. Er hatte einen Schlag bekommen, der heftiger war als der erste, den ihm Serges Eintritt ins Seminar beigebracht hatte. Seine Freunde vom Corso Sauraire, die kleinen Rentiers, die regelmäßig von vier bis sechs Uhr einen Gang um die Stadt machten, fingen an sich ernstlich seinetwegen zu beunruhigen, wenn sie ihn mit schlotternden Armen,

stierem Blicke, wortkarg, gleichsam befallen von einem unheilbaren Übel, daherkommen sahen.

— Es geht bergab mit ihm! es geht bergab! flüsterten sie einander zu. Mit vierundvierzig Jahren! das ist nicht zu begreifen! Im Kopfe scheint's nicht richtig mit ihm zu sein!

Er schien die Anspielungen nicht mehr zu hören, die man oft böswillig in seiner Gegenwart machte. Wenn man ihn direkt nach dem Abbé Faujas fragte, so errötete er jäh, antwortete, daß er ein guter Mieter wäre, der seinen Zins auf die Stunde bezahlte. Hinter seinem Rücken, auf irgend einer Bank des Corso, verhöhnten ihn die kleinen Rentiers.

— Er hat schließlich bloß bekommen, was er verdient, meinte ein ehemaliger Mandelnhändler; besinnt Ihr Euch wohl noch, wie er hinter dem Pfaffen her war? er sang ihm ja Loblieder durch ganz Plassans. Wenn man ihn heute auf den würdigen Herrn zu sprechen bringt, da schneidet er ein merkwürdiges Gesicht!

— Mag sein wie's will, erwiderte ein Gerbermeister halblaut; Mouret ist nicht recht gescheit. Ich hätte den Pfaffen längst zum Hause hinausgeworfen.

Und alle erklärten bündig, daß Mouret nicht recht gescheit mehr sei: Mouret, der sich über die Ehemänner immer so lustig gemacht hatte, die von ihren Frauen genasführt wurden.

In der Stadt gingen diese Schmähungen, trotz der Hartnäckigkeit, mit welcher sie von gewissen Personen verbreitet zu werden schienen, über einen gewissen Kreis von Müßiggängern und Schwatzmicheln nicht hinaus. Wenn der Abbé darauf verzichtet hatte, in dem Pfarrhause seine Wohnung zu nehmen, und bei Mourets geblieben war, so konnte das, wie er selbst sagte, nur aus Anhänglichkeit an den schönen Garten, in welchem er sein Brevier mit so ruhiger Sammlung lesen konnte, geschehen sein. Seine erhabene Frömmigkeit, sein strenges Leben, seine Mißachtung jeglicher Gefallsüchtelei, welche die Priester so häufig sich gestatten, erhob ihn weit über allen Argwohn. Die Mitglieder des „Jugendringes" beschuldigten den Abbé Fenil, am Verderben des Abbés Faujas zu arbeiten. Die ganze Neustadt übrigens gehörte ihm. Er hatte

gegen sich nur das Stadtviertel Saint-Marc, dessen adlige Bewohner sich reserviert hielten, wenn sie ihn in den Zimmern Seiner Hochwürden des Herrn Rousselot trafen. Indessen schüttelte er, wenn ihm die alte Frau Rougon sagte, daß er nun alles wagen dürfe, noch immer den Kopf.

— Es ist noch nichts Festes! sprach er dann leise; ich kann mich noch auf niemand verlassen. Ein Strohhalm kann das Gebäude zum Falle bringen.

Martha machte ihm seit einiger Zeit Unruhe. Er fühlte seine Ohnmacht, dieses Frömmigkeits-Fieber zu stillen, welches sie verzehrte. Sie entwischte ihm, verweigerte ihm den Gehorsam, stürzte sich weiter vor, als es in seinem Willen lag. Diese so nützliche Frau, diese geachtete Patronatsdame, konnte ihn verderben. Es tobte eine Flamme in ihrem Innern, welche ihre Gestalt knickte, ihr die Haut färbte, ihr die Augen rötete. Es war wie ein wachsendes Übel, eine Verrückung des ganzen Wesens, die allmählich sich des Gehirns und des Herzens bemächtigte. Ihr Gesicht strahlte förmlich in Verzückung, ihre Hände reckten sich mit nervösem Beben. Ein trockener Husten schüttelte bisweilen ihren ganzen Leib, ohne daß sie seine vernichtende Wirkung zu spüren schien. Und er — er wurde immer härteren Gemüts; er stieß diese Liebe von sich fort, die sich ihm darbot; er untersagte ihr, nach Saint-Saturnin zu kommen.

— Die Kirche ist eiskalt, sagte er; Sie husten zu viel. Ich will nicht, daß ihre Krankheit sich verschlimmere.

Sie beteuerte, daß es nichts auf sich hätte, daß es eine bloße Reizung des Kehlkopfs sei. Dann beugte sie sich, nahm dieses Verbot, zur Kirche zu gehen, hin wie eine verdiente Züchtigung, die ihr das Thor des Himmels verschloß. Sie schluchzte; sie hielt sich für verdammt, schleppte ihre Tage in der Einsamkeit dahin; und wenn der Freitag kam, dann konnte sie nicht anders: sie schlüpfte demutsvoll wieder nach der Kapelle Saint-Michel und lehnte ihre heiße Stirn gegen das Holz des Beichtstuhles. Sie sprach nicht mehr, sie blieb dort zermalmt liegen, während der Abbé Faujas,

in Zorn geratend, sie grob abkanzelte als unreine Dirne. Er hieß sie gehen. Und dann ging sie, erleichterten Herzens.

Der Priester hatte Furcht vor den finsteren Schatten der Kapelle Saint-Michel. Er zog den Doktor Porquier zu Rate, und dieser bestimmte Martha, in dem kleinen Beetsaale des Werkes der Jungfrau, in der Vorstadt, zur Beichte zu gehen. Der Abbé Faujas versprach, sie dort alle vierzehn Tage, am Sonnabend, zu erwarten. Dieser Beetsaal war ein großes, weißgetünchtes Zimmer mit vier ungeheuren Fenstern, hell und freundlich; und darauf baute er, um die überreizte Einbildungskraft seines Beichtkindes zu besänftigen. Dort hoffte er, eine unterwürfige Sklavin aus ihr zu machen, ohne Furcht vor möglichem Ärgernis. Übrigens verlangte er, um jedem häßlichen Gerücht die Spitze abzubrechen, daß die Mutter Martha begleite. Während er die Beichte der letztern hörte, blieb Madame Faujas an der Thüre. Die alte Dame, welche ihre Zeit immer nützlich anzuwenden liebte, brachte immer einen Strickstrumpf mit und saß denn da und strickte.

— Mein teures Kind! sprach sie oft, wenn sie zusammen nach der Rue Balande zurückkehrten; ich habe heute Ovide recht laut sprechen hören. Sie können ihn also nicht zufriedenstellen? Sie lieben ihn also nicht? Ach! wie gern möchte ich an Ihrem Platze sein, um ihm die Füße zu küssen... Ich werde Sie schließlich verabscheuen lernen, wenn Sie nichts anderes verstehen, als ihm Kummer zu bereiten. Martha neigte das Haupt. Sie empfand eine große Beschämung vor Madame Faujas. Sie liebte die Alte nicht, war eifersüchtig auf sie, weil sie immer zwischen ihr und dem Priester stand. Dann schmerzten sie die finsteren Blicke der alten Dame, denen sie unaufhörlich begegnete, und die immer voll waren von fremdartigen, beunruhigenden Anempfehlungen und Andeutungen.

Der schlimme Stand von Martha's Gesundheit war hinreichend, um ihre Zusammenkünfte mit dem Abbé Faujas in dem Beetsaale des Werkes der Jungfrau zu erklären. Der Doktor Porquier versicherte, daß sie lediglich einer ärztlichen Verordnung von ihm gehorche. Dieses Wort rief eine sehr heitere Stimmung unter den Spaziergängern des Corso hervor.

XV.

Desirée lachte, im Alter von siebzehn Jahren, noch immer in der unbefangenen harmlosen Weise des Kindes. Sie war ein großes hübsches Kind geworden, dick und stark, mit den Armen und Schultern des entwickelten Weibes. Sie gedieh wie eine kräftige Pflanze, die sich des Wachstums freute, unbesorgt über das Unglück, welches das Haus leerte und verfinsterte.

— Du lachst ja nicht? rief sie dem Vater zu; willst Du Pferd spielen? Komm, das macht Spaß!

Sie hatte ein ganzes Gartenviereck in ihren Besitz genommen; sie harkte, pflanzte Gemüse, begoß den Rasen. Dann hatte sie nach Hühnern verlangt, die ihr Gemüse fraßen, Hühner, die sie mit Mutterliebe pflegte und auszankte. Bei diesen Spielen auf dem Erdboden, mitten unter Tieren beschmutzte sie sich schrecklich.

— Das ist eine wahre Plage! rief Rose. Vor allen Dingen soll sie mir nicht mehr in die Küche kommen; sie schleppt ja überall Schmutz und Kot hin . . . Na, Frau Mouret, Sie geben sich viel zu viel Mühe mit diesem Schmutzbarthel; ich an ihrer Stelle ließe sie im Kot patschen, soviel sie wollte.

Martha gab in ihrem Frömmigkeitsfieber nicht mehr acht darauf, ob Desirée frische Wäsche anzog. Das Kind trug manchmal drei Wochen lang dasselbe Hemd auf dem Leibe; ihre Strümpfe hatten keine Hacken mehr; ihre Röckchen hingen in Fetzen. Mouret mußte eines Tages zur Nadel greifen; das hinten von oben bis unten aufgerissene Kleid deckte die Blöße nicht mehr.

Martha bekam schließlich eine Art Widerwillen gegen sie. Wenn sie aus der Messe kam, in ihrem Haar die unbestimmten Wohlgerüche der Kirche nach Hause tragend, ward sie abgestoßen durch den stechenden Erdgeruch, welchen das Kind an sich hatte. Sie schaffte sie gleich nach dem Frühstück in den Garten hinaus; sie konnte sie nicht um sich leiden; diese kräftige Gesundheit, dieses helle Lachen, was an allem Freude fand, beängstigte sie.

— Ach Gott! welch eine Last ist doch dieses Kind! sprach sie manchmal leise, mit einer Miene gänzlicher Ermattung.

Mouret erwiderte dann zornig:

— Wenn sie Dich belästigt, so kann man sie ja vor die Thüre setzen, wie die beiden anderen!

— Wirklich! ich würde mehr Ruhe haben, wenn sie nicht da wäre! antwortete Martha bündig.

Als der Sommer zu Ende ging, erschrak Mouret eines Nachmittags heftig, daß er Desirée nicht mehr hörte, nachdem sie ein paar Minuten vorher noch lustig im Garten herumgesprungen war. Er lief herbei und fand sie am Boden liegend, gestürzt von einer Leiter, auf die sie hinaufgestiegen war, um Feigen zu pflücken. Die Buchsbaumsträucher hatten glücklicherweise ihr Fallen abgeschwächt. Mouret hob sie erschreckt auf und rief um Hilfe. Er glaubte, sie sei tot; aber sie kam wieder zu sich, sagte, sie hätte sich nicht weh gethan und wollte wieder auf die Leiter klettern.

Martha war auf die Terrasse gekommen. Als sie Desirée lachen hörte, ward sie böse.

— Dieses Kind wird mich noch unter die Erde bringen, rief sie; sie versteht nichts weiter, als einem Angst und Kummer zu machen.

— Soviel ist sicher bekräftigte Rose, sie ist eine schreckliche Last! und daß man sie jemals durch Verheiratung los würde, davon kann doch keine Rede sein!

Mouret fühlte einen Stich im Herzen. Er hörte sie an und sah sie an, aber er gab keine Antwort, er blieb im Garten mit dem Kinde allein. Bis zum Einbruch schienen sie traulich mit einander zu plaudern. Am anderen Morgen waren Martha und Rose vom Hause abwesend; sie hörten in einer, dem heiligen Januarius geweihten Kapelle, eine Stunde von Plassans, zu welcher alle fromme Frauen der Stadt an diesem Tage pilgerten, die Messe. Als sie heimkehrten, trug die Köchin in Eile ein kaltes Frühstück auf. Martha aß schon einige Minuten, als sie bemerkte, daß ihre Tochter nicht am Tische saß.

— Hat denn Desirée keinen Hunger? fragte sie.

— Desirée ist nicht mehr da, sagte Mouret, der keinen Bissen anrührte; ich habe sie heute früh nach Saint-Eutrope geführt, zu ihrer Amme.

Martha legte die Gabel beiseite; sie war erblaßt, fühlte sich gekränkt, zurückgesetzt.

— Du hättest mich wohl fragen können, erwiderte sie.

Aber er fuhr fort, ohne direkt zu antworten:

— Sie ist dort gut aufgehoben. Die brave Frau liebt sie und wird sie treu hüten. Auf diese Art wird Dich das Kind nicht mehr belästigen.

Und als sie sich stumm verhielt, setzte er hinzu:

— Wenn Dir das Haus noch nicht ruhig genug erscheint, so darfst Du's mir nur sagen, und ich gehe auch fort.

Sie richtete sich halb empor. Ein Schimmer glitt über ihre Augen. Er hatte sie so grausam getroffen, daß sie die Hand ausstreckte, in der Absicht, ihm die Flasche an den Kopf zu schleudern. In dieser so lange Zeit unterwürfigen Natur wehte ein ungekannter Zorn; Haß erwuchs in ihrem Herzen gegen diesen Menschen, der unaufhörlich um sie her war, gleich einem Gewissensbissen. Sie machte sich wieder an das Essen, mit auffälligem Eifer, ohne noch ein Wort von ihrem Kinde zu sprechen. Mouret hatte seine Serviette zusammengelegt; er blieb vor ihr sitzen, lauschte dem Geräusch ihrer Gabel, sah sich langsam in dieser, vor Zeiten so fröhlichen und jetzt so leeren, öden Eßstube um. Thränen traten ihm in die Augen, als Martha von Rose den Nachtisch verlangte.

— Sie haben guten Appetit, Frau Mouret? nicht wahr? sagte sie, einen Obstteller vor sie setzend. Wir sind aber auch tapfer gelaufen! Wenn der Herr anstatt den Heiden zu spielen, mit uns gegangen wäre, würde er den Hammelschenkel Ihnen nicht allein vergönnt haben!

Sie wechselte die Schüsseln unter fortwährendem Schwatzen.

— Sie ist recht hübsch, die Januarius-Kapelle, aber zu klein. Sie haben doch gesehen, wie's den Damen gegangen ist, die zu spät gekommen sind? sie haben draußen auf dem Grase, mitten im Sonnenlicht, knieen müssen. Was ich nicht begreifen kann, ist,

daß Madame de Condamin im Wagen gekommen ist. Das ist doch dann kein Verdienst mehr, einen Pilgergang zu thun! Wir haben einen ganzen Vormittag damit zugebracht; nicht wahr, Frau Mouret?

— Ja, einen ganzen Vormittag, wiederholte Martha. Der Abbé Mousseau hat wirklich vorzüglich gepredigt!

Als Rose nun ihrerseits die Abwesenheit des Kindes bemerkte, und vernommen hatte, daß sie fortgeschafft worden sei, rief sie aus:

— Na, meiner Treu! da hat der Herr einen guten Einfall gehabt! sie hat mir alle Kasserollen weggeschleppt, um ihren Salat zu begießen. Jetzt wird man doch ein bißchen aufatmen können!

— Gewiß! meinte Martha, eine Birne schälend.

Mouret war dem Ersticken nahe. Er ging aus der Eßstube, ohne auf Rose zu hören, die ihm zurief, daß der Kaffee sofort fertig sein würde. Martha aß, obgleich sie nun allein in der Eßstube war, ruhig ihre Birne auf.

Madame Faujas kam herab, als die Köchin den Kaffee auftrug.

— Kommen Sie doch herein! forderte die letztere sie auf; Sie können Frau Mouret Gesellschaft leisten und des Herrn Tasse trinken, der davongelaufen ist wie ein Verrückter.

Die alte Dame setzte sich an Mourets Platz.

— Ich dachte, Sie tränken überhaupt nicht Kaffee? ließ sie fallen, indem sie Zucker nahm.

— Ja, früher, erwiderte Rose, als der Herr die Börse führte. Jetzt wäre die Frau doch schön dumm, wenn sie sich versagen wollte, was ihr gut schmeckt.

Sie plauderten eine reichliche Stunde. Martha wurde weich gestimmt und erzählte schließlich Frau Faujas ihren Kummer; ihr Mann hätte ihr eben einen schrecklichen Auftritt bereitet wegen ihrer Tochter, die er in einem plötzlichen Einfall zu der Amme geschafft hätte. Und sie verwahrte sich, beteuerte, daß sie mit großer Liebe an dem Kinde hänge, und es wiederholen werde.

— Sie war ein bißchen geräuschvoll, deutete Frau Faujas an. Ich habe Sie recht oft beklagt. Mein Sohn würde schließlich darauf

verzichtet haben, sein Brevier im Garten zu lesen; sie summte ihm manchmal recht sehr den Kopf voll.

Von diesem Tage an sprachen Martha und Mouret kein Wort mehr bei Tische. Der Herbst war sehr naß; die Eßstube blieb eintönig, traurig, mit den beiden einsamen, durch die Breite des großen Tisches geschiedenen Gedecken. Der Schatten erfüllte die Winkel; die Kälte fiel von der Decke nieder. Es war, wie Rose sagte, gerade wie in einem Grabe.

Als die erste Kälte eintrat, bot die Köchin, welche sich bei Frau Faujas beliebt zu machen suchte, ihr an, in Mourets Küche mitzukochen. Mit einem Töpfchen heißen Wassers nahm das seinen Anfang; sie hätte gerade kein Feuer und der Abbé wollte sich rasch rasieren. Dann borgte sie sich Plättstähle, benutzte ein paar Kasserollen, bat um die Bratpfanne, um eine Schöpsenkeule braten zu können; und da sie oben keinen eigentlichen Bratherd hatte, so nahm sie zuletzt Rose's Anerbieten an, die rasch ein Rebholzfeuer anmachte, und briet sich bei Mourets einen ganzen Schöps.

— Genieren Sie sich doch nicht! munterte die Köchin sie auf, den Braten selbst wendend. Die Küche ist doch groß genug; nicht? Ich weiß überhaupt nicht, wie Sie bis jetzt da oben zurechtgekommen sind! ich hätte von dem gebückten Stehen bei dem Kochen im Ofen längst Schlagflüsse bekommen. Es ist wirklich zu albern von Herrn Mouret! man vermietet doch keine Wohnung ohne Küche.

Allmählich kam es so weit, daß Madame Faujas ihr Mittag- und Abendessen bei Mourets kochte. In der ersten Zeit brachte sie Kohlen, Öl, Gewürz mit herunter. Nachher, wenn sie das eine oder andere vergessen hatte, wollte die Köchin nicht leiden, daß sie wieder hinaufgehe, und nötigte sie, aus dem Schranke zu nehmen, was sie brauchte.

— Da ist Butter! Die Messerspitze, die Sie davon brauchen, wird uns nicht arm machen. Frau Mouret würde mich auszanken, wenn ich Ihnen nicht zur Hand ginge.

Und nun bildete sich zwischen Rose und Frau Faujas eine innige Freundschaft; die Köchin war entzückt, immer jemand um sich zu haben, der ihr Geschwätz anzuhören bereit war, während sie

ihre Saucen braute. Sie harmonierte übrigens ganz wunderbar mit der Mutter des Priesters, deren Kattunkleider, hartes Gesicht, volkstümliche Derbheit sie nahezu auf gleichen Fuß mit ihr setzten. Madame Faujas erlangte bald eine unbedingte Herrschaft in der Küche; sie behielt ihr unerforschliches Wesen bei, sagte nur was sie sagen wollte, und ließ sich alles erzählen, was sie zu wissen wünschte. Sie bestimmte, was Mourets zu Mittag aßen, kostete vor ihnen die Gerichte, welche sie ihnen schickte; oft sogar machte Rose für den Abbé eine besondere Leckerspeise zurecht: Äpfel in Zucker, Reiskuchen, Fruchtauflauf. Die Vorräte vermischten sich, die Kasserollen gerieten durcheinander, die beiden Gerichte nicht minder, so daß schließlich die Köchin in dem Augenblicke des Auftragens lachend ausrief:

— Sagen Sie mal, Frau Faujas; gehören die Eier auf der Pfanne Ihnen? oder nicht? ich weiß es wirklich nicht!... Meiner Treu! es wäre doch gescheiter, man äße zusammen!

Am Allerheiligen Tage verzehrte der Abbé Faujas sein Frühstück zum erstenmale in Mourets Eßstube. Er hatte es sehr eilig, mußte nach Saint-Saturnin zurückkehren. Martha ließ ihn, damit er sich nicht versäume, an dem Eßtisch Platz nehmen, indem sie sagte, daß seine Mutter dann nicht zwei Stock hinauf zulaufen brauche. Acht Tage später war es zur Gewohnheit geworden, daß die Faujas zu jeder Mahlzeit herunterkamen, sich an den Tisch setzten, sogar den Kaffee unten tranken. An den ersten Tagen blieben die beiden Küchen noch getrennt; dann fand Rose eine solche Trennung „höchst albern", und erklärte, daß sie für vier Personen gerade so gut kochen könne wie für zwei, und daß sie sich mit Frau Faujas hinüber verständigen würde.

— Sie brauchen garnicht zu danken! erklärte sie Frau Faujas. Es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie herunterkommen und die Frau unterhalten. Ich mochte schon gar nicht in die Eßstube gehen; mir wars immer, als ginge ich zu einer Leiche. Wenn der Herr Mouret jetzt noch mault, um so schlimmer für ihn! Er wird bloß allein noch maulen!

Der Herd knisterte, die Stube war warm; es war ein famoser

Winter. Niemals hatte Rose ein Tischtuch von schneeigerer Weiße aufgedeckt; sie stellte den Stuhl des Herrn Pfarrers in die Nähe des Ofens, so daß er ihm den Rücken wärmte; hielt sein Glas, sein Messer, seine Gabel unter besonderer Obhut, achtete, sobald das Tischtuch das kleinste Fleckchen hatte, darauf, daß dasselbe nicht auf seinen Platz zu liegen kam. Wenn sie ein Gericht auftrug, das er gern aß, so benachrichtigte sie ihn zuvor, damit er sich an anderen Speisen nicht satt esse, bereitete ihm oft eine Extraspeise, und zeigte Martha, welche beim Vorlegen immer zuerst den Herrn Pfarrer bedachte, mit dem Finger die Stückchen, welche sie für die besten hielte. Während Rose ihm ein gesticktes Kissen unter die Füße schob, bestand Martha darauf, daß er seine Flasche Bordeaux und ein Weißbrot erhielt — ein kleines goldgelbes Brötchen, das sie täglich bei dem Bäcker für ihn bestellte.

Und Mouret, der seiner Frau gegenübersaß, ward vergessen. Er saß da, die Hände am Tischrande wie ein Kind, und wartete, bis Martha an ihn zu denken die Freundlichkeit hatte. Sie bediente ihn immer zuletzt, trug ihm auf, was der Löffel faßte, und immer kärglich. Er aß immer mit Unbehagen. Er fühlte, daß Frau Faujas ihn ansah, wenn er sich Brot abschnitt. Er überlegte immer erst eine Zeitlang, bevor er sich Wein einzugießen getraute. Einmal vergriff er sich und goß sich drei Fingerhüte von dem Wein des Herrn Pfarrers ein. Das war eine schöne Geschichte! Rose warf ihm diese drei Fingerhüte Wein vier Wochen lang vor. Wenn sie eine Mehlspeise oder ein Backwerk auf den Tisch brachte, rief sie:

— Ich will, daß der Herr davon koste. Er hat mir nie ein gutes Wort gesagt. Einmal hat er gescholten, ich hätte die Rum-Omelette verbrannt. Da hab' ich ihm zugerufen: „Für Sie sollen sie immer verbrannt werden." Hören Sie, Frau Mouret! geben Sie dem Herrn nichts davon!

Und mit allerhand Neckereien drangsalierte sie ihn. Sie setzte ihm die zerbrochenen Teller hin, ließ Fasern vom Aufwaschbast in seinem Glase, stellte den Wein, das Salz und das Brot an das andere Tischende. Mouret aß keine Speisen ohne Senf; er kaufte beim Gewürzhändler die Büchsen selbst, aber Rose ließ sie regel-

mäßig verschwinden unter dem Vorwande, daß „das Zeug so häßlich röche, daß es nicht auszuhalten sei.“ Die Entbehrung des Senfs war genügend, ihm seine Mahlzeiten zu verderben. Was ihn aber noch mehr ärgerte, was ihm allen Appetit am Essen raubte, war der Umstand, daß er von seinem Platze vertrieben worden war, von dem Platze, den er seit je vor dem Fenster inne gehabt hatte, und den man als den angenehmsten dem Priester zugewiesen hatte. Jetzt hatte er die Thür vor Augen; es war ihm, als säße er bei fremden Leuten am Tische, seitdem er nicht mehr bei jedem Bissen einen Blick auf seine Obstbäume werfen konnte.

Martha verfuhr nicht so bissig mit ihm wie Rose. Sie behandelte ihn als armen Verwandten, den man duldet; stellte sich zuletzt so, als wisse sie nicht, daß er da sei, richtete niemals das Wort an ihn und that so, als ob der Abbé allein im Hause zu befehlen hätte. Mouret lehnte sich übrigens nicht auf gegen diese Behandlung; er tauschte ein paar höfliche Worte mit dem Priester aus, aß stillschweigend, antwortete auf die Angriffe der Köchin durch einen langen Blick und verließ, nachdem er seine Serviette sorgsam zusammengelegt hatte, immer zuerst, in der Regel schon vor dem Nachtisch, die Eßstube.

Seitdem die Faujas in dem Erdgeschoß aßen, war das zweite Stockwerk von Trouches in Besitz genommen worden. Sie vollführten jetzt einen Heidenlärm daselbst; rückten die Möbel herum, stampften auf den Dielen auf und ab, schrieen, warfen die Thüren mit Gewalt ins Schloß. Frau Faujas blickte oft, während sie in der Küche stand und schwatzte, mit besorgter Miene hinauf. Eines Nachts hörte der Abbé, der noch nicht zu Bett gegangen war, einen sonderbaren Lärm. Als er mit seinem Leuchter hinaustrat, sah er Trouche die Treppe in einem Zustande völliger Trunkenheit auf den Knieen hinaufrutschend. Er hob ihn auf mit seinem kraftvollen Arme und warf ihn in sein Zimmer. Olympe lag im Bett und las mit Ruhe einen Roman, während sie von Zeit zu Zeit aus einem auf dem Nachttische stehenden Glase Grog nippte.

— Höret! sprach der Abbé, bleich vor Zorn; morgen früh werdet

Ihr Euer Bündel schnüren und dorthin zurückreisen, wo Ihr hergekommen seid.

— Ei! warum denn? fragte Olympe, ohne sich aufzuregen; wir befinden uns doch sehr wohl.

Aber der Priester fiel ihr grob in die Rede.

— Schweige! Du bist eine Unglückliche! Du hast mir immer nur geschadet! Unsere Mutter hatte recht: ich hätt' Euch nicht aus Eurem Elend reißen sollen! Jetzt muß ich Deinen Mann von der Treppe auflesen! Es ist eine Schande! Und denk' an den Skandal, wenn man ihn in diesem Zustande sähe! . . . Ihr werdet morgen Plassans verlassen.

Olympe hatte sich aufgerichtet, um einen derben Schluck Grog zu nehmen.

— Na! Was fällt Dir denn ein? rief sie. Das wär' eine saubere Geschichte!

Trouche lachte. Er war lustig, wenn er im Rausch war. Er war soeben vergnügt in einen Lehnstuhl gesunken.

— Warum sollen wir uns denn ärgern? lallte er. Es ist ja weiter nichts, als ein kleiner Spitz; die frische Luft ist schuld daran. Und dann sind die Straßen in dieser vermaledeiten Stadt auch so holperig . . . Ich will Ihnen was sagen, Faujas: es giebt hier famose junge Bursche! Da ist zum Beispiel der Sohn vom Doktor Porquier. Sie kennen doch den Doktor Porquier? Na, wir treffen uns in einem Kaffeehause, hinter dem Stockhause — es wird von einer Arlesierin gehalten, einem schönen, brünetten Weibe . . .

Der Priester sah ihn an mit einem schrecklichen Blicke.

— Nein, ich versichere Sie, Faujas! Sie haben keine Ursache, mir zu grollen. Sie wissen, daß ich eine gute Erziehung genossen habe, daß ich weiß, was sich gehört. Tagsüber möcht' ich kein Glas Sirup genießen, aus Furcht, Ihnen zu schaden. Und seit ich hier bin, geh' ich doch jeden Tag auf mein Büreau, so glücklich wie ein Schulbub' in die Schule. Das ist doch keineswegs interessant. Auf Ehre! ich komme mir furchtbar eselhaft vor in diesem Plassans! und wenn mir nicht daran gelegen wäre, Ihnen gefällig zu sein... Aber in der Nacht, na! da sieht man mich am

Ende nicht. Ich kann doch in der Nacht bummeln! Das thut mir wohl; ewig unter Schloß und Riegel, da würd' ich schließlich platzen, aus der Haut fahren. Man trifft ja auch niemand abends in den Straßen . . . sie sind ja so holprig!

— Trunkenbold! zischte der Priester zwischen den Zähnen hervor.

— Sie wollen den Frieden nicht, Faujas? Na, um so schlimmer, mein Lieber! Ich bin ein gutmütiger Gesell, Faujas; ich mag die häßlichen Fratzen nicht leiden. Wenn Ihnen das mißfällt, nun, so lass' ich Sie sitzen mit Ihren Betschwestern! die kleine Condamin ist doch höchstens hübsch zu nennen, aber unsere Kaffeewirtin geht drüber; Faujas, weit drüber! Was verdrehen Sie denn Ihre Augen so? das nützt Ihnen nichts, gar nichts! ich brauche Sie nicht! ich pfeife auf Sie! Heda! juchheida! soll ich Ihnen hundert Franks pumpen, Herr Schwager?

Und er riß Bankscheine aus der Tasche und breitete sie auf den Knieen aus, während er hell auflachte; dann ließ er sie tanzen, hielt sie dem Abbé unter die Nase, warf sie in die Luft. Olympe sprang mit einem Satze aus dem Bette, hob die Bankzettel auf und versteckte sie mit einer zornigen Gebärde unter dem Kopfkissen. Der Abbé sah sich inzwischen höchst verwundert um; er sah leere Likörflaschen auf der Kommode in Reihe stehen, auf dem Kamin einen noch unangeschnittenen Kuchen, in einer alten aufgebrochenen Schachtel lagen Bonbons und Bikuits. Das Zimmer war angefüllt mit neugekauften Gegenständen; Kleider lagen über den Stühlen; ein Packet Spitzen lag auf dem Tische: ein ganz neuer Überrock hing am Fensterwirbel; ein Bärenfell lag vor dem Bette. Neben dem Grogglase, auf dem Nachttische, blitzte in einer Porzellanschale eine kleine goldene Damenuhr.

Wen haben sie denn ausgeplündert? dachte der Priester. Da fiel ihm ein, daß er Olympe gesehen hatte, wie sie Martha die Hände küßte.

— Aber, Unglückselige! rief er, Ihr stehlt also!

Trouche stand auf. Seine Frau warf ihn auf das Kanapee.

— Verhalte Dich ruhig! herrschte sie ihm zu; schlafe, das thut Dir not.

Und darauf wendete sie sich zu ihrem Bruder.

— Es ist ein Uhr. Du kannst uns schlafen lassen, wenn Du uns bloß unangenehme Dinge zu sagen hast. Es ist unrecht von meinem Manne, daß er sich betrinkt; aber das ist noch kein Grund, ihn zu mißhandeln. Wir haben schon mehrere Auseinandersetzungen gehabt; das soll die letzte sein, Ovide! verstehst Du? Wir sind Geschwister; nicht wahr? Nun also, dann müssen wir teilen; wie ich Dir schon gesagt habe. Du läßt Dich unten hätscheln und füttern, lebst wie ein junger Gott zwischen der Wirtin und der Köchin. Das ist Deine Sache! Wir werden Dir nicht in die Schüssel gucken, Dir nicht die Bissen vom Munde weghaschen. Wir lassen Dich Dein Schifflein steuern, wie Du's verstehst. Also quäle Du auch uns nicht weiter! gewähre uns dieselbe Freiheit! Mir scheint, das ist verständig von mir . . .

Und als der Priester eine Bewegung machte, fuhr sie fort:

— Ja doch, ich verstehe: Du lebst fortwährend in Angst, daß wir Deine Geschäfte gefährden könnten . . . Die beste Art, daß wir das nicht thun, ist: uns nicht gegenseitig zu schelten. Wenn Du in einem fort sprichst: „Ha! wenn ich das gewußt hätte, dann hätte ich Euch gelassen, wo Ihr waret!“ — was soll dann werden? Ei! Du bist kein großer Held, trotz Deinem großen Gethue. Wir haben das gleiche Interesse wie Du; wir sind unter uns, können unser Loch zusammengraben. Die Geschichte ginge ganz von selbst, wenn Du wolltest! Leg' Dich zu Bett! ich werde Trouche morgen tüchtig vornehmen, werd' ihn Dir hinüberschicken; Du kannst ihm dann Deine Befehle geben.

— Gewiß! gewiß! sprach der Trunkenbold leise, indem er einschlummerte. Faujas ist ein närrischer Kerl . . . ich mag die Wirtin nicht, ihre Thaler sind mir lieber.

Da fing Olympe an, unverschämt zu lachen, und sah ihren Bruder frech an. Sie hatte sich wieder ins Bett gelegt, und machte sich's behaglich. Der Priester war erbleicht, er überlegte; dann

ging er, ohne ein Wort zu sprechen, während Olympe ihren Roman wieder zur Hand nahm und Trouche auf dem Kanapee schnarchte.

Am andern Morgen hatte Trouche eine lange Unterredung mit dem Abbé Faujas. Als er wieder zu seiner Frau kam, erzählte er ihr, unter welchen Bedingungen der Friede hergestellt worden war.

— Höre, mein Lieber! antwortete ihm hierauf Olympe; thue das was er verlangt; versuche vor allem, ihm nützlich zu sein, da er Dir die Mittel dazu giebt. Ich bin wohl tapfer, wenn er da ist; aber im Grunde weiß ich doch, daß er uns auf die Straße werfen würde, gleich Hunden, wenn wir ihn aufs äußerste trieben. Und ich habe keine Lust, von hier fortzugehen. Bist Du sicher, daß er uns behalten wird?

— Ja, fürchte nichts! antwortete der Verwalter. Er braucht mich; er wird uns unsere Seide spinnen lassen.

Von diesem Abend an ging Trouche regelmäßig gegen neun Uhr, wenn die Straße leer war, aus. Er erzählte seiner Frau, daß er in dem alten Stadtviertel für die Interessen des Abbés arbeite. Olympe war nicht eifersüchtig; ihr war es lieber, wenn sie ihre Leckerbissen allein verzehren, ihre Gläschen Grog allein trinken konnte, wenn sie die langen Abende allein im warmen Bett liegen und ungestört die alten Schmöker lesen konnte, die sie in einer Leihbibliothek, in der Rue Cauquoin, aufstöberte. Trouche kam jetzt mit verständigem Rausche heim, zog seine Schuhe im Vorhause aus, um die Treppe ohne Geräusch hinaufzusteigen. Wenn er zuviel getrunken hatte, zu sehr nach Tabak und Branntwein roch, mußte er, statt im Bette, auf dem Kanapee übernachten. Es gab dann immer einen dumpfen, stillen Krieg. Aber Olympe brachte ihn immer zur Ruhe, indem sie ihn an der Kehle hielt, ihm scharf in die Augen sah und in die Ohren flüsterte:

— Ovide hört Dich! Ovide wird kommen!

Auch durch Frau Faujas wurden Trouches in Raison gehalten. Mutter und Tochter lagen beständig in Fehde; die Tochter beklagte sich, immer dem Bruder hintenangesetzt zu werden; die Mutter behandelte die Tochter als ein böses Geschöpf, das man schon in der Wiege hätte umbringen sollen. An der gleichen Beute nagend,

überwachten sie einander, ohne loszulassen, wütend, angsterfüllt, welche von ihnen das größere Stück erhaschen würde. Frau Faujas wollte das ganze Haus; sie verteidigte es bis auf das Auskehricht gegen die hakigen Finger Olympe's. Als sie erfuhr, welch' große Summen diese Martha aus den Taschen zerrte, wurde sie gräßlich. Während ihr Sohn die Achseln gezuckt hatte als Mensch, welcher solche Nichtswürdigkeiten verabscheut, und sich genötigt sieht, die Augen zuzudrücken, hatte sie eine furchtbare Auseinandersetzung mit ihrer Tochter gehabt, nannte sie eine Spitzbübin, als wenn sie das Geld ihr aus der eigenen Tasche gestohlen hätte.

— Na, Mama! ich dächte doch, es wäre nun genug! rief Olympe mit Ungeduld. Ihre Börse ist's doch wohl nicht, die wir gelockert haben? Ich leihe doch bloß Geld, anstatt mich, wie andere Leute es thun, füttern zu lassen.

— Was willst Du damit sagen, Lästermaul? stammelte Frau Faujas, deren Wut auf das höchste gesteigert war. Zahlen wir etwa unser Essen nicht? Frage doch die Köchin, sie wird Dir unsern Kostenzettel zeigen!

Olympe lachte.

— Ach! das ist ja reizend! rief sie. Ich kenn' ihn gut, den Kostenzettel. Ihr zahlt die Radieschen und die Butter, nicht wahr? Wißt ihr was, Mama? Bleibt ihr im Erdgeschoß; ich will euch dort nicht mehr stören. Aber kommt nicht mehr hinauf, mich zu ärgern; ich schreie! Ihr wißt, daß Ovide jeden Lärm untersagt hat!

Madame Faujas stieg brummend die Treppe hinunter. Diese Drohung, Lärm zu machen, zwang sie zum Rückzug. Olympe, um sie zu ärgern, sang hinter ihr ein Liedchen. Aber die Mutter rächte sich an ihr, wenn sie in den Garten hinunter kam; sie blieb ihr dann fortwährend auf den Fersen, sah ihr scharf auf die Finger.

— Wenn Du Dich um Dein Interesse so wenig bekümmerst, sagte sie eines Tages zu ihrem Sohne, so werde ich es an Deiner Stelle thun; habe keine Furcht! ich werde klug verfahren! Wenn ich nicht da wäre, ei! dann würde Deine Schwester Dir das Brot aus den Händen winden!

Martha hatte keine Ahnung von dem Drama, welches sich um sie her schürzte. Das Haus schien ihr bloß lebendiger, seitdem all' diese Leute das Vorhaus, die Treppe, die Korridore füllten. Es war ähnlich wie das Getöse in einem Hotel-garni mit dem gedämpften Geräusch von Zank und Streit, den zuschlagenden Thüren, dem ungenierten und persönlichen Leben eines jeden Mieters, der flammenden Küche, in welcher Rose eine ganze Table d'hote zu bedienen zu haben schien. Dann war's eine fortwährende Prozession von Lieferanten. Olympe, die ihre Hände schonte, die das Geschirr nicht mehr waschen mochte, ließ sich alles von außerhalb kommen, von einem Zuckerbäcker der Rue de la Banne, welcher Mahlzeiten für die Stadt bereitete. Und Martha lächelte, pries sich glücklich ob dieses Radaus im Hause; sie mochte die Einsamkeit nicht mehr leiden, sie fühlte den Drang, das Fieber, von welchem sie sich versengt fühlte, zu beschäftigen.

Mouret jedoch, als wolle er diesem Getöse entfliehen, schloß sich in das Zimmer des ersten Stockwerks ein, das er sein Büreau nannte. Er hatte seine Scheu vor der Einsamkeit besiegt; er ging fast nie mehr in den Garten hinab, war oft vom Morgen bis zum Abend nicht sichtbar.

Als der Sommer kam, war das Haus noch lebendiger. Der Abbé Faujas empfing die Gesellschaften des Unterpräfekten und des Gerichtsdirektor im Hintergrunde des Gartens, unter der Laube. Rose hatte auf Martha's Weisung hin ein Dutzend von Gartenstühlen gekauft, damit man sich ins Freie setzen könnte, ohne immer die Stühle aus der Eßstube zu holen. Die Sache wurde bald zur Gewohnheit. Jeden Dienstag Nachmittag blieben die Pforten der Sackgasse offen; die Herren und die Damen von hüben und drüben kamen dem Herrn Pfarrer als gute Nachbarn einen guten Tag wünschen, mit Strohhüten bedeckt, in Pantoffeln, im ausgeknöpften Jacket, mit durch Nadeln aufgestecktem Kleide. Die Besucher kamen einer nach dem andern; schließlich fanden sich die beiden Gesellschaften vollzählig ein, vermischten sich, amüsierten sich in der vertraulichsten Weise.

Der Abbé Faujas zeigte die gleiche Liebenswürdigkeit für alle,

sogar für den gefürchteten Condamin. Er trat so viel als möglich in den Hintergrund, sprach wenig, ließ die beiden Gesellschaften sich verschmelzen, schien nur die heimliche Freude eines Hausherrn zu fühlen, welcher sich glücklich schätzt, ein Verbindungsglied zwischen ausgezeichneten Persönlichkeiten zu sein, die geschaffen sind für ein wechselseitiges Verständnis.

Martha hatte zweimal sich für verpflichtet gehalten, die Gartengäste ihres Mieters zu begrüßen. Aber es that ihr weh, den Abbé inmitten dieser vielen Leute zu sehen; sie wartete, bis er allein war, sah ihn lieber allein, ernst und langsam im Frieden der Laube auf- und abschreiten. Trouches nahmen Dienstags ihr altes Spioniergeschäft hinter den Vorhängen wieder auf; während Madame Faujas und Rose aus dem Vorsaale die Köpfe reckten und mit Entzücken die Anmut bewunderten, welche der Herr Pfarrer in dem Empfange der bestsituierten Leute von Plassans zu entfalten verstand.

— Man sieht doch auf den ersten Blick, sagte die Köchin, was ein vornehmer Mann ist! Herr Mouret hatte so etwas in seinem Leben nicht zu Wege bekommen. Na, der machte immer ein Gesicht, wenn zufällig einmal jemand ins Haus kam . . . Ich frage Sie: sollte er sich nicht ein Beispiel nehmen an dem Herrn Pfarrer? Anstatt mich einzusperren, würde ich doch in den Garten hinuntergehen, würde mich unterhalten mit den Leuten, würde meine Stellung geltend machen. Nein! da sitzt er da oben, abgeschlossen, als ob er fürchtete, die Krätze zu bekommen. Was meinen Sie, wenn wir einmal sehen, was er da oben treibt?

An einem Dienstag stiegen sie nach dem ersten Stock hinauf. Die beiden Gesellschaften waren an diesem Tage gerade sehr laut; das Gelächter drang durch die offnen Fenster in das Haus hinauf, während im zweiten Stock ein Lieferant, welcher einen Korb Wein zu Trouches brachte und die leeren Flaschen wieder mitnahm, ein lautes Glasgeklirr verursachte. Mouret hatte sich zweifach eingeschlossen in seinem Büreau.

— Der Schlüssel hindert mich am Sehen! meinte Rose, nachdem sie ein Auge an das Schloß gehalten hatte.

— Warten Sie! flüsterte Frau Faujas.

Sie schob behutsam den Bart des Schlüssels beiseite. Mouret saß mitten in der Stube, vor dem großen leeren Tische, der mit einer dichten Staubschicht bedeckt war, ohne ein Buch, ohne ein Papier. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen den Stuhl; seine Arme hingen schlaff an dem Körper herab, sein Kopf war weiß und regungslos, sein Blick verloren, irre. Er rührte sich nicht.

Die beiden Weiber musterten ihn schweigend, eine nach der andern.

— Es hat mir das Blut aus allen Gliedern gejagt! meinte Rose, als sie wieder hinuntergingen. Haben Sie seine Augen gesehen? Und dieser Schmutz! Er hat gewiß seit zwei Monaten keine Feder angerührt auf dem Tische! Und ich hab' gedacht, er sitzt da oben und schreibt! Na, wenn man denkt, daß das ganze Haus so lustig und fidel ist, und er sich da oben amüsiert, den Begrabenen zu spielen, so ganz für sich allein — prr! da könnte's einem gruseln.

XVI.

Marthas Gesundheit machte dem Doktor Porquier Sorgen. Er behielt sein unbefangenes Lächeln, behandelte sie als Arzt der guten Gesesellschaft, für welchen die Krankheit niemals vorhanden war und der eine Konsultation erteilte, in der Weise, wie eine Schneiderin ein Kleid anprobiert. Aber eine gewisse Falte um seine Lippen verriet, daß „die liebe Frau" nicht bloß einen leichten Bluthusten, wie er ihr vorredete, hatte. An schönen Tagen riet er ihr, sich zu zerstreuen, Ausfahrten zu machen, ohne sich jedoch über die Kräfte anzustrengen. Martha unternahm nun, immer heftiger von einer unbestimmten Angst, von einem Drange, ihre nervöse Ungeduld zu stillen, Spazierfahrten nach den benachbarten Dörfern. Zweimal in der Woche fuhr sie nach dem Frühmahl in einer alten auflackierten Kalesche, welche ihr ein Fuhrwerksbesitzer von Plassans ver-

mietete, fort, zwei bis drei Meilen weit, so daß sie um sechs Uhr zurück war. Ihr Lieblingstraum war, den Abbé Faujas mit sich zu nehmen; sie hatte der Verordnung des Doktors eigentlich nur in dieser Hoffnung Folge geleistet; aber der Abbé machte, ohne es rundweg abzulehnen, immer die Ausrede, daß er zuviel beschäftigt sei. Sie mußte sich mit der Gesellschaft von Frau Faujas oder Frau Olympe begnügen.

Eines Nachmittags, als sie mit der letztern an dem Dörfchen Tulettes und an dem kleinen Besitztum des Onkels Macquart vorbeifuhr, rief dieser ihr, als er sie von seiner mit zwei Feigenbäumen bepflanzten Terrasse aus bemerkt hatte, heiter zu:

— Und Mouret? warum ist denn Mouret nicht mitgekommen?

Sie mußte eine Weile bei dem Oheim bleiben, und ihm des Langen und Breiten auseinandersetzen, daß sie krank sei und nicht mit ihm zu Mittag essen könne. Er wollte durchaus einer Henne den Hals umdrehen.

— Das macht nichts, meinte er schließlich; ich mache sie doch tot; Du kannst sie mit heim nehmen.

Und er machte sich unverzüglich an die Arbeit. Als er die Henne hereingebracht hatte, legte er sie auf den steinernen Tisch vor dem Hause und fragte mit froher Miene:

— Na? die ist doch fett! he?

Der Onkel war gerade dabei, in Gesellschaft eines großen, magern, graugekleideten Mannes eine Flasche Wein unter seinen Feigenbäumen auszustechen. Er hatte die beiden Frauen so weit gebracht, daß sie Platz nahmen, brachte Stühle herbei und machte mit einer Art von spöttischer Genugthuung die Honneurs als Hauswirt.

— Ich sitze hier ganz behaglich, nicht wahr? Meine Feigenbäume sind ganz hübsch. Im Sommer rauche ich eine Pfeife im Freien. Im Winter setze ich mich dort an die Mauer, in die Sonne . . . Du siehst mein Gemüse? Hinten ist der Hühnerstall. Hinter dem Hause habe ich noch ein Stück Land, wo ich Erdäpfel und Klee baue . . . Na ja, ich werde auch alt. Es wird wohl Zeit, daß ich auch ein bißchen genieße.

Er rieb sich die Hände, bewegte sanft den Kopf hin und her und umfaßte sein Eigentum mit einem zärtlichen Blicke. Aber ein Gedanke schien ihn zu betrüben.

— Ist's lange her, seit Du Deinen Vater gesehen hast? fragte er plötzlich. Rougon ist garnicht nett. Dort links steht das Getreidefeld zum Verkauf. Wenn er gewollt hätte, hätte man's kaufen können. Was kann das einem Manne machen, wie ihm, der auf Hundertfranks=Scheinen schläft? eine lumpige Summe von dreitausend Franks! glaub' ich — er mag nichts davon hören, hat's abgeschlagen. Das letzte Mal hat er mir sogar durch Deine Mutter sagen lassen: er wäre nicht da. Du wirst sehen, es bringt ihm kein Glück.

Dann holte er Gläser, da er durchaus wollte, daß die beiden Frauen von seinem Weine kosteten. Es war der Jungwein von Saint=Eutrope, den er aufgestöbert hatte; er trank ihn mit Verehrung. Martha netzte kaum die Lippen. Olympe half die Flasche leeren. Sie trank dann ein Glas Zuckersaft. Der Wein wäre so stark, sagte sie.

— Und wie steht's mit Deinem Pfaffen? he? was beginnst Du mit ihm? fragte plötzlich der Onkel seine Nichte.

Martha sah ihn erstaunt, betroffen an, ohne zu antworten.

— Man hat mir erzählt, daß er Dich verteufelt kurz hielte, fuhr der Onkel geräuschvoll fort, daß er Dir hart auf dem Halse liege! diese Schwarzkittel mögen ja nichts anderes thun, als gut trinken und essen. Als man's mir erzählt hat, da hab' ich geantwortet, daß es Mouret ganz Recht geschehe. Ich hatte's ihm vorher gesagt. Ha! ich an seiner Stelle — ich würde Dir den Pfaffen schön an die Luft setzen! Mouret braucht nur zu mir kommen und mich fragen, was er machen soll; ich will ihm, wenn's sein muß, dabei zur Hand gehen. Ich habe sie niemals leiden mögen, diese Geschöpfe! Ich kenne einen von diesem Chor, den Abbé Fenil, der ein Haus hier besitzt auf der andern Seite der Straße. Er ist nicht besser als die andern, aber er ist boshaft wie ein Affe; er macht mir Spaß. Ich glaube, er ist auf Deinen Pfaffen nicht gut zu sprechen; he?

Martha war leichenblaß geworden.

— Madame ist die Schwester des Herrn Abbé Faujas, sagte sie, auf Olympe weisend, welche neugierig zuhörte.

— Das geht Madame nichts an, was ich da sagte, fuhr der Onkel fort, ohne aus der Fassung zu kommen. Madame ist nicht böse darüber. Sie wird gewiß noch ein Glas Zuckersaft trinken.

Olympe ließ sich drei Gläser voll Zuckersaft eingießen. Aber Martha, welche inzwischen aufgestanden war, wollte wegfahren. Der Onkel nötigte sie, seine Besitzung zu besichtigen. Am Ende des Gartens blieb sie stehen und blickte auf ein großes weißes, an dem Abhange erbautes Haus, wenige hundert Meter von Tulettes. Die inneren Höfe glichen den Wiesenplätzen eines Gefängnisses; die schmalen regelmäßigen Fenster, welche die Fassaden gleichsam mit schwarzen Balken durchsetzten, gaben dem Hause das nackte fahle Aussehen eines Spitals.

— Das ist das Irrenhaus, sprach der Oheim leise, welcher der Richtung von Martha's Augen gefolgt war. Der Bursche, den Du unten gesehen hast, ist einer von den Wärtern. Wir stehen auf einem sehr guten Fuße mit einander; er trinkt von Zeit zu Zeit eine Flasche Wein mit mir.

Und sich zu dem Mann mit dem grauen Anzug wendend, der sein Glas unter den Feigenbäumen austrank, rief er:

— He! Alexandre! komm doch her und zeige meiner Nichte, wo das Fenster unserer armen Großmutter ist.

Alexandre trat höflich heran.

— Sehen Sie die drei Bäume dort? fragte er mit ausgestrecktem Finger. Nun, ein bischen oberhalb des Baumes links müssen Sie einen Springbrunnen sehen im Winkel des innern Hofes . . . Verfolgen Sie von dort aus die Fenster des Erdgeschosses nach rechts hin, es ist das fünfte Fenster.

Martha blieb schweigend stehen mit weißen Lippen, die Augen wider Willen auf jenes Fenster geheftet, welches man ihr zeigte. Der Onkel Macquart sah auch hinüber, aber mit einem Behagen, welches an dem Blinzeln seiner Augen deutlich zu erkennen war.

— Manchmal sehe ich sie, meinte er, frühmorgens, wenn die

Sonne auf der andern Seite steht. Sie befindet sich ganz wohl! nicht wahr, Alexandre? Ganz wie ich Euch sage, wenn ich in Plassans bin. Ich bin hierher gesetzt, um auf sie aufzupassen. Es kann keinen bessern Platz für einen solchen Posten geben.

Er ließ ein spöttisches Lachen hören und fuhr dann fort:

— Siehst Du, meine Tochter, bei den Rougons sitzt der Kopf nicht fester als bei den Macquarts. Wenn ich mich auf diesen Platz hier, dem großen närrischen Hause gegenüber, setze, so spreche ich oft bei mir, daß die ganze Sippe am Ende noch hierher kommen wird, seitdem die Mama drinn ist. Gott sei Dank! für mich hab' ich keine Furcht, mein Schädel sitzt am richtigen Flecke. Aber ich kenne manche, die einen tüchtigen Klaps weggekriegt haben! Na, ich werde ja hier sein zu ihrem Empfange, werde sie sehen von meinem Loche aus, werde bei Alexandre ein gut Wort für sie einlegen, obwohl man mich nicht immer ganz glimpflich behandelt hat in der Familie.

Und mit seinem schrecklichen Wolfslachen schloß er:

— Es ist ein verteufeltes Glück für Euch alle, daß ich in Tulettes bin.

Martha wurde von einem Zittern erfaßt. Obwohl sie die Neigung des Oheims zu grimmigen Scherzen und seine Freude, die Menschen, denen er Kaninchen brachte, zu quälen, so war's ihr doch, als ob er die Wahrheit spräche, als ob die ganze Familie hier, hinter diesen grauen Mauern, Quartier bekommen würde. Sie mochte keine Minute länger verweilen, trotz der Bitten Macquarts, welcher eine neue Flasche aufkorken wollte.

— Nun, und die Henne? rief er, in dem Augenblick, als sie in den Wagen stieg.

Er holte sie, legte sie ihr auf den Schoß.

— Sie ist für Mouret, hörst Du? sagte er mit einer absichtlichen Bosheit; für Mouret, für keinen andern! nicht wahr? Übrigens werde ich ihn fragen, sobald ich bei Euch vorspreche, wie sie ihm geschmeckt hat.

Er blinzelte mit den Augen, indem er auf Frau Olympe sah.

Der Kutscher schwang die Peitsche, als er sich nochmals an den Wagen hing und rief:

— Geh' doch zu Deinem Vater und rede mit ihm wegen des Getreidefeldes. Da, sieh, es ist das Bild hier vor uns. Rougon thut unrecht. Wir sind zu alte Gevattern, um einander Ärger zu bereiten. Er weiß recht gut, daß es ihm keinen Nutzen bringt. Sag' es ihm doch, daß er sich im Lichte steht.

Der Wagen fuhr ab. Als Olympe sich umdrehte, sah sie Macquart unter seinen Feigenbäumen stehen, wie er mit Alexandre lachte und jene zweite Flasche entkorkte, von welcher er gesprochen hatte. Martha empfahl dem Kutscher ausdrücklich, nicht mehr an Tulettes vorüberzufahren. Übrigens ward sie dieser Ausfahrten müde; sie unternahmen sie nur noch selten, und stellte sie endlich noch ganz ein, sobald sie erfuhr, daß der Abbé Faujas niemals sich dazu verstehen würde, sie zu begleiten.

Ein ganz neues Weib erstand in Martha. Sie wurde durch das nervöse Leben, welches sie führte, verfeinert. Ihre bürgerliche Behäbigkeit, jene durch eine fünfzehn Jahre lange Schlafsucht großgezogene schwerfällige Ruhe schien in der Flamme ihrer Frömmigkeit zu schmelzen. Sie kleidete sich besser, sorgfältiger, plauderte fleißig bei Rougons an den Donnerstagsabenden.

— Madame Mouret wird wieder jung, meinte Madame Conmin mit Erstaunen.

— Ja, erwiderte der Doktor Porquier leise, indem er den Kopf schüttelte, sie macht den Krebsgang des Lebens.

Martha, die wieder schlank geworden war, deren Wangen sich rosig färbten, deren schöne schwarze Augen in hellem Feuer leuchteten, bekam nun während einiger Monate eine eigentümliche Schönheit. Ihr Gesicht strahlte, eine außerordentliche Lebensthätigkeit entstieg ihrem ganzen Wesen, hüllte sie ein mit einem heißen zitternden Hauche. Es war, als brannte ihre vergessene Jugend in ihrem vierzigsten Lebensjahre mit einem grandiosen Feuer. Jetzt erschlafft im Gebete, fortgerissen durch einen ständigen Drang, verweigerte sie dem Abbé Faujas den Gehorsam. Sie rutschte sich jetzt die Knieen wund auf den Steinfließen von Saint-Saturnin,

verbrachte ihr Leben in den Lobgesängen und Anbetungen, fand Erleichterung angesichts der blitzenden Monstranzen, der flammenden Kapellen, der Altäre und leuchtenden Priester mit dem Sternenschimmer auf dem schwarzen Hintergrunde des Kirchenschiffs. Es trat in ihr eine Art von physischem Appetit nach jenen Glorien, ein Appetit, welcher sie quälte, welcher ihr die Brust aushöhlte, das Gehirn leerte, wenn sie ihn nicht befriedigte. Sie litt zu großen Schmerz, sie siechte hin, und sie mußte dahin kommen, die Nahrung für ihre Leidenschaft zu erfassen, sich in das Geflüster der Beichtstühle zu versenken, sich unter dem machtvollen Schauer der Orgeln zu beugen, aufzugehen in dem Krampfe der Beichte. Dann fühlte sie nichts mehr, ihr Körper schmerzte sie nicht mehr. Sie lag in Verzückung auf der Erde, mit dem Tode ringend ohne Schmerz und ohne Leid, zur reinen Flamme werdend, die sich in Liebe verzehrte.

Der Abbé Faujas verdoppelte seine Strenge, hielt sie im Zaum durch seine Härte, durch sein grobes Wesen. Sie setzte ihn in Erstaunen durch dieses leidenschaftliche Erwachen, durch diese Glut zu lieben und zu sterben. Oft fragte er sie von neuem aus über ihre Kindheit. Er ging zu Frau Rougon, blieb eine Zeitlang verwirrt, unzufrieden mit sich selbst.

— Die Hauswirtin klagt über Dich, sprach seine Mutter zu ihm. Warum läßt Du sie nicht zur Kirche gehen, wie es ihr gefällt? Du thust unrecht, ihr zu widersprechen; sie ist sehr gut zu uns.

— Sie tötet sich! sprach der Priester leise.

Madame Faujas zuckte hierauf in der ihr gewöhnlichen Weise mit den Achseln.

— Das ist ihre Sache. Jeder sucht sein Vergnügen, wo's ihm paßt. Es ist besser, sich im Gebet zu töten, als sich den Magen zu verderben, wie jene Tagediebin Olympe. Ich bitte Dich: sei minder streng gegen Frau Mouret. Wenn Du so fortfährst, so wird uns der Aufenthalt im Hause unmöglich werden.

Eines Tages, als sie ihm wieder mit ihren Ratschlägen in den Ohren lag, sagte er mit einer finstern Stimme:

— Mutter! dieses Weib wird zum Hindernis werden!

— Sie? rief da die alte Bäuerin; aber sie betet Dich doch an, Ovide! Du wirst aus ihr machen was Du nur willst, wenn Du sie nicht mehr ausschiltst.

Der Abbé Faujas sah selbst die Notwendigkeit ein, die Härte nicht noch weiter zu treiben. Er fürchtete einen Ausbruch. Allmählich gestattete er Martha eine größere Freiheit, gestattete ihr die Andachtsübungen in der Stille, die vor jeder Station des Kreuzigungsweges wiederholten Gebete; er erlaubte ihr sogar, zweimal in der Woche seinen Beichtstuhl in Saint-Saturnin zu besuchen. Martha, da sie diese schreckliche Stimme nicht mehr vernahm, die sie ihrer Frömmigkeit anklagte gleich wie eines schmachvoll befriedigten Lasters, glaubte, daß Gott sie in Gnaden aufgenommen hätte. Sie trat endlich ein in die Wonnen des Paradieses. Sie hatte Augenblicke der Rührung, der unversiegbaren Thränen, die ihr von den Wangen flossen, ohne daß sie es fühlte; nervöse Krisen überfielen sie, aus denen sie schwach, ohnmächtig hervorging, als sei ihr alle Lebenskraft die Wangen entlang entwichen. Rose trug sie dann auf ihr Bett, wo sie stundenlang liegen blieb mit den schmalen Lippen, den halboffenen Augen einer Toten.

Eines Nachmittags glaubte die Köchin, erschreckt über ihre Regungslosigkeit, sie läge im Sterben. Es fiel ihr nicht ein, an die Thüre des Zimmers zu klopfen, in welchem Mouret eingeschlossen saß, sondern sie lief in den zweiten Stock hinauf und bat den Abbé Faujas zu ihrer Herrin hinunterzukommen. Als er da war, in dem Schlafzimmer, lief die Köchin hinaus, um den Äther zu holen, und ließ ihn allein, angesichts dieser ohnmächtigen, quer auf das Bett gelegten Frau. Er begnügte sich damit, Martha's Hände in die seinigen zu nehmen. Da bewegte sie sich, wiederholte dieselben Worte, ohne Zusammenhang. Und als sie ihn erkannte, den auf der Schwelle der Schlafstube stehenden Mann, da stieg ihr ein Blutstrom ins Angesicht; sie legte den Kopf auf das Kissen zurück, machte eine Bewegung, als wolle sie die Decken schützend über sich breiten.

— Geht's Ihnen besser, liebes Kind? fragte er sie. Sie bereiten mir recht große Unruhe!

Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie war nicht imstande zu antworten. Sie brach in Schluchzen aus, ließ ihren Kopf in die Arme des Priesters fallen. Dann flüsterte sie, mit einer Stimme, so schwach, wie ein Hauch:

— Ich fühle keinen Schmerz, ich bin zu glücklich; lassen Sie mich weinen! die Thränen sind meine Freude. Ach! wie gut ist es von Ihnen, daß Sie gekommen sind! ich habe seit langem auf Sie gewartet, seit langem Sie gerufen!

Ihre Stimme wurde schwächer, sie war zuletzt nur noch das Leben glühenden Gebets.

— Wer wird mir Flügel leihen, um zu Ihnen zu fliegen? Meine Seele, die fern ist von Ihnen und mit Ungeduld ersehnt, von Ihnen erfüllt zu werden, verscheidet ohne Sie, sehnt Sie herbei mit Inbrunst, und seufzt nach Ihnen, o mein Gott! o mein einziges Gut! mein Trost, meine Wonne, mein Schatz, mein Glück und mein Leben, mein Gott und mein alles!

Sie lächelte, als sie diese Worte, dieses Bruchstück der Handlung des Begehrens, lallte; sie faltete die Hände, schien den ernsten Kopf des Abbés Faujas in einem Glorienschein zu sehen. Es war demselben immer gelungen, einen Wunsch auf Marthas Lippen zurückzuhalten; er hatte einen Augenblick lang Furcht, machte rasch seine Arme frei. Und sich in die Höhe richtend, sprach er mit Würde:

— Seien Sie vernünftig! Gott wird Ihre Huldigungen zurückweisen, wenn Sie sie ihm nicht darbringen in der Ruhe Ihrer Vernunft. Es gilt jetzt, Sie zu pflegen.

Rose kam zurück, außer sich, daß sie den Äther nicht gefunden hatte. Er stellte sich neben das Bett, und wiederholte Martha mit leiser Stimme:

— Ängstigen Sie sich nicht! Gott wird gerührt werden durch Ihre Liebe. Wenn die Stunde gekommen sein wird, wird er zu Ihnen herabsteigen, Sie erfüllen mit einer ewigen Glückseligkeit.

Als er das Zimmer verließ, ließ er Martha strahlend, gleichsam wiederauferstanden, zurück. Von diesem Tage an behandelte er sie wie ein weiches Wachs. Sie wurde ihm in gewissen heiklen Missionen bei Madame de Condamin sehr nützlich; sie besuchte auch

fleißig Frau Rastoil, auf einen bloßen Wunsch hin, den er aussprach. Sie übte einen unbedingten Gehorsam, ohne nach einem Verständnis zu suchen, das wiederholend, was er sie bat zu wiederholen. Er übte nicht mehr die leiseste Vorsicht gegen sie, sagte ihr derb, was sie zu thun hatte, bediente sich ihrer wie einer richtigen Maschine. Sie würde auf den Straßen gebettelt haben, wenn er es ihr befohlen hätte. Und wenn sie unruhig ward, wenn sie die Hände nach ihm ausstreckte, mit zerrissenem Herzen, leidenschaftlich geschwellten Lippen, da schleuderte er sie zu Boden mit einem Worte, zermalmte sie unter dem Willen des Himmels. Niemals wagte sie zu sprechen. Es bestand zwischen ihr und diesem Manne eine Mauer des Zornes, des Widerwillens. Wenn er aus den kurzen Kämpfen hervortrat, die er mit ihr zu bestehen hatte, zuckte er die Achseln, voll der Verachtung eines Ringkämpfers, der sich aufgehalten sieht durch ein Kind. Er wusch sich, kämmte sich, als hätte er wider Willen ein unreines Tier berührt.

Und während Martha vor dem Priester kniete, während sie vor ihm und für ihn nichts weiter war, als ein Ding, ward sie für die tausenderlei kleinen Sorgen des Lebens von Tag zu Tag unzugänglicher, von Tag zu Tag empfindlicher. Rose sagte, daß sie „die Frau“ noch niemals „so nörgelig“ gesehen habe. Aber vornehmlich wuchs ihr Haß gegen ihren Mann. Der alte Groll der Rougons keimte in ihr angesichts dieses Sohnes einer Macquart, dieses Menschen, den sie anklagte, die Zuchtrute ihres Lebens zu sein. Alles was er that, seine Blicke, seine Handlungen, die wenigen Worte, die er sprach, brachten sie außer sich. Sie konnte ihn gar nicht mehr sehen, ohne von einer unbewußten Wut gleichsam in die Höhe getrieben zu werden. Der Zank brach in der Regel beim Schluß der Mahlzeiten aus, wenn Mouret, ohne den Nachtisch abzuwarten, seine Serviette zusammenlegte und schweigend aufstand.

— Du könntest doch wohl zu derselben Zeit vom Tische aufstehen, wie jedermann, sagte sie dann verbissen zu ihm; es ist nicht eben höflich, wie Du Dich benimmst.

— Ich bin fertig mit dem Essen, ich gehe! antwortete er mit seiner langsamen Betonung.

Aber sie erblickte in diesem tagtäglichen Verschwinden eine von ihren Manne ersonnene Taktik, den Abbé Faujas zu kränken. Da streifte sie alle Schranken von sich und rief ihm zu:

— Du besitzest keinen Funken von Bildung; man muß sich Deiner schämen! Nicht einmal bei Tische weißt Du Dich zu benehmen; Du gönnst mir nicht eine einzige Mahlzeit in Frieden! Bleib' sitzen, verstehst Du? wenn Du nicht essen magst, dann sieh uns wenigstens an!

Er faltete in aller Ruhe seine Serviette zusammen, als wenn er nichts gehört hätte; dann ging er mit kurzen Schritten hinaus. Man hörte ihn die Treppe hinaufgehen und sich doppelt einschließen. Da schnürte sich ihr die Kehle zusammen und sie stammelte:

— O! das Ungetüm! er bringt mich um! er bringt mich um!

Madame Faujas mußte sie trösten. Rose lief an den Fuß der Treppe und schrie mit aller Kraft, damit Mouret es durch die Thüre höre:

— Sie sind ein Ungetüm, Herr! Madame hat recht, wenn Sie sagt, sie hat ein Ungetüm von Mann!

Mancher Zank nahm einen besonders heftigen Charakter an. Martha, deren Verstand aus den Fugen zu gehen anfing, bildete sich ein, daß ihr Mann sie schlagen wolle: es war eine fixe Idee. Sie behauptete, er passe ihr auf, er warte eine Gelegenheit ab. Sie sagte, er wage es nicht, weil er sie niemals allein treffe; zur Mahlzeit fürchte er, sie möchte schreien, um Hilfe rufen. Rose beteuerte, gesehen zu haben, wie der Herr einen dicken Stecken in einem Büreau verborgen hätte. Frau Faujas und Olympe wehrten sich nicht, diesen Geschichten Glauben zu schenken; sie beklagten ihre Hauswirtin aus ganzem Herzen, zankten sich ihretwegen, warfen sich auf zu ihren Hüterinnen. Abends empfahlen sie ihr an, sie auf der Stelle zu holen, wenn er sich rührte. Das Haus lebte in einer beständigen Aufregung.

— Er ist eines schlimmen Streiches fähig! beteuerte die Köchin.

In diesem Jahre übte Martha die religiösen Bräuche der heiligen Woche mit einem inbrünstigen Eifer. Am Freitag, in der schwarzen Kirche, wenn die Kerzen nacheinander verlöschten unter

der Wirkung des klagenden Sturmes von Stimmen, der im Grunde der Finsternisse des Schiffes wogte, rang sie mit dem Tode. Es war ihr, als entwiche ihr Atem mit diesen Lichtern. Als die letzte Kerze verlöschte, als die Schattenmauer ihr gegenüber unversöhnlich, festgeschlossen dastand, da sank sie in Ohnmacht, mit hohler, leerer Brust, mit zerschlagenen Hüften. Sie blieb eine Stunde lang zusammengeknickt sitzen auf ihrem Stuhle, in der Haltung des Gebets, ohne daß die um sie her knieenden Frauen diesen Anfall bemerkt hätten. Die Kirche war leer, als sie wieder zu sich kam. Sie träumte, man schlüge sie mit Ruten, das Blut flösse aus ihren Gliedern; sie fühlte in ihrem Kopfe so unerträgliche Schmerzen, daß sie mit den Händen nach ihm griff, als wolle sie die Nadeln herausreißen, deren Spitzen sie in ihrem Schädel fühlte. Abends, beim Essen, war sie sonderbar. Die nervöse Erschütterung hielt an; die Augen schließend, sah sie die sterbenden Seelen der in der Finsternis der Kirche erloschenen Kerzen; sie musterte mechanisch ihre Hände, suchte die Löcher, durch welche ihr Blut geflossen war. Die ganze Leidensgeschichte blutete in ihrem Herzen, ihrem Sein.

Madame Faujas, als sie ihre Schmerzen, ihren leidenden Zustand sah, wünschte, daß sie sich zeitig zu Bett legte. Sie führte sie nach dem Schlafzimmer hinauf, brachte sie zu Bett. Mouret, welcher einen Schlüssel zum Schlafzimmer besaß, hatte sich schon in sein Büreau zurückgezogen, in welchem er die Abende zubrachte. Als Martha, bis ans Kinn mit Betten zugedeckt, sagte, daß es ihr wärmer sei, daß sie sich besser befinde, sprach Frau Faujas davon, die Kerze auszulöschen, damit sie ruhig schlafen könne; aber die Kranke richtete sich erschreckt empor und bat:

— Nein, nein! löschen Sie das Licht nicht aus! setzen Sie es auf die Kommode, damit ich es sehen kann . . . Ich käme um in dieser Finsternis!

Und mit weitoffenen Augen, gleichsam bebend in der Erinnerung an irgend ein schreckliches Drama, flüsterte sie leise, mit einem frommen Schauer:

— Es ist gräßlich! gräßlich!

Sie fiel auf das Kopfkissen zurück; sie schien einzuschlummern,

und Frau Faujas verließ leise das Zimmer. An diesem Abend war das ganze Haus um zehn Uhr zu Bett. Rose bemerkte, als sie heraufging, daß Mouret noch in seinem „Büreau" war. Sie guckte durch das Schlüsselloch, sah ihn mit den Ellbogen auf den Tisch gestützt, neben einem Küchenleuchter, dessen Docht unheimlich glimmte, in Schlaf versunken.

— Na, mir soll's nicht einfallen, ihn aufzuwecken! meinte sie, die Treppe weiter hinaufsteigend. Meinetwegen mag er sich einen steifen Hals holen, wenn ihm das Spaß macht!

Gegen Mitternacht lag das Haus in tiefem Schlummer, als im ersten Stock lautes Geschrei ertönte. Es waren zuerst dumpfe Klagen, die bald zu einem richtigen Geheul wurden, erstickte heisere Laute eines Würgeopfers. Der Abbé Faujas fuhr aus dem Schlafe auf und weckte seine Mutter. Sie nahm sich kaum die Zeit, einen Rock anzuziehen, klopfte an Rose's Thüre und rief hinein:

— Kommen Sie rasch hinunter! ich glaube, man bringt Frau Mouret um.

Unterdessen verdoppelte sich das Geschrei. Das ganze Haus war bald auf den Beinen. Frau Olympe zeigte sich, mit einem dünnen Tuche über den Schultern, hinter ihr Trouche, der gerade erst mit einem kleinen Rausche nach Hause gekommen war. Rose, gefolgt von den anderen Mietern, stieg die Treppe hinab.

— Öffnen Sie, öffnen Sie, Frau Mouret! schrie sie, außer sich vor Schrecken mit der Faust gegen die Thüre schlagend.

Tiefe Seufzer antworteten ihr; dann schlug ein Körper auf die Erde; ein grimmiger Kampf schien sich auf den Dielen zu entspinnen mitten unter umgeworfenen Möbeln. Dumpfe Schläge erschütterten die Mauern; ein Röcheln drang durch die Thüre, so schrecklich, daß Faujas und Trouches sich leichenblaß einander anstarrten.

— Ihr Mann erschlägt sie, flüsterte Olympe.

— Sie haben recht, es ist dieser Unhold! antwortete die Köchin. Ich hab' ihn gesehen, als ich hinaufging; er that so, als schliefe er. Er hat sich zu seinem Streiche gerüstet.

Und von Neuem gegen die Thüre donnernd, rief sie:

— Machen Sie auf, Herr! Wir lassen die Wachen holen, wenn Sie nicht aufmachen. O! der Lump! er wird noch auf dem Schafotte endigen.

Da fing das Geheul wieder an. Trouche behauptete, daß der grimmige Patron die arme Frau abschlachten müßte gleich einem Huhne.

— Man kann sich hier doch nicht bloß begnügen, an die Thür zu pochen, sagte der Abbé Faujas. Warten Sie!

Er stemmte eine seiner kräftigen Schultern gegen die Thüre und drückte sie ein mit einem langsamen, kräftigen Drucke. Die Frauen stürzten in die Schlafstube hinein, und hier bot sich das seltsamste aller Schauspiele ihren Blicken.

In der Mitte des Zimmers, auf den Dielen, lag Martha keuchend, mit aufgerissenem Nachtkleide, blutend aus zahlreichen Hautschürfungen, richtig blau von Hieben und Schlägen. Ihr aufgelöstes Haar hatte sich um das Bein eines Stuhles gerollt; ihre Hände mußten sich mit einer solchen Kraft an die Kommode geklammert haben, daß dieselbe sich quer vor die Thür gerückt befand. In einem Winkel stand Mouret, mit dem Leuchter in der Hand, und sah mit einem stieren Blicke die am Boden sich windende Frau an

Der Abbé Faujas mußte die Kommode wegrücken.

— Sie sind ein Ungeheuer! schrie Rose, Mouret die Faust entgegenstreckend. Eine Frau in einen solchen Zustand zu setzen. Er würde ihr den Garaus gemacht haben, wenn wir nicht zur rechten Zeit gekommen wären.

Frau Faujas und Olympe machten sich um Martha zu schaffen.

— Arme Freundin! murmelte die erstere. Ihr ahnte Unheil schon am Abend, sie war erschrocken und verzagt.

— Wo thut's Ihnen denn weh? fragte die andere. Es ist Ihnen doch kein Glied gebrochen? Beruhigen Sie sich nur! wir sind ja jetzt bei Ihnen! Wir wollen Sie verteidigen!

Martha ächzte nur noch wie ein Kind. Während die beiden Frauen sie mit Hilfe von Rose in ihr Bett zurückbrachten, reckte Trouche den Kopf nach dem Abbé Faujas, welcher ohne Heuchelei die Möbel wieder zurechtzustellen bemüht war. Als sie mit dem

aufgelösten Haar in ihrem Bett ruhte, blieben sie alle noch eine Zeitlang stehen, mit Neugierde das Zimmer überblickend. Mouret war in derselben Ecke stehen geblieben, ohne den Leuchter loszulassen, gleichsam versteinert durch das, was er gesehen hatte.

— Ich versichere Sie, stotterte er, ich habe ihr kein Leids gethan; ich habe sie nicht mit der Fingerspitze angerührt.

— Oho! vier Wochen lang lauern Sie schon auf eine Gelegenheit, rief Rose außer sich; wir wissen's recht wohl, wir haben auf Sie aufgepaßt. Das liebe Weib war gefaßt auf eine schlechte Behandlung von Ihnen. Ruhig! lügen Sie nicht! Das bringt mich aus Rand und Band!

Die beiden andern Frauen hielten sich zwar nicht für berechtigt, auf eine solche Weise zu ihm zu reden, warfen ihm aber bedrohliche Blicke zu.

— Ich versichere Sie, wiederholte Mouret mit einer sanften Stimme, ich habe sie nicht geschlagen. Ich hatte mich gerade niedergelegt, hatte mein Halstuch umgebunden. Und als ich die Kerze angerührt habe, die auf der Kommode stand, da ist sie aufgewacht und emporgesprungen, hat die Arme ausgebreitet, einen Schrei ausgestoßen, sich die Stirne mit den Fäusten geschlagen und den Körper mit den Nägeln gekratzt!

Die Köchin schüttelte schrecklich mit dem Kopfe.

— Warum haben Sie nicht aufgemacht? fragte sie. Wir haben doch stark genug an die Thüre gedonnert.

— Ich versichere Sie, ich bin es nicht gewesen, sprach er von neuem mit einer noch größeren Weiche des Tons. Ich wußte nicht, was sie befiel. Sie hat sich an die Erde geworfen, hat sich gebissen, ist umhergesprungen, daß die Möbel zerbrochen sind. Ich habe mich nicht getraut, vorbeizugehen; ich war ganz blöde. Ich habe Sie zweimal aufgefordert, hereinzukommen, aber Sie haben meine Rufe nicht hören können, weil sie zu laut geschrieen hat. Ich habe mich sehr gefürchtet. Ich bin's nicht gewesen, ich versichere Sie!

— So? dann hat sie sich selbst geschlagen; nicht wahr? fragte Rose wieder voll Hohn. Und zu Frau Faujas gewendet, setzte sie

hinzu: Er wird seinen Stecken zum Fenster hinausgeworfen haben, als er unser Pochen gehört hat.

Mouret, nachdem er endlich den Leuchter auf die Kommode gestellt hatte, hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und hielt die Hände im Schoße. Er wehrte sich nicht mehr. Er sah mit stierem Blick auf diese dürftig bekleideten Weiber, die ihre mageren Arme vor dem Bette rührten. Trouche hatte mit dem Abbé Faujas einen Blick gewechselt. Der arme Mensch erschien ihnen gar nicht so wie ein Wüterich, in seinen Hemdsärmeln und dem über seinen kahlen Schädel gezogenen Halstuche. Sie traten näher, hefteten prüfende Blicke auf Martha, die mit krampfhaft verzerrtem Antlitz aus einem Traume emporzufahren schien.

— Was giebt's, Rose? fragte sie. Warum sind denn diese Leute alle hier? Ich bin wie zerschlagen. Ich bitte Dich, sag' ihnen, sie sollen mich in Ruhe lassen.

Rose zögerte einen Augenblick.

— Ihr Mann ist in der Stube, Frau Mouret, sprach sie leise; fürchten Sie sich denn nicht, allein mit ihm zu bleiben?

Martha sah sie verwundert an.

— Nein! nein! antwortete sie. Gehen Sie nur! ich bin recht müde.

Da verließen die fünf Personen das Zimmer und ließen Mouret allein, der mit irren Blicken auf den alten Alkoven stierte.

Das Haus trat in seinen Frieden zurück. Die Nacht verlief ruhig. Am andern Morgen als die drei Frauen auf den schrecklichen Auftritt zurückkommen wollten, fanden sie Martha in Verwunderung, gleichsam beschämt und verlegen. Sie gab keine Antwort, schnitt die Unterhaltung kurz ab. Sie wartete, bis niemand mehr da war, um einen Arbeiter zu rufen, welcher die Thüre wieder ausbesserte. Frau Faujas und Olympe schlossen hieraus, daß Frau Mouret durch ihr Schweigen einem Ärgernis aus dem Wege gehen wollte.

Seitdem wiederholten sich ähnliche Auftritte in unregelmäßigen Zwischenräumen. Das Haus lebte nur noch in der Furcht vor einem schrecklichen Verbrechen. Beim geringsten Geräusch waren die

Mieter des zweiten Stocks auf den Beinen. Martha vermied nach wie vor jedes Gespräch über die Vorkommnisse, und mochte absolut nichts von dem Vorschlag Rosas hören, für Herrn Mouret ein Gurtbett in dem Büreau desselben aufzuschlagen. Der anbrechende Tag schien das nächtliche Drama bis auf die Erinnerung fortzuwischen.

Indessen verbreitete sich in dem Stadtviertel nach und nach das Gerücht, daß bei Mourets sich seltsame Dinge ereigneten. Man erzählte, daß der Mann die Frau alle Nächte prügelte. Rose hatte wohl Frau Faujas und Olympe beim Worte genommen, nichts über die nächtlichen Unruhen auszuplaudern, da ihre Herrin darüber Schweigen gewahrt zu wünschen scheine. Aber sie selbst hatte durch Klagen, durch ihre Anspielungen und Vorbehalte den Hauslieferanten Stoff zur Bildung und Nahrung dieses Gerüchtes gegeben. Der Fleischer, der gern einen schlechten Witz machte, behauptete, daß der Pfaffe bei der Geschichte die hauptsächlichste Rolle spiele. Mouret schlüge seine Frau, weil er auf ihn eifersüchtig zu sein Ursache gefunden hätte; aber die Obsthökerin nahm „die arme Dame in Schutz, die ein richtiges Lamm sei und kein Wässerchen trüben könne; während die Bäckersfrau in Mouret einen jener Menschen zu finden meinte, „die ihre Frauen des Vergnügens halber prügelten“. Auf dem Gemüsemarkte wurde von Martha nur noch gesprochen mit zum Himmel aufgeschlagenen Blicken; mit zärtlichen Reden, wie man von einem kranken Kinde spricht. Wenn Olympe auf den Marktplatz kam, um ein Pfund Kirschen oder einen Topf Erdbeeren zu kaufen, lenkte sie das Gespräch unermüdlich auf Mourets, und eine Viertelstunde lang flutete es von süßen Salbadereien.

— Nun! wie steht's im Hause?

— Ach! reden Sie nicht davon! Sie weint sich zu Tode. Es ist zum Erbarmen! Man möchte lieber, sie stürbe.

— Sie hat gestern Artischocken bei mir gekauft; sie hatte eine ganz aufgeschundene Backe.

— Ach Gott! er massakriert sie. Und wenn Sie ihren Leib sehen könnten, wie ich ihn gesehen habe! Eine Wunde neben der anderen. Fußtritte versetzt er ihr, wenn sie an der Erde liegt;

ich bin immer darauf gefaßt, sie mit zerschmettertem Kopfe zu finden, wenn wir in der Nacht hinuntergehen.

— Das muß für Sie keine Freude sein, in einem solchen Hause zu wohnen. Ich an Ihrer Stelle zöge aus. Wenn ich alle Nächte solchen Schrecken ausstehen sollte, da würde ich krank.

— Und was soll aus diesem unglücklichen Weibe werden? Sie ist so fein in ihrem Wesen, so sanft! Wir bleiben ihretwegen; nicht wahr? fünf Sous kostet das Pfund Kirschen?

— Ja wohl, fünf Sous . . . Na, das muß man Ihnen lassen? Ausdauer haben Sie! Sie sind eben eine gute Seele!

Diese Geschichte von einem Ehemann, welcher die mitternächtliche Stunde abwartete, um über seine Frau mit dem Stocke herzufallen, war ganz besonders dazu angethan, die Klatschschwestern des Gemüsemarktes in Aufregung zu setzen. Sie fand aber auch Gläubige unter den besseren Leuten von Plassans. Als sie auf den Corso Sauraire gelangte, rief sie viel Belustigung hervor bei den Kleinrentnern, die in Reih und Glied in der warmen Maisonne auf den Bänken saßen.

— Mouret ist nicht der Mann danach, seine Frau zu prügeln, meinten die in Ruhestand getretenen Mandelhändler; er sieht vielmehr aus, als hätt' er die Peitsche bekommen; er kommt nicht einmal auf den Corso mehr. Seine Frau mag ihm wohl den Brotkorb hoch hängen.

— Man kann nicht wissen, meinte ein pensionierter Kapitän. Ich habe im Regiment einen Offizier gekannt, welchem seine Frau wegen eines bloßen Wortes Maulschellen gab. Das ist ein halb Dutzend Jahre so hingegangen. Eines Tages ist's ihr eingefallen, ihm Fußtritte zu versetzen; da ist er wütend geworden und hat sie beinahe erwürgt. Vielleicht mag Mouret die Fußtritte auch nicht leiden.

— Er kann ohne Zweifel die Pfaffen noch weniger leiden, bemerkte eine Stimme höhnisch, womit die Unterhaltung ihr Ende fand.

Madame Rougon schien eine Zeitlang von dem Skandal, welcher die ganze Stadt beschäftigte, nichts zu wissen. Sie behielt ihre lächelnde Miene, vermied es, die Anspielungen, die man in ihrer

Gegenwart machte, zu verstehen. Eines Tages aber trat sie, nach einem längeren Besuche bei Herrn Delangre mit verstörter Miene und thränenvollen Augen, in die Wohnstube ihrer Tochter.

— Aber, mein gutes liebes Kind! rief sie, Martha in ihre Arme schließend, was hab' ich soeben erfahren! Dein Mann vergäße sich soweit, Hand an Dich zu legen? Das sind doch Lügen! nicht wahr? Ich habe die Wahrheit dieser Gerüchte in der formellsten Weise bestritten. Ich kenne doch Mouret. Er hat wohl eine sehr schlechte Erziehung, aber böse ist er nicht!

Martha errötete. Es überfiel sie jene Verlegenheit, jene Beschämung, welche sie jedesmal empfand, wenn man diesen Gegenstand in ihrer Anwesenheit berührte.

— Nun ja, die Frau wird sich gerade beklagen! rief Rose mit der an ihr gewöhnten Keckheit. Ich würde Sie schon lange in Kenntnis gesetzt haben, Frau Rougon, wenn ich nicht Furcht gehabt hätte, von ihr gescholten zu werden.

Die alte Dame ließ die Hände sinken, mit einer Gebärde des unsäglichsten Schmerzes.

— So ist's denn wahr? flüsterte sie; er schlägt Dich? . . . O! der Unglückselige!

Sie fing an zu weinen.

— In meinem Alter muß ich solche Dinge auch erleben! Ein Mensch, den wir mit Wohlthaten überhäuft haben, als ihm der Vater starb und er bei uns nur Ladendiener war! Rougon ist's, Rougon! der eure Heirat gewollt hat! Ich sagte ihm damals schon, daß Mouret den bösen Blick hätte. Übrigens hat er sich niemals gut gegen uns benommen; hat sich in Plassans bloß niedergelassen, um uns mit den paar Pfennigen, die er zusammengekratzt hatte, zu ärgern. Gott sei Dank! wir hatten seiner nicht nötig, waren reicher als er; und das ist's wohl hauptsächlich gewesen, was ihn geärgert hat. Er ist schwachen Geistes, und dermaßen eifersüchtig, daß er sich immer geweigert hat wie ein Flegel, einen Fuß in meinen Salon zu setzen; er wäre ja vor Neid dort umgekommen! Aber ich werde Dich einem solchen Ungeheuer nicht in den Händen lassen, meine Tochter. Es giebt zum Glück in Frankreich Gesetze.

— Beruhigen Sie sich, Mutter! ich versichere Sie, man übertreibt sehr! flüsterte Martha, deren Verlegenheit wuchs.

— Na, da sehen Sie ja, daß sie ihn noch verteidigen wird! meinte die Köchin.

In diesem Augenblicke trat der Abbé Faujas mit Trouche, die im Hintergrunde des Gartens eine große Konferenz gehalten hatten, vor. Das Stimmengeräusch hatte sie herbeigerufen.

— Herr Pfarrer! ich bin eine recht unglückliche Frau, begann Frau Rougon, indem sie ihre Klagen vermehrte; es ist mir nur die einzige Tochter geblieben, und nun erfahre ich, daß ihre Augen nicht Thränen genug haben für all' ihr Leid. Ich bitte Sie, Herr Abbé: da Sie in ihrem Hause wohnen, in ihrer Nähe leben, so geben Sie ihr Trost! gewähren Sie ihr Schutz!

Der Abbé sah ihr scharf ins Auge.

— Ich habe soeben eine Person gesprochen, die ich nicht nennen mag, fuhr sie fort, jetzt ihrerseits den Priester ins Auge fassend. Diese Person hat mich in Schrecken gejagt. Gott weiß, ob ich meinen Schwiegersohn zu bedrücken suche! Aber ich habe doch die Pflicht, nicht wahr? das Interesse meines Kindes wahrzunehmen! Nun, mein Schwiegersohn ist ein Unglückseliger! er mißhandelt seine Frau; er setzt den ganzen Ort in Aufruhr, bietet den häßlichsten Gerüchten Raum! Sie werden sehen, daß er sich noch in der Politik bloßstellen wird, sobald die Wahlen ihren Anfang nehmen werden! Das letzte Mal hat er — mein Schwiegersohn! — den Pöbel der Vorstädte zur Wahlurne geführt. Das wird noch mein Tod sein, Herr Pfarrer!

— Herr Mouret würde nicht zugeben, daß man ihm Vorstellungen mache! wagte der Abbé zu bemerken.

— Und doch kann ich mein Kind einem solchen Menschen nicht lassen! schrie Frau Rougon. Ich mag uns nicht in den Pfuhl der Schande reißen lassen! Wozu haben wir denn eine Gerechtigkeit im Lande?

Trouche schaukelte sich hin und her. Er benützte das auf diese Worte folgende Stillschweigen.

— Herr Mouret ist verrückt, erklärte er rund heraus.

Das Wort fiel gleich einem Keulenschlage auf die Anwesenden. Alle sahen einander an.

— Ich meine, daß sein Kopf nicht mehr festsitzt, fuhr Trouche fort. Sie brauchen nur seine Augen zu studieren. Ich versichere Sie, meine Herrschaften, daß ich in großer Unruhe bin. In Besançon gab es einen Mann, der seine Tochter über alles liebte, und sie in einer Nacht, ohne zu wissen, was er that, totgeschlagen hat.

— Es ist schon eine geraume Zeit her, sprach Rose leise, daß es bei dem Herrn zu knacken anfängt.

— Aber das ist ja entsetzlich! schrie Frau Rougon. Sie haben recht: er ist mir ganz sonderbar vorgekommen, als ich ihn letztmals gesehen habe. Ach! mein armes liebes Kind! versprich mir, daß Du mir alles gestehen wirst! ich kann jetzt keinen Abend mehr ruhig schlafen. Hörst Du: bei der ersten Ungezogenheit Deines Mannes zögere nicht mehr! setze Dich nicht länger in Gefahr! Die Narren sperrt man ein!

Mit diesem Worte verließ sie ihre Tochter. Als Trouche allein war mit dem Abbé Faujas, zeigte er sein böses, hämisches Lachen, das seine schwarzen Zähne bloßlegte.

— Na! die Frau Wirtin ist mir eine schöne Kerze schuldig! sprach er leise. Sie wird nun in der Nacht rumoren und strampeln können nach Belieben!

Der Priester antwortete nicht. Sein Gesicht zeigte erdige Farbe; die Augen waren zu Boden gerichtet. Die Achseln zuckend, schritt er unter die Laube im Hintergrunde des Gartens, um sein Brevier zu lesen.

XVII.

Am Sonntag ging Mouret aus, seiner Gewohnheit als alter Handelsmann getreu, und machte einen Weg um die Stadt. Er trat nun an diesem Tage noch aus der engen Einsamkeit, in welche er sich mit einer Art von Beschämung abschloß. Es war eine rein

mechanische Verrichtung. Am Morgen rasierte er sich, zog ein neues Hemd an, bürstete Rock und Mantel ab, und nach dem Frühstück, ohne daß er wußte wie, befand er sich auf der Straße und schritt mit kurzen Tritten, die Hände auf dem Rücken, sauberen Aussehens, entlang.

An einem Sonntag, als er eben den Fuß auf die Straße setzte, sah er auf dem Trottoir der Rue Balande Rose stehen, welche mit der Dienstmagd des Herrn Rastoil ein reges Gespräch führte. Die beiden Frauenzimmer schwiegen still, als sie ihn bemerkten. Sie musterten ihn mit einer so auffälligen Miene, daß er sich vergewisserte, ob nicht ein Zipfel seines Taschentuches ihm aus einer hinteren Rocktasche heraushinge. Als er auf dem Platze der Unterpräfektur angekommen war, sah er sich um und fand sie noch immer auf dem nämlichen Flecke. Rose ahmte den schaukelnden Gang eines Betrunkenen nach, während die Rastoil'sche Magd laut auflachte.

— Ich gehe zu geschwind, dachte Mouret bei sich; sie äffen mir nach.

Er verlangsamte seinen Schritt. In der Rue de la Banne, je weiter er nach dem Markte zu kam, traten die Ladenbesitzer an die Thüre und verfolgten ihn neugierig mit den Blicken. Er nickte dem Fleischer einen Gruß zu, der mit offenem Munde stehenblieb, ohne den Gruß zu erwidern. Die Bäckersfrau, vor welcher er den Hut zog, schien so erschreckt, daß sie zurückfuhr. Die Obsthökerin, der Gewürzkrämer, der Zuckerbäcker zeigten mit Fingern auf ihn, von einem Trottoir nach dem andern hinüber. Hinter sich ließ er eine ganze Bevölkerung in Aufregung; Gruppen bildeten sich; Stimmengewirr erhob sich, untermischt mit Spottrufen.

— Haben Sie gesehen, wie steif er zuschreitet?

— Ja, als er über den Graben treten wollte, wäre er beinahe gepurzelt.

— Man sagt, so machten's sie's alle.

— Mag sein, aber ich habe doch recht große Furcht gehabt. Warum läßt man ihn ausgehen? Das sollte doch verboten werden!

Mouret, in Furcht gejagt, wagte sich nicht mehr umzudrehen. Er ward von einer unbestimmten Unruhe ergriffen, da er nicht recht

verstand, was man über ihn redete. Er ging rascher, ließ die Arme in einer ungezwungenen Weise hängen. Er bedauerte, seinen alten Rock — einen kastanienbraunen Rock, der nicht mehr modisch war — angezogen zu haben. Auf dem Markte angekommen, zauderte er einen Augenblick; dann trat er kurzentschlossen mitten unter die Gemüseweiber. Aber hier bewirkte sein Erscheinen eine förmliche Revolution.

Die Hausfrauen von ganz Plassans bildeten Spalier, als er über den Platz schritt. Die Hökerinnen standen an ihren Verkaufsbänken, die Fäuste in die Hüften gestemmt, und schauten ihm ins Gesicht. Man stieß sich, drängte sich, Weiber stiegen auf die Prellsteine der Markthalle. Und er beflügelte seinen Schritt, in dem Bemühen, loszukommen, nicht imstande, sich wirklich für die Ursache dieses Aufruhrs zu halten.

— O! man könnte wirklich meinen, seine Arme seien Windmühlenflügel! sagte eine Bauersfrau, die Obst verkaufte.

— Er rennt, als wenn er keine Milz im Leibe hätte; wenig fehlte, so rannte er mir meinen Stand um! setzte ein Salatweib hinzu.

— Haltet ihn auf! haltet ihn auf! schrieen die Müllersknechte gefällig.

Mouret, von Neugierde ergriffen, blieb stehen; er reckte sich unbefangen auf den Zehen in die Höhe, um zu sehen, was vorginge. Er glaubte, man hätte einen Dieb festgenommen. Ein ungeheures Hallo brach aus; Schreie, Pfiffe, Tierlaute, alles ertönte durcheinander.

— Er ist nicht böse! thut ihm kein Leids!

— Na na! ich möcht' ihm nicht über den Weg trauen. Er steht zur Nachtzeit auf, um die Leute zu würgen.

— Soviel steht fest: er hat einen häßlichen Blick.

— Also hat's ihn mit einemmal gepackt?

— Ja, mit einemmal! Das ist doch ein merkwürdiger Fall. Ein Mann, der so sanftmütig, so leutselig war! Ich geh' fort; mir thut das Herz weh bei diesem Anblick . . . Da sind drei Sous für die Kohlköpfe.

Mouret hatte eben Olympe bemerkt inmitten einer Gruppe von Frauen. Sie hatte prächtige Pfirsiche gekauft, die sie in einen sehr hübschen Arbeitsbeutel, wie ihn die vornehmen Damen tragen, geschüttet hatte. Sie mußte irgend eine ergreifende Geschichte erzählen; denn die Klatschgevattern, die um sie her standen, stießen halblaute Rufe aus, indem sie die Hände auf eine wehklagende Weise ineinander falteten.

— Dann, vollendete sie, hat er sie bei den Haaren gepackt und hätte ihr die Kehle durchgeschnitten mit einem Rasiermesser, das auf der Kommode lag, wenn wir nicht gerade noch rechtzeitig hinzugekommen wären, um das Verbrechen zu hindern. Sagen Sie ihm nichts! es möcht' ein Unglück geben.

— He? was denn für ein Unglück? fragte Mouret erschreckt die Sprecherin.

Die Weiber waren auseinandergestiebt; Olympe wich vorsichtig zurück, indem sie mit leiser Stimme erwiderte:

— Werden Sie nicht böse, Herr Mouret! Aber Sie thäten besser, nach Hause zu gehen.

Mouret flüchtete sich in ein Gäßchen, welches nach dem Corso Sauraire führte. Das Geschrei wuchs; er ward eine Zeitlang durch das grollende Getöse des Marktes verfolgt.

— Was haben sie denn nur heute? dachte er. Vielleicht ziehen sie über mich her; aber ich habe doch meinen Namen nicht gehört. Vielleicht ist's nur zufällig.

Er nahm seinen Hut ab, sah ihn an, voll Furcht, daß ihm irgend ein Gassenbube eine Handvoll Kalk daran geworfen habe; er hatte auch weder einen Papier-, noch einen Rattenschwanz auf dem Rücken. Diese Untersuchung beruhigte ihn. Er nahm seine kleinbürgerliche Gangweise wieder an in der Stille des Gäßchens, welches er durchschritt, und bog ruhig ein in den Corso Sauraire. Die Kleinrentner saßen auf ihrem Platze, im Sonnenschein.

— Da, seht! Mouret kommt! meinte der pensionierte Kapitän mit einer Miene des tiefen Erstaunens.

Die lebhafteste Neugierde malte sich auf den schläfrigen Gesichtern dieser Herren. Sie reckten den Hals, ohne vom Platze zu

weichen, ließen Mouret vor der Bank stehen und musterten ihn mit peinlicher Sorgfalt vom Kopf bis zu den Füßen.

— Na? einen kleinen Spaziergang gemacht? begann der Kapitän das Gespräch, welcher den meisten Mut von allen zu besitzen schien.

— Ja, einen kleinen Spaziergang, wiederholte Mouret mit zerstreutem Wesen; das Wetter ist sehr schön.

Die Herren tauschten ein Lächeln des Einverständnisses; es war ihnen kalt, und der Himmel hatte sich eben bewölkt.

— Sehr schön! meinte der alte Gerber leise; heikel sind Sie nicht, Mouret. Freilich, Sie haben sich schon wintermäßig angezogen; haben ja einen ganz schnurrigen Kaftan an.

Das Lächeln verwandelte sich zu Spott. Mouret schien von einem plötzlichen Gedanken ergriffen.

— Schauen Sie doch einmal her, bat er, indem er sich rasch umwendete, ob ich nicht eine Sonne auf dem Buckel habe.

Die zur Ruhe gesetzten Mandelhändler konnten nun den Ernst nicht mehr wahren; sie brachen in Lachen aus. Der Witzbold der Gesellschaft, der Kapitän, blinzelte mit den Augen.

— Wo denn? eine Sonne? fragte er: ich sehe nur einen Mond.

Die andern klatschten Beifall; der Witz erschien ihnen geistreich.

— Einen Mond? fragte Mouret. Thun Sie mir doch den Gefallen, ihn abzuwischen; er hat mir viel Ärger bereitet.

Der Kapitän gab ihm ein paar Klapse auf den Rücken und sagte:

— Da! mein Sohn! nun sind Sie des Mondes ledig! Es muß auch recht unbequem sein, einen Mond auf dem Buckel zu haben. Sie sehen recht leidend aus.

— Ich befinde mich gar nicht recht munter, gab er mit seiner klanglosen Stimme zur Antwort. Und da er glaubte, Gezischel auf der Bank zu hören, fuhr er fort: O! ich werde sehr gut gepflegt zu Hause. Meine Frau ist sehr gut, sehr gut . . . sie verwöhnt mich. Aber ich bin der Ruhe bedürftig, sehr bedürftig. Deshalb gehe ich nicht mehr aus, deshalb sieht man mich nicht so häufig wie früher. Wenn ich wieder gesund bin, dann werde ich wieder mit meinen Geschäften anfangen.

— Ei unterbrach ihn der ehemalige Gerbermeister grob; man behauptet doch, daß Ihre Frau sich ebenfalls nicht recht munter befände.

— Meine Frau? o! die ist nicht krank; das sind Lügen! rief er, lebhaft werdend; ihr fehlt nichts, gar nichts. Man mag uns nicht leiden, weil wir in Frieden miteinander leben ... Ach was! krank, meine Frau krank! Sie ist sehr stark; sie hat nicht einmal Kopfschmerzen.

Und er fuhr fort, in kurzen Sätzen zu sprechen, stotternd in der Weise und mit den unruhigen Blicken eines Menschen, welcher lügt und dessen Zunge durch eine lange Schweigsamkeit der Rede ungewohnt geworden ist. Die Kleinrentner nickten mitleidsvoll mit dem Kopfe, während der Kapitän mit dem Zeigefinger sich gegen die Stirne klopfte. Ein alter Hutmacher der Vorstadt, welcher Mouret vom Kravattenknoten bis zum untersten Knopfe seines Rockes gemustert hatte, hatte sich endlich in den Anblick seiner Schuhe vertieft. Das Band des linken Schuhes war aufgegangen, was dem Hutmacher außerordentlich erschien; er stieß seine Nachbarn mit dem Ellenbogen und zeigte ihnen mit einem Blinzeln dieses Schnürsenkel, dessen Enden herabhingen. Bald sah die ganze Bank weiter nichts mehr als dieses Senkel. Das war das Höchste: die Herren zuckten die Achseln in der Weise, als sei für sie eine jede Hoffnung abgeschnitten.

— Mouret, sagte väterlich der Kapitän; knüpfen Sie sich doch die Bänder an Ihrem Schuh fest!

Mouret senkte den Blick auf seine Füße; aber er schien nicht zu verstehen, er fing wieder an zu sprechen. Und als man ihm keine Antwort mehr gab, schwieg er, blieb noch einen Augenblick stehen und setzte endlich seinen ruhigen Spaziergang fort.

— Er wird fallen, ganz gewiß! erklärte der Gerbermeister, indem er sich aufrichtete, um ihm länger nachsehen zu können. Ei! ist das närrisch! was ist aus dem armen Kerl geworden?

Am Ende des Corso Sauraire, als Mouret am „Jugendring“ vorbeischritt, begegnete er wieder dem unterdrückten Lachen, welches sein Begleiter war, seitdem er den Fuß auf die Straße gesetzt

hatte. Er sah deutlich auf der Schwelle des Jugendring=Cafés den jungen Rastoil stehen, welcher ihn einer Gruppe von jungen Leuten zeigte. Augenscheinlich war er es, über den die ganze Stadt so lachte. Er ließ den Kopf sinken, von einer eigentümlichen Furcht ergriffen, da er sich diese Hetze gegen ihn nicht zu erklären vermochte, und schlich nun ängstlich längs den Häusern hin. Als er in die Rue Cauquoin einbiegen wollte, hörte er ein Geräusch hinter sich; er drehte sich um und sah drei Gassenbuben, die ihn verfolgten: zwei große mit frecher Miene, und einen ganz kleinen, der sehr ernst that und in der Hand eine alte Apfelsine trug, die er auf einen Rinnstein aufgelesen hatte. Mouret schritt die Rue Cauquoin entlang, über den Platz des Récollets und befand sich in der Rue de la Banne. Die Gassenbuben folgten ihm noch immer.

— Soll ich Euch die Ohren zausen? rief er sie an, plötzlich auf sie zuschreitend.

Sie sprangen lachend, johlend, auf vier Fuß Weite beiseite, Mouret war puterrot im Gesicht geworden; er fühlte den Spott, er kam sich albern vor. Er that sich Gewalt an, um seine Ruhe zu behalten, und setzte seinen Weg wieder fort. Was ihn in Schrecken setzte, war, daß er mit diesem Gefolge von Taugenichtsen, das sich der Zahl und der Frechheit nach mit jedem Schritte vermehrte, über den Präfekturplatz und unter den Fenstern von Rougons vorbeischreiten sollte. Als er weiter schritt, sah er sich gerade genötigt, einen Umweg zu machen, um seiner in Gesellschaft von Madame de Condamin vom Vespergottesdienst heimkehrenden Schwiegermutter nicht zu begegnen.

— Hallo! hallo! schrieen die Gassenjungen.

Mouret, dem der Schweiß auf die Stirn trat, der mit den Füßen gegen die Steine rannte, hörte, wie die alte Frau Rougon zu der Frau des Wald= und Wegebau=Inspektors sagte:

— O! sehen Sie doch diesen Unglücksmenschen! Es ist eine Schande! Wir können das nicht länger mit ansehen.

Da packte es Mouret unwiderstehlich, und er fing an zu laufen. Mit schlotternden Armen, wiegendem Kopfe rannte er die Rue Balande entlang, in welche sich hinter ihm her die Gassenjungen=

schar, die auf zehn bis zwölf Köpfe angeschwollen war, stürzte. Es war ihm, als ob die Kaufleute der Rue de la Banne, die Marktweiber, die Spaziergänger des Corso Sauraire, die jungen Herren vom Jugendringe, die Rougons, die Condamins, ganz Plassans mit seinem unterdrückten Gelächter, den jähen Abhang der Straße hinter ihm her rannte.

— Halt' ihn! heulten die Jungen.

— Hoppedipopp! packt ihn am Rockschoß!

— Heda! ihr andern rennt die Rue Taravelle hinab; da können wir ihn packen!

— Galopp! galopp!

Mouret nahm einen verzweifelten Anlauf, um seine Hausthür zu gewinnen. Aber sein Fuß strauchelte; er stürzte der Länge nach auf das Trottoir, wo er ein paar Sekunden wie bewußtlos liegen blieb. Die Gassenjungen schlossen einen Kreis um ihn und stießen Siegesschrei aus, während der ganz Kleine mit seiner ernsten Miene vortrat und nach Mouret mit der verfaulten Apfelsine zielte, die auf seinem linken Auge aufplatzte. Mühsam stand er auf und trat in sein Haus, ohne sich abzuwischen. Rose mußte zum Kehrbesen greifen, um die Taugenichtse zu verjagen.

Von diesem Tage an stand es in Plassans fest, daß Mouret ins Tollhaus gehöre. Man erzählte erstaunliche Dinge. Tagelang zum Beispiel schlösse er sich in ein kahles Zimmer, in welchem seit einem Jahre kein Besenstrich gethan worden sei; und die Sache wäre nicht etwa eine Mär, sondern die Personen, welche sie erzählten, hätten sie von der Köchin des Hauses selbst gehört. Was konnte er in diesem kahlen Raume thun? Darüber gab es verschiedene Auskunft; die Köchin meinte, er spiele den Toten dort; was das ganze Stadtviertel in Aufruhr setzte. Auf dem Markte glaubte man steif und fest, er halte in diesem leeren Raum einen Sarg versteckt.

— Die Krise hat schon lange gedroht, erzählte Frau Olympe in allen Läden. Damit hat's angefangen: er wurde traurig, verkroch sich in die Winkel — wie die Tiere, wissen Sie, wenn sie krank werden. An dem ersten Tage, als ich den Fuß in das Haus

setzte, habe ich zu meinem Manne gesagt: „Der Hausherr spinnt einen schlechten Faden.“ Er sah so gelb aus um die Augen, hatte eine so duckmäuserige Miene. Und seitdem ist's immer schlimmer im Hause geworden; er bekam alle möglichen Mucken; zählte die Zuckerstückchen ab, schloß alles weg, sogar das Brot. Er besaß einen so schmutzigen Geiz, daß seine arme Frau nicht einmal Schuhe anzuziehen hatte! Ach! das ist ein unglückliches Weib! ich beklage die Arme aus ganzem Herzen. Die hat was ausgehalten! Stellen Sie sich ein Leben vor mit diesem Thoren, der sich nicht einmal bei Tische zu benehmen weiß. Während des Essens wirft er seine Serviette hin, läuft davon wie ein Besessener, nachdem er in die Schüssel gepatscht hat. Und nörgelig dabei! Wegen eines beiseite gestellten Senftopfs hat er Skandal gemacht! Jetzt sagt er nichts mehr, stiert wie ein wildes Tier vor sich hin, springt Leuten an die Gurgel, ohne einen Mucks zu thun. Ich habe schnurrige Dinge gesehen . . . wenn ich erzählen wollte . . .

Und nachdem sie die Neugierde auf den Höhepunkt getrieben hatte und sie mit Fragen bedrängt worden war, da sagte sie leise:

— Nein, nein! das geht mich nichts an! Frau Mouret ist eine heilige Frau, die als wahrhaftige Christin leidet. Sie hat ihre Gedanken hierüber, man muß sie achten. Glauben Sie's wohl, daß er ihr den Hals hat durchschneiden wollen mit einem Rasiermesser.

Es war immer dieselbe Geschichte, aber sie erzielte eine gewisse Wirkung: die Fäuste ballten sich, die Frauen sprachen davon, Mouret zu erwürgen. Wenn ein Ungläubiger den Kopf schütttelte, brachte man ihn sofort aus dem Konzept mit der Forderung, für die entsetzlichen Auftritte bei Nacht eine Erklärung zu geben; bloß ein Verrückter wäre imstande, in solcher Weise seiner Ehefrau an die Gurgel zu springen, sobald sie sich niedergelegt habe. Vier Wochen lang ward das Gerede so fortgesetzt. In der Rue Balande kehrte, trotz des durch Olympe verbreiteten tragischen Klatsches, die Ruhe wieder ein; die Nächte verflossen in Frieden. Martha bezeigte eine nervöse Ungeduld, wenn ihre Freundinnen ihr, ohne sich deutlich auszusprechen, zur größten Vorsicht anrieten.

— Sie wollen auf Ihren Willen beharren, nicht wahr? meinte Rose. Na, Sie werden ja sehen: er wird wieder von vorne anfangen. An einem der nächsten Morgen werden wir Sie gewiß schön hergerichtet sehen.

Frau Rougon stellte sich jetzt schrecklich besorgt und sprach jeden zweiten Tag bei ihrer Tochter vor. Sie trat mit einer angstvollen Miene ein und fragte Rose schon auf dem Hausflur: Nun, irgend was vorgefallen heute? Dann umarmte sie ihre Tochter mit einer zärtlichen Wut, als hätte sie Furcht gehabt, sie nicht mehr anzutreffen. Sie verbrächte schreckliche Nächte, erzählte sie, bei jedem Klingelzug führe sie zusammen, weil sie immer dächte, etwas Schreckliches zu vernehmen. Und wenn Martha ihr beteuerte, daß sie ganz außer Gefahr sei, da sah sie ihre Tochter an voll Bewunderung und rief:

— Du bist ein Engel! Wenn ich nicht da wäre, dann ließest Du Dich hinmorden, ohne einen Seufzer. Aber sei ruhig; ich wache über Dich; ich treffe meine Vorsichtsmaßregeln. An dem Tage, wenn Dein Mann den kleinen Finger gegen Dich rührt, da soll er mich kennen lernen!

Sie sprach sich nicht weiter aus, aber sie lief in der ganzen Stadt herum bei allen maßgebenden Persönlichkeiten; sie hatte das Unglück ihrer Tochter dem Maire, dem Unterpräfekten, dem Gerichtspräsidenten unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt.

Die Herren bewiesen sich über die Maßen angenehm, beruhigten sie, versprachen ihr, über Frau Mouret zu wachen, wenn sie sich auch ganz der Sache fern hielten, um bei der geringsten Gefahr einzuschreiten. Besonders lag sie Herrn Péqueur des Saulains und Herrn Rastoil in die Ohren, den beiden Nachbarn ihres Schwiegersohnes, die ja sofort sich ins Mittel legen könnten, wenn sich ein Unglück zutragen sollte.

Diese Geschichte von einem vernünftigen Narren, der die Mitternachtsstunde abwarte, bevor er wirklich toll wurde, lieh den beiden Zusammenkünften der Gesellschaft in Mourets Garten ein besonderes Interesse. Man entwickelte jetzt einen ganz besonderen Eifer, um dem Abbé Faujas seine Grüße darzubringen. In den

ersten Tagen machte man nur schüchterne Anspielungen auf das Drama, welches sich in dem Hause abspielte. Aber eines Dienstags wagte Herr Maffre, indem er mit Trouche das Haus überblickte, die Frage mit einem scheuen Zwinkern nach einem Fenster des ersten Stocks hinauf:

— Das ist das Zimmer nicht wahr?

Und nun begannen die beiden Gesellschaften über das sonderbare Abenteuer zu sprechen, welches das Stadtviertel förmlich auf den Kopf stellte. Der Priester gab einige unbestimmte Andeutungen: es wäre sehr verdrießlich, sehr betrübsam, und er beklagte jedermann, ohne sich indes weiter auszulassen.

— Aber Sie, Doktor, fragte Frau de Condamin Herrn Porquier; Sie sind doch Hausarzt drüben; was denken Sie denn von der Sache?

— Es ist ein sehr heikler Fall, sprach der Doktor diskret nachdem er eine Weile den Kopf gewiegt hatte, ohne zu antworten. Frau Mouret ist nicht sehr standfest. Und was Herrn Mouret anbetrifft . . .

— Ich habe Frau Rougon gesehen' unterbrach ihn der Unterpräfekt. Sie ist sehr unruhig.

— Ihr Schwiegersohn ist ihr immer ein Dorn im Auge gewesen, bemerkte Herr de Condamin geradheraus. Ich habe Mouret gestern im Klub gesehen. Er hat mit mir Pikett gespielt. Mir ist er ebenso gescheit vorgekommen, wie früher. Der biedere Mann ist ja niemals ein großes Licht gewesen.

— Ich habe nicht gesagt, erwiderte der Doktor, der in diesen Worten einen Angriff auf sein ärztliches Ansehen zu finden meinte, daß er verrückt ist, in der Bedeutung, die man dem Worte gewöhnlich beilegt. Allein ich sage auch nicht, daß ich es für klug erachte, ihn in Freiheit zu lassen. Herr Mouret ist immer zänkisch, ruhelos, despotisch gewesen. Diese Nervosität scheint mit dem Alter gewachsen zu sein. Heute trage ich kein Bedenken, ihn den bösartigen Narren zuzurechnen.

— Aber, Doktor, wenn das Ihre Meinung ist, so muß man sich doch vorsehen! rief Herr Rastoil aus. Es wäre doch wohl

Ihre Pflicht, einen Bericht über den Fall an die maßgebende Stelle zu erstatten.

Der Doktor Porquier behielt eine gewisse Verlegenheit.

— Wir reden noch darüber, meinte er mit seinem verschwiegenen Lächeln als Frauenarzt. Wenn ich gerufen werde, wenn ich sehe, daß die Dinge ernst werden, so werde ich meine Pflicht thun.

Herr Péqueur des Saulains bemerkte hierauf, während er die Schüssel mit dem Backwerk bei den Damen herumreichte, und dabei seine hübsche Offiziersgestalt in Vorteil setzte:

— Uud dabei soll man's für möglich halten, daß dieser Mensch sich mit der Politik befaßt hat! Ich will Ihnen Ihr Bündnis mit den Republikanern nicht zum Vorwurf machen, Herr Gerichts-Direktor; aber das Eine müssen Sie noch zugeben, daß der Marquis de Lagrifoul da einen sehr sonderbaren Parteigänger gehabt hat!

Herr Rastoil war sehr ernst geworden. Er machte eine unbestimmte Bewegung mit der Hand, ohne jedoch zu antworten.

— Und er befaßt sich noch immer damit! bemerkte die schöne Octavie, indem sie sich den Mund abwischte; vielleicht ist's gerade die Politik, die ihm den Kopf verdreht! Nicht wahr, mein Freund? wendete sie sich an ihren Mann, dem sie einen Blick zuwarf . . . man sagt, er sei Feuer und Flamme für die bevorstehenden Wahlen?

— Er soll ersticken daran! rief Herr de Condamin; überall sprengt er aus, er sei der Meister der Stichwahl: wenn's ihm gefiele, so würde er einen Schuster durchbringen!

— Sie übertreiben, meinte der Doktor Porquier, er besitzt nicht mehr soviel Einfluß, die ganze Stadt macht sich über ihn lustig.

— In dieser Beziehung lassen Sie sich nicht irre machen! wenn er will, so führt er noch heute das ganze alte Stadtviertel und eine Reihe von Dörfern an die Wahlurne. Er ist freilich verrückt, aber das ist für die Wahl eine Empfehlung. Ich finde ihn noch sehr vernünftig für einen Republikaner.

Dieser mittelmäßige Scherz erntete großen Beifall. Die Fräulein Rastoil belachten ihn sogar. Der Gerichtsdirektor geruhte den

Kopf beifällig zu bewegen, er trat aus seiner Würde heraus und meinte, indem er dem Blicke des Unterpräfekten auswich:

— Lagrifoul hat uns die Dienste vielleicht geleistet, die wir, von ihm zu erwarten berechtigt waren. Aber ein Schuster — das wäre doch wirklich schmachvoll für Plassans! und er setzte rasch, um die Unterredung abzuschneiden, hinzu: — Herr Unterpräfekt! es wird jetzt Zeit, daß wir gehen. Unsern besten Dank!

Unter der Laube in Mourets Garten, bei den Nachmittagsversammlungen, beschäftigte man sich jetzt vorwiegend mit der möglichen Kandidatur von Mourets Schuster. Man lachte, indem man sich gegenseitig aushorchte und studierte. Es war eine Art politischer Nagelprobe. Herr de Bourdeu glaubte an gewissen Vertraulichkeiten seines Freundes, des Gerichtsdirektors, zu merken, daß ein stillschweigendes Einvernehmen über seine Kandidatur zwischen der Unterpräfektur und der gemäßigten Opposition nicht ausgeschlossen sei, um einen siegreichen Schlag gegen die Republikaner zu führen. Darum zeigte er sich immer hämischer gegen den Marquis de Lagrifoul, dessen geringste Irrtümer in der Kammer er rücksichtslos bloßlegte. Herr Delangre, welcher unter dem Vorwande seiner Amtsgeschäfte nur selten sich zu den Nachmittagsvereinigungen im Mouret'schen Garten einstellte, zeigte bei jedem neuen Spott des ehemaligen Präfekten ein feines Lächeln.

— Sie brauchen den Marquis nur noch zu begraben, Herr Pfarrer! flüsterte er eines Tages dem Abbé Faujas ins Ohr.

Frau de Condamin, die ihn verstanden hatte, drehte sich um und legte mit einer Miene der ausgesuchtesten Bosheit einen Finger auf ihre Lippen.

Der Abbé Faujas ließ jetzt in seiner Gegenwart ungeniert über Politik sprechen. Er gab sogar bisweilen einen Rat, war für die Aneinanderschließung der ehrbaren und frommen Gemüter. Und nun überbot einer den anderen: Herr Péqueur des Saulains, Herr Rastoil, Herr de Bourdeu, sogar Herr Maffre. Es müßte doch so leicht sein, sich unter wohlsituierten, wohlgesinnten Leuten zu verständigen, gemeinsam an der Festigung den großen Lebensregeln zu arbeiten, ohne welche keine Gesellschaft zu existieren vermöchte!

Und das Gespräch lenkte ab auf das Besitztum, auf die Familie, auf die Religion. Trouche dagegen suchte den Abbé Faujas an jedem Morgen in dem Gespräche, welches er jetzt regelmäßig mit ihm führte, in Angst zu setzen. Er brachte ihm die beunruhigendsten Nachrichten: die Arbeiter des alten Stadtviertels beschäftigten sich zuviel mit dem Hause Mouret, sprachen davon, den wackeren Mann zu besuchen, sich von seinem Zustande zu überzeugen, seinen Rat einzuholen. Der Priester zuckte in der Regel mit den Achseln. Aber eines Tages trat Trouche mit vergnügter Miene aus dem Zimmer des Abbé und umarmte Olympe mit dem Rufe:

— Diesmal wird's ernst, Alte!

— Er giebt Dir freie Hand? fragte sie.

— Ja, ganz freie Hand. Wir werden in fröhlicher Ruhe sitzen, wenn der andere nicht mehr anwesend sein wird.

Sie lag noch im Bette, und kroch noch einmal unter die Decke, mit dem heiteren Lachen eines Kindes.

— Ach, wie nett! nicht wahr? es wird alles unser Eigentum! ich werde ein anderes Zimmer nehmen. Und in den Garten werd' ich hinuntergehen, wenn's mir gefällt; werde auch unten mein Essen kochen . . Nicht wahr? Das ist uns mein Bruder zum mindestens schuldig!

Abends kam Trouche erst gegen zehn Uhr in das versteckte Café, wo er mit Guillaume Porquier und anderen vornehmen jungen Leuten der Stadt zusammenkam. Man neckte ihn über sein langes Wegbleiben; aber er blieb ernst, antwortete, daß er Geschäfte, sehr ernste Geschäfte gehabt habe. Erst gegen Mitternacht, nachdem er die Flaschen, die auf dem Büffet standen, geleert hatte, fing er an leutselig, mitteilsam zu werden. Er duzte Guillaume, lallte, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, bei jedem Satze seine Pfeife wieder ansteckend:

— Ich habe heute Abend Deinen Vater gesehen. Er ist ein wackrer Mann. Ich brauchte ein Papier. Er ist sehr nett gewesen, sehr nett. Er hat es mir gegeben. Er sagte, das wäre Sache der Familie. Ich hab' ihm gesagt: „Ich bin die Familie: ich hab' Auftrag von der Mama.“ . . Du kennst sie die Mama: Du gehst

ja zu ihr. Eine brave Frau! Sie schien sehr zufrieden zu sein, als ich ihr vorher die Geschichte erzählte. Da hat er mir das Papier gegeben. Du kannst fühlen, kannst anfassen in meiner Tasche.

Guillaume sah ihn fest an; er verbarg seine lebhafte Neugierde unter einem zweifelnden Lächeln.

— Ich lüge nicht, fuhr der Trunkenbold fort; das Papier steckt in meiner Tasche. Hast Du's gefühlt?

— Das ist ein Zeitungsblatt, neckte der junge Mann.

Trouche zog lachend einen großen Briefumschlag aus seiner Rocktasche, den er mitten hinein zwischen die Tassen und Gläser legte. Er wehrte einen Augenblick Guillaume, der die Hand nach ihm ausstreckte, es anzufassen; dann aber ließ er ihn das Papier nehmen, während er noch lauter lachte, etwa so, als wenn man ihn stark gekitzelt hätte. Es war eine sehr ausführliche Erklärung des Doktors Porquier über den Geisteszustand des Herrn François Mouret, Haus- und Grundstücksbesitzers in Plassans.

— Also wird man ihn einschachteln? fragte Guillaume, das Papier zurückgebend.

— Das geht Dich nichts an, Kleiner! versetzte Trouche, der mißtrauisch zu werden anfing. Das Papier da ist für seine Frau. Ich bin weiter nichts als ein Freund, welcher jederzeit gefällig ist. Sie mag damit machen, was ihr gefällt. Sie kann sich doch nicht massakrieren lassen, das arme Frauenzimmer!

Er war so berauscht, daß Guillaume ihn, als man sie vor die Thüre des Cafés setzte, bis nach der Rue Balande begleiten mußte. Auf jede Bank des Corso Sauraire wollte er sich setzen. Auf dem Präfekturplatz angekommen, schluchzte er und lallte:

— Es giebt keine Freunde mehr! darum, weil ich arm bin, werde ich verachtet. Du, Guillaume, bist ein guter Bursch. Du wirst den Kaffee bei uns trinken, wenn wir Herren sein werden. Macht uns der Abbé Geschichten, so schicken wir ihn dem andern nach! Er ist nicht stark, der Abbé, wenn er sich auch so stellt; ich will ihm die Wege schon weisen. Du bist ein Freund, mein wahrer Freund! nicht wahr? Mouret ist futsch; wir werden seinen Wein auspicheln.

Als er Trouche nach Hause geschafft hatte, schritt Guillaume schläfrig durch die Stadt und that vor dem Hause des Friedensrichters einen leisen Pfiff. Das war ein Signal. Die Söhne des Herrn Maffre, die von diesem eigenhändig in ihre Kammer eingeschlossen wurden, öffneten ein Fenster im ersten Stock und stiegen von da aus an den eisernen Stäben, mit denen die Fenster im Erdgeschoß versperrt waren, entlang auf den Boden. Allnächtlich trieben sie es so und sumpften in Gesellschaft des jungen Porquiers in den schmutzigsten Kneipen von Plassans' Vorstadt herum.

— Ei! sprach Guillaume, sobald sie die finstern Gäßchen hinter den Wällen betreten hatten; wir thäten Sünde, wenn wir uns Zwang auferlegten. Wenn mein Vater noch ein einziges Wort davon spricht, mich in irgend so ein Loch von Besserungsanstalt zu stecken, so will ich ihm was antworten! . . . Wollt ihr wetten, daß ich mich jetzt in den Jugendring aufnehmen lassen kann, wenn's mir beliebt?

Die beiden Maffre hielten die Wette. Alle drei schlüpften in ein gelbes Haus mit grünen Jalousieen, das am Ende einer Sackgasse in einem Winkel der Wälle stand.

In der folgenden Nacht hatte Martha wieder einen gräßlichen Anfall. Sie hatte am Morgen einer langen kirchlichen Feier beigewohnt, bei welcher sie Olympe bis zum Schlusse festzuhalten verstanden hatte. Als Rose und die Hausmieter auf das entsetzliche Geschrei, das sie ausstieß, herbeieilten, fanden sie Martha am Fuße des Bettes ausgestreckt, mit blutig geschlagener Stirne. Mouret lag zitternd und bebend mitten unter den Bettdecken auf den Knieen.

— Dieses Mal hat er sie umgebracht! schrie die Köchin.

Und sie packte ihn, obgleich er im Hemd war, mit den Armen und stieß ihn mitten durch das Zimmer, bis an sein Büreau, dessen Thüre sich auf der andern Seite des Flures befand; dann kehrte sie zurück und warf ihm eine Matratze und Decken hinterher. Trouche war zum Doktor Porquier gelaufen. Der Doktor verband Martha's Wunde; zwei Striche tiefer, meinte er, wäre der Schlag tödlich gewesen. Unten, im Hausflur, erklärte er vor jedermann,

daß man nun vorgehen müsse, daß man das Leben der Frau Mouret nicht mehr der Gnade eines wütenden Narren überantworten dürfe.

Martha mußte am andern Tag das Bett hüten. Sie hatte noch etwas Fieber; sie glaubte eine Eisenhand zu sehen, welche ihr den Schädel öffnete mit einem flammendem Schwerte. Rose verweigerte Mouret unbedingt jeden Eintritt in die Wohnstube. Sie trug ihm sein Essen ins Bureau, deckte ihm auf dem staubigen Tische. Er aß nicht. Starr saß er und schaute auf seine Schüssel, als die Köchin drei schwarz gekleidete Herren zu ihm in das Zimmer führte.

— Sie sind die Ärzte? fragte er. Wie geht es ihr?

— Besser, antwortete einer der Herren.

Mouret schnitt mechanisch ein Stück Brot ab, als ob er mit Essen anzufangen willens sei.

— Mein Wunsch wäre, die Kinder wären zur Stelle, sprach er leise; sie würden sie pflegen, wir würden nicht so allein sein. Seitdem die Kinder fort sind, ist sie so krank. Ich bin auch gar nicht mehr der Alte.

Er hatte einen Bissen Brot nach dem Munde geführt, und große Thränen flossen ihm über die Wangen. Die Persönlichkeit, welche schon vorher das Wort an ihn gerichtet hatte, fragte hierauf, mit einem Blick auf seine beiden Gefährten:

— Wünschen Sie vielleicht, daß wir sie holen, Ihre Kinder?

— Ja, gewiß! das will ich! rief Mouret von seinem Stuhle aufspringend. Reisen wir auf der Stelle ab!

Auf der Treppe bemerkte er Trouche und dessen Frau nicht, die von der Treppe des zweiten Stocks hinuntersahen und ihm mit ihren funkelnden Augen von Stufe zu Stufe folgten. Olympe stieg rasch hinter ihm die Treppe hinab und stürzte in die Küche, wo Rose in der größten Erregung durch das Fenster sah. Und als ein Wagen, welcher an der Thüre hielt, Mouret fortgeführt hatte, sprang sie in vier Sätzen wieder die zwei Stiegen hinauf, packte Trouche bei den Schultern und schwenkte ihn, rasend vor Freude, im Tanze um den Treppenflur herum.

— Eingewickelt! schrie sie.

Martha blieb eine volle Woche an das Bett gefesselt. Ihre Mutter besuchte sie an jedem Nachmittage, zeigte sich von einer außerordentlichen Zärtlichkeit. Die Frau Faujas und ihr Sohn, sowie Trouche und seine Frau wechselten sich ab an ihrem Bette. Madame de Condamin machte ihr mehrere Besuche. Von Mouret wurde nicht mehr gesprochen. Rose antwortete ihrer Herrin, daß der Herr nach Marseille hätte reisen müssen. Aber als Martha zum erstenmal aufstehen und sich in der Eßstube verweilen konnte, da wunderte sie sich und fragte mit einem Anfang von Unruhe nach ihrem Manne.

— Lassen Sie sich zureden, liebe Frau! und werden Sie nicht böse! sagte Frau Faujas; Sie werden sonst wieder im Bett bleiben müssen. Es war notwendig, zu einem Entschlusse zu kommen. Ihre Freunde haben sich beraten und in Ihrem Interesse handeln müssen.

— Wir brauchen ihn nicht zu bedauern, schrie die Köchin grob, nach dem Stockhiebe, den er Ihnen auf den Kopf gegeben hat. Das Stadtviertel atmet auf, seitdem er nicht mehr da ist. Man war fortwährend in Angst, er möchte Feuer anlegen oder mit einem Messer auf die Straße stürzen! Ich hab' alle Messer in der Küche versteckt, und die Köchin vom Herrn Rastoil auch. Und Ihre arme Mutter, die hat ja die ganze Zeit nicht gelebt! Alle Leute, die Sie besucht haben während Ihrer Krankheit, all' die Damen und Herren, haben gesagt, als ich sie zur Thüre geleitet habe: „'s ist eine große Erleichterung für Plassans!" Eine Stadt ist immer wie auf Nadeln gespitzt, wenn solch ein Mann frei aus- und eingehen kann.

Martha hörte mit weitoffenen Augen diesen Redefluß. Eine furchtbare Blässe trat auf ihr Gesicht. Sie hatte ihren Löffel fallen lassen; sie schaute hinaus durch das offenstehende Fenster, starr, regungslos, als ob eine schreckliche Vision hinter den Obstbäumen sie zu Stein verwandelt hätte.

— Tulettes! Tulettes! stammelte sie, die Augen mit ihren zitternden Händen bedeckend.

Sie fiel zurück, ein Nervenkrampf begann sie zu schütteln, als der Abbé Faujas, welcher seine Suppe eben ausgegessen hatte, ihre

Hände erfaßte und kräftig drückte. Dann flüsterte er mit seiner sanften Stimme:

— Seien Sie stark angesichts dieser Prüfung, die Gott Ihnen sendet. Er wird Ihnen Tröstung gewähren, wenn Sie sich nicht auflehnen gegen ihn. Er wird Ihnen das Glück zuteilen, das Sie verdienen.

Unter dem Drucke der Priesterhände, bei dem milden Klange dieser Worte richtete sich Martha empor, wie auferweckt, mit glühenden Wangen.

— O ja! sagte sie schluchzend; o ja! ich bedarf des Glückes viel — verheißen Sie mir des Glückes viel!

XVIII.

Die Wahlen sollten im Oktober stattfinden. Gegen Mitte September reiste Seine Hochwürden Herr Rousselot plötzlich nach Paris, nachdem er eine lange Unterredung mit dem Abbé Faujas gehabt hatte. Man sprach von einer schweren Krankheit einer seiner Schwestern, welche in Versailles wohnte. Fünf Tage später kehrte er zurück. Er ließ sich in seinem Arbeitszimmer durch den Abbé Surin vorlesen. In einem Sessel gelehnt, fröstelnd, obwohl das Wetter noch sehr warm war, in einen violett seidenen Mantel gehüllt, lauschte er mit Lächeln der zarten Stimme des jungen Abbés, welcher die Verse des Anakreon mit einer liebenswürdigen Betonung skandierte. Dann blickte er mit unruhiger Miene auf die Pendüle und fragte:

— Ist der Abbé Faujas schon da gewesen heute morgen? Ach, mein Kind! welch ein Getöse! mir summen noch jetzt die Ohren von diesem abscheulichen Trubel auf der Eisenbahn. In Paris hat es die ganze Zeit über geregnet. Ich habe in alle vier Ecken der Stadt fahren müssen und habe nichts weiter gesehen als Schmutz.

Der Abbé Surin legte sein Buch auf die Ecke einer Konsole.

— Ist Hochwürden befriedigt von dem Ergebnis seiner Reise? fragte er mit der Vertraulichkeit eines verhätschelten Kindes.

— Ich weiß, was ich zu wissen wünschte, gab der Bischof zur Antwort, sein feines Lächeln wiederfindend. Ich hätte Sie mitnehmen sollen. Sie würden manche Dinge erfahren haben, deren Kenntnis in ihrem Alter, und wenn man durch Geburt und durch Beziehungen für den Bischofsstuhl bestimmt ist, von Nutzen ist.

— Ich höre, Hochwürden! sprach der junge Priester mit einer flehenden Gebärde.

Aber der Priester schüttelte den Kopf.

— Nein, nein, dergleichen läßt sich nicht erzählen; halten Sie sich den Abbé Faujas zum Freunde, er wird Ihnen dereinst vielleicht nützlich werden. Ich habe sehr ausführliche Weisung bekommen.

Der Abbé Surin faltete die Hände mit einer so schmeichlerischen Gebärde, daß der Bischof fortfuhr, die Worte suchend, als fürchte er, zuviel zu sagen:

— Er hat in Besançon Schwierigkeiten gehabt. Er lebte zu Paris in großer Armut, in einem kleinen Gasthause. Er hat sich selbst dem Minister angeboten, welcher gerade Priester, die der Regierung ergeben sind, gesucht hat. Ich habe verstanden, daß Faujas ihn zuerst erschreckt hat mit seinen finstern Mienen und alten Soutane. Er hat ihn auf gut Glück hierher geschickt. Der Minister hat sich sehr liebenswürdig gegen mich gezeigt . . . Wie gesagt, glauben Sie mir! Seien Sie dem Pfarrer von Saint-Saturnin gefällig! er wird eines jeden Hilfe brauchen; er scheint mir ein Mensch zu sein, der weder eine Beleidigung vergißt, noch eine Wohlthat. Aber verbünden Sie sich ihm nicht! Er wird ein schlimmes Ende nehmen. Das ist ein persönlicher Eindruck.

— Er wird ein schlimmes Ende nehmen? fragte der junge Abbé mit Erstaunen.

— O! in diesem Augenblick schwelgt er im Siegen. Sein Gesicht ist's, das mir Unruhe bereitet mein Kind! er hat eine schreckliche Maske. Dieser Mensch wird nicht in seinem Bette sterben. Stellen Sie mich nicht bloß! ich begehre nichts weiter als ein stilles friedliches Leben! ich brauche weiter nichts als Ruhe.

Der Abbé Surin nahm sein Buch wieder zur Hand, als der Abbé Faujas sich melden ließ. Seine Hochwürden Herr Rousselot schritt

ihm mit lachender Miene und ausgestreckten Händen entgegen, während er ihn „mein lieber Pfarrer“ titulierte.

— Lassen Sie uns allein, mein Kind! sprach er zu seinem Sekretär, welcher sich zurückzog.

Sie sprachen den ganzen Vormittag zusammen. Der Abbé Faujas erlangte von dem Bischof die Einwilligung zu einer Rundfahrt durch die ganze Diözese. Die Klerisei würde also gehorchen. Die heikelste Arbeit bot sich in Plassans selbst dar, in dem Stadtviertel Saint-Marc. Der in den Tiefen seiner Hotels abgesperrte Adel entzog sich der Einwirkung des Priesters vollständig. Indes versprach ihm der Bischof, gewisse Salons, in denen er Zutritt hatte, zu sondieren. Übrigens würde der Adel, selbst wenn er ungünstig votierte, nur eine lächerliche Minderheit aufbringen, sobald ihn die klerikale Bürgerschaft im Stiche ließe.

— Und nun, schloß der Bischof aufstehend die Unterredung, wäre es doch wohl gut, wenn ich den Namen Ihres Kandidaten erführe, damit ich ihn in allen meinen Berufen empfehlen könne.

Abbé Faujas lächelte.

— Ein Name, antwortete er, ist ein gefährliches Ding. In acht Tagen wird von unserm Kandidaten nur ein Fetzen noch vorhanden sein, wenn wir ihn heute ernennen. Der Marquis de Lagrifoul ist unmöglich geworden. Herr de Bourdeu ist noch viel unmöglicher. Wir wollen sie sich gegenseitig vernichten lassen und erst im letzten Augenblicke dazwischen treten. Sagen Sie einfach, daß eine rein politische Wahl bedauerlich sein würde, daß man im Interesse von Plassans einen Mann wählen müsse, der außerhalb der Parteien stände, aber die Bedürfnisse der Stadt und des Departements genau kenne. Geben Sie zu verstehen, daß dieser Mann gefunden ist; aber weiter gehen Sie nicht!

Die Wahlwoche brach heran. Plassans, das für gewöhnlich von Fragen der Politik nicht erschüttert wurde, bekam eine Art leichten Fieberanfalles. Ein unsichtbarer Mund schien den Krieg in die friedlichen Straßen zu blasen. Der Marquis de Lagrifoul, welcher in la Palud, einem großen Marktflecken in der Nachbarschaft, wohnte, war seit etwa vierzehn Tagen nach Plassans gekommen, zu einem seiner Ver-

wandten, dem Grafen von Valqueyras, dessen Hotel eine ganze Ecke des Stadtviertels Saint-Marc einnahm. Er zeigte sich, spazierte auf dem Corso Sauraire, ging nach Saint-Saturnin, grüßte die einflußreichen Personen, ohne jedoch seinen Dünkel als Edelmann ganz beiseite zu setzen. Aber diese Anstrengungen, sich beliebt zu machen, hatten wohl ein erstes Mal ausgereicht, schienen aber jetzt ohne nennenswerten Erfolg zu bleiben. Beschwerden wurden laut, täglich in höherem Maße, ohne daß man die Quelle kannte, aus welcher sie flossen: Der Marquis wäre von einer bedauerlichen Bedeutungslosigkeit; hätte ein anderer Mann Plassans vertreten, so würde es längst eine Zweigbahn von der Nizza-Linie her erhalten haben; endlich, wenn ein Kind der Gegend den Marquis in Paris zu sprechen Ursache hätte, dann müßte es drei, vier Besuche machen, bevor es eine kleine Dienstleistung erlangen könne. Indessen, obwohl man die Kandidatur des vormaligen Abgeordneten mit diesen Vorwürfen belastete und gefährdete, so war doch noch kein bestimmter Gegenkandidat auf den Schild gehoben worden. Man sprach von Herrn de Bourdeu, gab jedoch sogleich zu, daß es sehr schwierig sein würde, eine Mehrheit für den Namen dieses ehemaligen Präfekten Louis Philippe's zu erzielen, der nirgends wo feste Stützen besaß. In Wahrheit verhielt es sich so, daß ein unbekannter Einfluß die mutmaßlichen Chancen der verschiedenen Kandidaturen dadurch unbedingt verdorben hatte, daß er das Bündnis der Legitimisten und Republikaner gesprengt hatte. Was die Herrschaft ausmachte, war eine allgemeine Verwirrung, ein verdrießliches Durcheinander, ein Bedürfnis, die Wahl möglichst geschwind abzuthun.

— Die Majorität ist verschoben, sagten die Politiker des Corso Sauraire in einemfort. Die Sache ist, zu wissen, wie sie sich gestalten wird.

In diesem die Stadt erfüllenden Zersetzungsfieber wollten die Republikaner ihren eigenen Kandidaten aufstellen. Sie wählten einen Hutmachermeister, einen Herrn Maurin, einen bei den Arbeitern sehr beliebten Biedermann. Trouche erklärte abends in den Kaffeehäusern, daß ihm Maurin etwas matt erschiene, und schlug einen Dezember-Verbannten vor, einen Kärrner aus Tulettes, der aber

so gescheit war, abzulehnen. Trouche gebärdete sich wirklich als einer der verbissensten Republikaner. Er würde selbst herausgetreten sein, sagte er, wenn nicht der Bruder seiner Frau die Kutte trüge. Er verbreitete in erster Reihe mit die häßlichen Urteile über den Marquis de Lagrifoul und riet glücklicherweise zu dem Bruche mit den Legitimisten. Aber sein Hauptsieg war die Sippe der Unterpräfektur und die Rastoil-Sippe der Beiseiteschaffung des armen Mouret zu zeihen, was von denselben zu dem Zwecke geschehen sei, die demokratische Partei eines ihrer ehrenwertesten Führer zu berauben. An dem Abend, als er diese Anklage bei einem Schnapshändler in der Rue Cauquoin losließ, schauten sich die Leute, die in dem Lokal anwesend waren, mit einer sonderbaren Miene an. Die Klatschschwestern des alten Stadtviertels, die jetzt, nachdem er eingesperrt, des „Narren, der seine Frau prügelte," in Rührung gedachten, erzählten, daß der Abbé Faujas sich eines genierlichen Ehemannes habe entledigen wollen. Trouche wiederholte nun, mit den Fäusten auf die Tische des Cafés schlagend, allabendlich seine Geschichte mit einer solchen Sicherheit, daß er schließlich eine Legende schuf, in welcher Herr Péqueur des Saulains die absonderlichste Rolle, die sich auf Erden denken ließ, spielte. Die Meinung schlug vollständig um zu Gunsten Mourets. Er ward zum politischen Opfer, zu einem Mann, dessen Einfluß man in dem Grade gefürchtet hatte, daß man ihm Herberge gab in einer Irrenzelle von Tulettes.

Unterdessen vervielfältigte sich der Abbé Faujas. Man sah seit einiger Zeit niemand anders als ihn auf den Straßen. Er hütete sich noch weit sorgfältiger, zwang sich, eine liebenswürdige Miene zu zeigen. Er besuchte sehr fleißig das Lesezimmer des Jugendringes, hörte dort den politischen Gesprächen der jungen Leute mit Milde zu, hie und da den Kopf schüttelnd und fleißig wiederholend, daß die Ehrenhaftigkeit allein der ausschlaggebende Faktor sei. Seine Volkstümlichkeit wuchs. Er hatte eines Abends sogar zu einer Billardpartie sich verstanden und durch sein gutes Spiel imponiert; im engern Ausschuß nahm er Cigaretten entgegen. Der Jugendring folgte seinem Rate in allen Dingen. Die maßgebende Persönlichkeit in demselben blieb Lucien Delangre. Er bewies dem

Abbé eine große Ergebenheit und eroberte ihm die Gruppe der studierenden Jugend. Oft ging er mit ihm in das Vereinslokal unter lebhaftem Geplauder, das er sogleich einstellte, wenn sie in den Mitgliedersaal eintraten.

Regelmäßig, wenn er aus dem in den Kellerräumen des Minimenklosters errichteten Café trat, lenkte der Abbé seine Schritte nach dem Werke der heiligen Jungfrau. Er kam immer gerade zur Erholungsstunde und zeigte sich mit lächelnder Miene auf der Hoftreppe. Dann kamen die sämtlichen Dirnen herbei, zankten sich um seine Taschen, die immer angefüllt waren mit Heiligenbildern, Rosenkränzen, geweihten Denkmünzen. Er hatte sich die Herzen dieser großen Mädchen erobert dadurch, daß er ihnen Klapse auf die Wangen gab und ihnen anempfahl, recht artig und brav zu sein, was immer ein duckmäuserisches Lachen auf ihre losen Gesichter führte. Oft beklagten sich die Josephsschwestern bei ihm, die ihrer Obhut anvertrauten Kinder wären unlenkbar, schlügen sich, rauften einander die Haare, ja, trieben noch großartigere Dinge. Er sah in dem allen nur kleine Vergehen; stellte die tollsten der Dirnen in der Kapelle zur Rede, welche sie immer zerknirscht verließen. Bisweilen nahm er einen schwereren Fehltritt zum Vorwande, die Eltern rufen zu lassen und entließ sie dann wieder in einer durch sein leutseliges Wesen für ihn begeisterten Stimmung. Die Dirnen vom Werke der Jungfrau hatten ihm auf diese Weise das Herz der armen Familien von Plassans gewonnen.

— Zwei bis dreitausend Stimmen mag das Gesindel doch wert sein, dachte Trouche, wenn er vom Fenster seiner Schreibstube aus das liebenswürdige Verhalten des Abbés beobachtete.

Das Tagewerk war hiermit nicht beendigt. Der Abbé machte von dem Mädchenasyle aus den Damen kurze Besuche. Frau Rastoil, Frau Delangre empfingen ihn mit entzückter Miene; sie wiederholten all' seine Worte, versorgten sich durch ein einziges Gespräch mit Unterhaltungsstoff für eine ganze Woche. Aber seine größte Freundin war Madame de Condamin. Sie wahrte eine freundliche Vertraulichkeit, eine Überlegenheit als hübsche Frau, die sich allmächtig weiß. Wenn der Priester sich bei ihr melden ließ, verwies sie dem

Gemahl mit einem gebieterischen Blicke das Zimmer. „Die Regierung hält Sitzung", sprach dann der lustige Wald- und Wegebau-Inspektor, dem seine Philosophie über alle irdischen Schmerzen hinweg half. Frau Rougon hatte Madame de Condamin dem Priester empfohlen.

— Sie ist noch durchaus nicht ganz acceptiert! erklärte sie ihm; sie ist ein sehr starkes Weib, trotz ihres koketten Wesens. Sie können sich ihr ganz offenbaren; sie wird hierin nur ein Mittel erblicken, sich vollständig in unsere Kreise einzuführen; sie wird Ihnen vom wesentlichsten Nutzen sein, wenn Sie Stellen und Kreuze auszuteilen haben. Sie hat in Paris einen guten Freund behalten, welcher ihr soviel rotes Band sendet, als sie begehrt.

Dadurch, daß Frau Rougon sich auf eine so sehr geschickte Weise abseits hielt, war die schöne Octavie die thätigste Bundesgenossin des Abbé Faujas geworden. Sie warb ihm ihre Freunde und die Freunde von ihren Freunden. Sie bearbeitete besonders die Bürgerfrauen, verzehnfachte den weiblichen Einfluß, dessen unbedingte Notwendigkeit der Priester kannte von den ersten Schritten an, die er in der kleinen Welt von Plassans gethan hatte.

Schließlich wurde die Wahl in Wirklichkeit entschieden unter der Laube in Mourets Garten.

— Nun, Herr Unterpräfekt! sprach der Abbé eines Tages mit Lächeln, als die beiden Gesellschaften wieder dort versammelt waren; nun naht die große Schlacht heran.

Man war soweit gekommen, daß man im engen Kreise über die politischen Kämpfe lächelte. Man drückte einander hinter den Häusern, in den Gärten, die Hand, während man sich vor denselben mit Redensarten auffraß. Madame de Condamin warf einen lebhaften Blick auf Herrn Péqueur des Saulains, welcher sich mit gewohnter Korrektheit verbeugte und in einem Atemzuge herbetete:

— Ich werde unter meinem Zelte verweilen, Herr Pfarrer. Ich habe mit großer Befriedigung aus dem Munde Seiner Excellenz vernommen, daß die Regierung im unmittelbaren Interesse der Stadt Plassans von der Aufstellung eines offiziellen Kandidaten Abstand nehmen zu müssen geglaubt hat.

Herr de Bourdeu wurde blaß. Seine Lider zuckten, seine Hände bebten vor Freude.

— Die Regierung hat von der Aufstellung eines Kandidaten Abstand genommen! wiederholte Herr Rastoil, sehr aufgereizt über diese unerwartete Neuigkeit, und trat nun aus der Zurückhaltung heraus, welche er sich bis dahin auferlegt hatte.

— Nein! entgegnete Herr Péqueur de Saulains, die Stadt besitzt ehrenhafter Männer genug und ist auch alt und groß genug, um die Wahl ihres Vertreters selbst zu treffen.

Er hatte sich bei diesen Worten leicht nach dem Herrn de Bourdeu hinübergebeugt, welcher aufstand und stotterte:

— Ohne Zweifel; ohne Zweifel!

Die Nachricht, daß die Regierung darauf verzichte, einen Kandidaten auf den Schild zu heben, durchlief die Stadt mit Windeseile und rief eine große Aufregung hervor. Die Abstandnahme hatte das logische Resultat, die verschiedenen politischen Gruppen, von denen jede auf den Schachzug einer offiziellen Kandidatur gerechnet hatte. Der Marquis de Lagrifoul, Herr de Bourdeu und der Hutmacher Maurin schienen sich in die Stimmen ziemlich gleichmäßig teilen zu sollen; es würde demnach gewiß zur Stichwahl kommen, und welcher Name dann aus der Wahlurne hervorgehen würde, war mehr als zweifelhaft. In Wahrheit wurde von einem vierten Kandidaten gesprochen, dessen Namen niemand mit Bestimmtheit zu sagen vermochte, ein Mann von tüchtigem Wollen und Können, der vielleicht im Stande sein würde, alle unter einen Hut zu bringen. Die Wähler von Plassans verlangten im Grunde nach nichts Besserem als einer Verständigung, als die Wahl eines der verschiedenen Parteien gleichmäßig angenehmen Mitbürgers.

Frau Rougon eilte, da sie sich nicht mehr auskannte, voll Unruhe zum Abbé Faujas. Sie war zornig auf den Unterpräfekten; dieser Péqueur wäre ein Esel, ein Prahlhans, ein Strohmann; bloß gut dazu, einem offiziellen Salon als Dekor zu dienen; er hätte schon einmal den Regierungskandidaten zum Falle gebracht und würde am Ende auch diesmal wieder die Sache durch seine lächerliche Teilnahmlosigkeit in Verderben führen.

— Beruhigen Sie sich! meinte der Priester lächelnd; diesmal begnügt sich Herr Péqueur des Saulains zu gehorchen. Der Sieg ist gewiß.

— Ei! Sie haben ja keinen Kandidaten!

Nun setzte er ihr seinen Plan auseinander. Sie billigte denselben als verständige Frau; aber sie vernahm mit sehr großer Verwunderung den ihr im Vertrauen gesagten Namen.

— Wie! rief sie; ihn haben Sie sich ausgesucht? An ihn hat niemand gedacht, glauben Sie mir!

— Das hoffe ich auch, entgegnete der Priester abermals lächelnd. Wir bedürfen eines Kandidaten, auf den niemand gefaßt war, damit jedermann ihn wählen könnte, ohne sich einer Bloßstellung preisgegeben zu sehen.

Felicité ließ sich überzeugen. Und an diesem Morgen durchlief der Name Delangre die Stadt von einem Ende zum andern. Durch engere Freunde hieß es, sei er zur Annahme der Kandidatur bestimmt worden. Er hätte sich lange geweigert, da er sich nicht für würdig genug halte, kein Mann der Politik sei, daß die Herren de Lagrifoul und de Bourdeu dagegen die langjährige Erfahrung in öffentlichen Geschäften auf ihrer Seite hätten. Als man hierauf ihm gegenüber betont hatte, daß Plassans gerade eines Abgeordneten bedürfe, der außerhalb der Parteien stünde, hätte er sich bewegen lassen, dabei aber die bestimmtesten Glaubensbekenntnisse abgelegt. Es wurde ausbedungen, daß er nicht in die Kammer eintreten würde, weder um die Regierung zu ärgern, noch unbedingt zu stützen; daß er sich einzig und allein als der Vertreter der städtischen Interessen betrachten solle; daß er im übrigen immer „für die Freiheit in der Ordnung und für die Ordnung in der Freiheit" zu votieren habe; endlich, daß er Maire von Plassans bleiben solle, und zwar, um die durchaus versöhnliche, durchaus administrative Rolle deutlich zu zeigen, zu deren Übernahme er sich bereit erkläre. Solche Worte machten einen sehr klugen Eindruck. Die klugen Politiker im kaufmännischen Klub wiederholten an demselben Abend um die Wette:

— Ich habe es gleich gesagt, daß Delangre der Mann ist, dessen wir bedürfen. Ich bin begierig zu hören, was der Unter-

präfekt sagen wird, wenn der Name des Maires aus der Urne hervorgeht. Man wird uns wohl nicht beschuldigen können, als trotzige Schulbuben gestimmt zu haben; aber auch nicht, daß wir vor der Regierung auf den Knieen gerutscht sind. Wenn das Kaiserreich mehrere Lektionen dieser Art erhielte, so würde es besser stehen mit den Geschäften.

Es war ein Lauffeuer. Die Mine lag bereit, ein einziger Funken hatte genügt. Von allen Seiten zugleich, aus allen drei Bezirken der Stadt, . . . jedem Hause, aus jeder Familie erklang das Lob des Herrn Delangre. Er wurde der ersehnte Messias, der am Abend noch unbekannte, am Morgen auferwachte und am Abend angebetete Erretter.

Am Tage der Wahl war die Majorität niederschmetternd. Die ganze Stadt war im Komplott. Der Marquis de Lagrifoul, dann auch Herr de Bourdeu entbrannten in Wut, schrieen Verrat und zogen ihre Kandidaturen zurück. Herr Delangre war also allein übriggeblieben als Gegenkandidat des Hutmachers Maurin. Dieser letztere erhielt die Stimme von fünfzehnhundert hartköpfigen Republikanern der Vorstadt. Der Maire hatte für sich die Landbezirke, die bonapartistische Kolonie, die klerikale Bürgerschaft oder Neustadt, die kleinen Räsonneure der Altstadt, sogar einige unbefangene Royalisten des Stadtviertels Saint-Marc, dessen adelige Bewohner sich der Wahl enthielten. Er vereinigte also dreiunddreißig Stimmen auf seine Person. Die Sache wurde so glatt geführt, der Erfolg mit einer solchen Leichtigkeit errungen, daß ganz Plassans am Abend des Wahltages verblüfft war, so ein Herz und eine Seele gewesen zu sein.

Am Abend versammelte sich die Gastgesellschaft des Herrn Rastoil und die Gesellschaft des Herrn Péqueur des Saulains in einem kleinen Salon der Unterpräfektur, der nach den Gärten hinaussah. Man trank Thee. Der große Sieg des Tages vollendete die Verschmelzung der beiden Gruppen zu einer einzigen. Herr Delangre kam erst zu sehr später Stunde. Es wurde ihm eine wirkliche Ovation dargebracht. Madame de Condamin hatte dem Doktor Porquier aber mitgeteilt, daß sein Sohn Guillaume zum

ersten Postgehilfen ernannt worden sei. Sie verteilte allerhand frohe Nachrichten: Der Abbé Bourrette würde im künftigen Jahre Großvikar Seiner Hochwürden werden, der Abbé Surin vor seinem vierzigsten Lebensjahre ein Bistum und Herr Maffre das Kreuz der Ehrenlegion erhalten.

— Der arme Bourdeu! rief Herr Rastoil mit einem letzten Bedauern.

— Ei! ihn braucht doch niemand zu beklagen! rief sie lustig. Ich nehme es auf mich, ihn zu trösten. Die Kammer war sein Feld nicht. Er muß eine Präfektur bekommen. Sagen Sie ihm, daß man schon eine für ihn sucht.

Das Lachen wurde immer lauter. Die liebenswürdige Laune der schönen Octavie, die Sorge, welche sie entfaltete, um jedermann zufrieden zu stellen, entzückten die Gesellschaft. Sie machte in Wirklichkeit die Honneurs der Unterpräfektur. Sie führte das Scepter. Und sie war's, die unter allerhand Scherzen Herrn Delangre die besten Ratschläge über die Stellung, die er in dem gesetzgebenden Körper einzunehmen habe, erteilte. Sie zog ihn beiseite, trug ihm an, ihn bei den maßgebendsten Persönlichkeiten einzuführen, was er mit Dankbarkeit annahm Gegen elf Uhr sprach Herr de Condamin davon, den Garten zu illuminieren. Aber sie dämpfte die Begeisterung der Herren, indem sie meinte, daß eine derartige Begeisterung nicht schicklich wäre, daß man den Schein vermeiden müsse, als mache man sich über die Stadt lustig.

— Und der Abbé Fenil? fragte sie plötzlich den Abbé Faujas, ihn in eine Fensternische ziehend; er fällt mir eben ein. Er hat nicht gemuckst?

— Der Abbé Fenil ist ein sehr gescheiter Mann, antwortete der Priester mit feinem Lächeln. Man hat ihn bedeutet, daß er unrecht handeln würde, sich ferner mit politischen Dingen zu befassen.

Der Abbé Faujas blieb mitten in dieser Siegesfreude ernst und würdevoll. Ihm gehörte der Erfolg dieses Tages. Das Geschwätz der Frau de Condamin ermüdete ihn; die Befriedigung dieses gemeinen Ehrgeizes erfüllte ihn mit Verachtung. Aufrecht, gegen

den Kamin gelehnt, schien er zu träumen, sein Blick in die Weite zu schweifen. Er war der Herr, der Meister: er hatte jetzt nicht mehr nötig, seine Instinkte zu verleugnen; er konnte die Hand ausstrecken, die Stadt packen, sie in Furcht und Zagen setzen. Diese hohe schwarze Gestalt erfüllte den Salon. Allmählich waren die Stühle näher gerückt worden, und bildeten einen Kreis um ihn. Die Herren warteten auf ein Wort der Befriedigung aus seinem Munde. Die Damen hingen mit den Augen an ihm, gleich unterwürfigen Sklavinnen. Er aber durchbrach rücksichtslos den Kreis und verließ als der erste Gast mit einem kurzen Worte des Abschieds die Gesellschaft.

Als er bei Mourets hineintrat, durch die Sackgasse des Chevillottes und durch den Garten, fand er Martha allein in der Eßstube, in Gedanken versunken auf einem Stuhle, gegen die Wand gelehnt, mit leichenblassem Gesicht und irren Augen auf die verkohlte Lampe blickend. Oben im zweiten Stock, bei Trouches, war große Festlichkeit, großer Radau; Trouche sang ein garstiges Liebeslied, in welches Frau Olympe und ihre Gäste einstimmten, während sie mit den Messergriffen gegen die Trinkgläser hämmerten.

XIX.

Der Abbé Faujas legte die Hand auf Marthas Schulter.

— Was thun Sie da? fragte er. Warum sind Sie nicht zu Bett gegangen? Ich habe Ihnen doch untersagt, auf mich zu warten.

Sie erwachte jäh und stotterte:

— Ich glaubte, Sie würden frühzeitig heimkehren. Ich bin eingeschlafen. Rose hat Thee bereiten sollen.

Aber der Priester rief Rose herbei und schalt sie, daß sie ihre Herrin nicht zum Schlafengehen gezwungen hätte. Er redete mit ihr in befehlendem Tone, duldete keinen Widerspruch.

— Rose! bringen Sie dem Herrn Pfarrer den Thee! sagte Martha.

— Ach was! ich brauche keinen Thee! rief er ärgerlich. Legen Sie sich auf der Stelle nieder! Das ist albern. Ich bin nicht mehr Herr meiner selbst. Rose! leuchten Sie mir!

Die Köchin begleitete ihn bis an den Fuß der Treppe.

— Der Herr Pfarrer weiß sicher, daß es nicht meine Schuld ist, sagte sie. Die Frau ist sehr wunderlich. So krank sie ist, so kann sie doch nicht eine Stunde in ihrer Stube bleiben. Sie muß ab- und zugehen, sich außer Atem rennen, umherlaufen, aus Vergnügen am Laufen, ohne daß sie eigentlich eine Arbeit verrichtet. Ach! ich leide am allermeisten darunter; sie sitzt mir immer auf den Fersen, um mich zu drangsalieren. Und wenn sie dann auf einem Stuhle zusammensinkt, dann sitzt sie lange, mit erschreckter Miene vor sich hinstarrend, als sähe sie gräßliche Dinge. Ich habe ihr heute mehr als zehnmal gesagt, daß sie den Herrn Pfarrer ärgerlich machen würde, wenn sie nicht hinaufginge. Sie hat gar nicht gethan, als hörte sie meine Worte.

Der Priester faßte das Geländer, ohne zu antworten. Oben, vor dem Wohnzimmer Trouches, streckte er den Arm aus, als wolle er die Thür mit der Faust einschlagen. Aber der Gesang war verstummt; er erkannte an dem Rücken der Stühle, daß die Gäste sich zurückzögen; er beeilte sich, sein Zimmer zu erreichen. Trouche schritt wirklich kurz hinter ihm mit zwei Kameraden, die er unter den Tischen irgend einer Winkelkneipe aufgelesen hatte, die Treppe hinunter; er schrie auf der Treppe, daß er wohl wisse, was sich im Leben gehöre, und daß er sie heim geleiten werde. Olympe bückte sich über das Geländer.

— Sie können die Riegel vorschieben, rief sie Rose zu. Er wird vor morgen früh doch nicht zurückkommen.

Rose, vor welcher sie das schlechte Betragen ihres Mannes nicht verborgen halten konnte, beklagte sie bitter. Sie schob die Riegel vor, während sie brummte:

— Ja! verheirate man sich nur! Entweder schlagen einen die Männer oder laufen einem aus dem Hause . . . Ei! da ist's mir doch lieber: ich bleibe, was ich bin.

Als sie zurückkehrte, fand sie ihre Herrin wieder auf dem Sessel,

in einer Art schmerzvoller Betäubung zurückgelehnt und stier in die Lampe sehend. Sie schüttelte sie, zwang sie, ihr Lager aufzusuchen. Martha war sehr furchtsam geworden. Des Nachts, sagte sie, sähe sie große Schimmer auf den Wänden ihrer Stube, vernähme sie heftige Schläge gegen ihr Kopfkissen. Rose schlief jetzt bei ihr, in einem Kämmerchen, aus welchem sie bei dem schwächsten Seufzer, den ihre Herrin ausstieß, herbeisprang, um sie zu beruhigen. In dieser Nacht war sie noch beim Auskleiden, als sie schon Martha röcheln hörte; sie fand die arme Frau mitten unter den herabgerissenen Bettdecken, die Augen weit aufgerissen durch einen stummen Schrecken, die Fäuste auf den Mund gepreßt, um nicht zu schreien. Sie mußte zu ihr sprechen, wie zu einem Kinde, mußte die Vorhänge auseinander ziehen, unter die Möbel sehen, ihr beteuern, daß sie sich geirrt hätte, daß niemand da wäre. Diese Angstanfälle nahmen ihr Ende in einem starrkrampfähnlichen Zustande, in welchem sie wie tot lag, den Kopf steif auf das Kissen gestreckt und die Augen weit aufgerissen.

— Der Herr ist's, welcher sie wieder quält, sprach die Köchin leise, als sie sich endlich zu Bett begab.

Der folgende Tag war einer von den Besuchstagen des Doktors Porquier. Er kam zweimal wöchentlich zu Frau Mouret. Er klopfte ihr auf die durchsichtigen Hände und sagte jedesmal mit dem ihm eigentümlich liebenswürdigen Optimismus:

— Lassen Sie gut sein, liebe Dame! es wird nichts von Bedeutung sein. Sie husten noch immer ein wenig, nicht wahr? Ein vernachlässigter Katarrh, den wir rasch mit Lakritzen geheilt haben werden.

Dann beklagte sie sich über unerträgliche Schmerzen im Rücken und in der Brust, ohne einen Blick von ihm zu wenden, auf seinem Gesicht, auf seiner ganzen Person die Dinge suchend, welche er nicht aussprach.

— Ich habe Furcht, närrisch zu werden! entschlüpfte es ihr mit einem tiefen Seufzer.

Er beruhigte sie lächelnd. Der Blick des Doktors verursachte ihr immer eine lebhafte Angst; sie hatte eine Scheu vor diesem so

höflichen und sanften Menschen. Oft wehrte sie Rose, ihn vorzulassen, sagte, daß sie nicht krank wäre, daß sie kein Bedürfnis fühlte, fortwährend einen Arzt um sich zu sehen. Rose zuckte die Achseln und führte den Doktor trotzdem herein. Übrigens sprach er zuletzt gar nicht mehr mit ihr über ihre Krankheit; es gewann den Anschein, als mache er ihr bloße Höflichkeitsbesuche.

Als er fortging, trat er dem Abbé Faujas in den Weg, welcher im Begriffe war, sich nach Saint-Saturnin zu begeben. Nachdem der Priester ihn über den Zustand der Frau Mouret gefragt hatte, erklärte er:

— Die Wissenschaft ist hin und wieder machtlos, antwortete er bedächtig; aber die Vorsehung bleibt unerschöpflich an Güte. Die arme Frau ist schwer angegriffen worden. Ich gebe sie noch nicht unbedingt auf. Die Brust ist nur erst schwach angegriffen und das Klima ist hier gut.

Der Priester hatte ihm mit seiner harten Miene schweigend zugehört.

— Sie haben nicht recht, erwiderte er langsam. Frau Mouret ist in Plassans sehr schlecht aufgehoben. Warum schicken Sie sie nicht den Winter über nach Nizza?

— Nach Nizza? wiederholte der Doktor unruhig. Er betrachtete den Priester einen Augenblick lang; dann setzte er mit seiner gefälligen Stimme hinzu: Sie würde in Nizza allerdings sehr gut aufgehoben sein. In der Überreizung ihres Nervensystems würde ein Ortswechsel gewiß heilsame Wirkung thun. Ich werde ihr raten müssen zu einer solchen Reise. Sie haben da einen vortrefflichen Einfall gehabt, Herr Pfarrer!

Er verneigte sich vor ihm, trat bei Madame de Condamin ein, deren kleinste Migräne-Zufälle ihm die größte Sorge machten. Am andern Tage, beim Mittagessen, sprach Martha von dem Doktor in ziemlich heftigen Ausdrücken. Sie verschwor sich, ihn nicht mehr vorzulassen.

— Bloß er macht mich krank! sagte sie. Hat er mir gar heute angeraten, eine Reise zu machen!

— Und ich billige diesen Vorschlag sehr, erklärte der Abbé Faujas, indem er seine Serviette zusammenlegte.

Sie blickte ihn scharf an; ihr Gesicht wurde sehr bleich, und mit leiserer Stimme flüsterte sie;

— Also auch Sie — Sie schicken mich von Plassans fort? Aber ich würde ja sterben in einem fremden Lande, fern von meinen Gewohnheiten, fern von denen, die ich liebe!

Der Priester war aufgestanden, bereit, die Eßstube zu verlassen. Er trat zu ihr und sprach mit Lächeln:

— Ihre Freunde haben keinen andern Wunsch als Ihre Gesundheit! Warum lehnen Sie sich auf dagegen?

— Nein! ich will nicht, verstehen Sie! ich will nicht! rief sie entschieden aus, einen Schritt zurückweichend.

Ein kurzer Kampf trat ein. Dem Abbé war das Blut in die Wangen geschossen. Er hatte die Arme gekreuzt, als wolle er der Versuchung, die Hand gegen sie zu erheben, widerstehen. Sie hatte sich, mit dem Rücken an der Wand, wieder aufgerichtet, im Bewußtsein ihrer Schwäche verzweifelnd. Dann streckte sie besiegt die Hände vor und stammelte:

— Ich bitte Sie! lassen Sie mich hier! Ich will Ihnen gehorsam sein.

Und als sie in Schluchzen ausbrach, ging er fort, die Achseln zuckend, mit der Miene eines Ehemannes, welcher Thränenausbrüche verabscheut. Frau Faujas, welche ruhig ihre Mahlzeit beendigte, hatte diesem Auftritte mit vollem Munde beigewohnt. Sie ließ Martha weinen, so lange es ihr beliebte.

— Sie sind nicht vernünftig, mein liebes Kind! sagte sie endlich, indem sie sich Obst und Backwerk auf den Teller legte. Sie werden es noch so weit bringen, daß Ovide Sie verabscheut. Sie wissen ihn gar nicht zu fassen. Warum weigern Sie sich denn, zu reisen, wenn das zu Ihrem Heile ist? Wir würden Ihr Haus doch in Obhut nehmen! Sie würden alles wieder an demselben Flecke finden, wo Sie es verlassen haben. Also gehen Sie!

Martha schluchzte noch immer. Sie schien nicht zu verstehen.

— Ovide hat soviel Sorgen, fuhr die alte Frau fort. Wissen

Sie denn, daß er oft bis um vier Uhr früh arbeitet? Wenn Sie in der Nacht husten, so regt ihn das außerordentlich auf und beraubt ihn jeglicher Kraft zu geistiger Arbeit. Er leidet mehr darunter als Sie! thun Sie es Ovide zu Liebe, mein teures Kind! Gehen Sie; Sie werden gesünder wiederkehren!

Da hob Martha ihr von Thränen gerötetes Antlitz empor und schrie, all' ihre Seelenangst in diesem Schrei zum Ausdruck bringend;

— Ach! glaubt es, glaubt's! der Himmel lügt!

An den folgenden Tagen wurde von der Reise nach Nizza nicht mehr gesprochen. Frau Mouret geriet bei der leisesten Anspielung außer sich. Sie weigerte sich mit einer solchen Entschiedenheit, Plassans zu verlassen, daß selbst der Priester die Gefahr einsah, die ein Beharren auf diesem Plane im Gefolge haben mußte. Sie fing an, ihm in seinem Triumph eine schreckliche Last zu werden, wie Trouche es voll Hohn aussprach: sie hätte man zu allererst nach Tulettes schaffen müssen. Seitdem Mouret fortgeschafft worden, legte sie sich die strengsten religiösen Übungen auf, vermied es, den Namen ihres Mannes auszusprechen, forderte im Gebet eine Betäubung. Aber sie blieb ruhelos, wenn sie von Saint-Saturnin heimkehrte mit einem brennenden Verlangen nach Vergessenheit.

— Die Hauswirtin verdreht schön das Auge! berichtete Olympe jeden Abend ihrem Manne. Heute bin ich mit ihr in der Kirche gewesen; ich habe sie von der Erde aufheben müssen. Du würdest lachen, wenn ich Dir wiedersagte, wie sie gegen Ovide spuckt; sie ist wütend: sie sagt, er habe kein Herz, er habe sie hintergangen mit den Verheißungen eines Haufens von Tröstungen. Und wie sie gegen den lieben Gott los zieht! Na, das muß man hören! . . . Weißt Du, was ich denke? ich glaube, ihr Mann kommt nächtlicherweile sie an den Beinen zu zerren.

Trouche machten alle diese Geschichten viel Spaß.

— Desto schlimmer für sie! erwiderte er. Wenn der Trodbel von Mouret dort unten steckt, so hat sie's doch so verlangt. Ich an Faujas' Stelle wüßte schon die Sachen in Ordnung zu bringen;

ich machte sie zufrieden und gefügig wie ein Lämmchen. Aber er ist ein Schafskopf, Faujas; er wird seine Haut dabei lassen, das sollst Du sehen! Höre meine Gute! Dein Bruder ist nicht so artig zu uns, daß wir uns sehr um seine Verlegenheit scheeren.

— Ja; Ovide geht zu verächtlich mit uns um, sagte Olympe leise.

Da senkte Trouche die Stimme.

— He! Du! wenn die Hauswirtin sich mit Deinem Schafskopf von Bruder in irgend einen Brunnen stürzte, würden wir die Herren bleiben. Das Haus würde uns gehören. Da gäbe es eine Beute, die doch der Mühe lohnte! Das wäre die richtige Lösung!

Trouches hatten übrigens seit Mourets Abwesenheit das Erdgeschoß mit Beschlag belegt. Olympe hatte sich zuerst über das Rauchen der Öfen oben beklagt; dann hatte sie Martha die Überzeugung beigebracht, daß der bis dahin unbenützte Salon das gesundeste Zimmer des ganzen Hauses sei. Rose bekam die Weisung, ein tüchtiges Feuer mit anzumachen, und die beiden Frauen verbrachten nun ihre Tage im Salon, mit Plaudereien ohne Ende, angesichts der flammenden Buchenscheite. Es war Olympes Traum, ein solches Leben zu führen, hübsch angekleidet, auf ein Sofa hingestreckt, inmitten eines luxuriös eingerichteten Zimmers. Sie bestimmte Martha, den Salon anders tapezieren zu lassen, Mobiliar und einen Teppich zu kaufen. Und nun spielte sie die Dame, kam in Pantoffeln und Hauskleid herunter, und kommandierte als Herrin im Hause. Sie hatte die Schlüssel zum Keller und zu den Schränken in Verwahrung, bezahlte die Lieferanten. Lange Zeit besann sie sich, ob sie darauf hinwirken sollte, sich auch in der Eßstube festzusetzen. Aber Trouche riet davon ab: sie würden dann nicht mehr essen und trinken können nach Behagen. Indessen versprach Olympe ihrem Manne, ihm von dem Nachtische immer eine Portion hinaufzuschaffen. Sie füllte sich die Taschen mit Zucker und stahl alles, bis auf die Kerzenstumpfe.

Trouche machte sich über den Garten her. Lange Zeit hatte er mit Eifersucht auf Mouret gesehen, wenn er seine Bäume verschnitt, seine Alleen mit Kies bestreute, seinen Satat begoß. Er sehnte sich

seit Jahren danach, einen Erdenwinkel zu besitzen, wo er hacken und pflanzen könnte nach Belieben. Seitdem Mouret nicht mehr da war, kehrte er den ganzen Garten um. Mit der Ausmerzung des Gemüses machte er den Anfang. Er spielte sich auf als Blumenfreund und zarte Seele. Aber die Arbeit mit der Hacke war ihm vom zweiten Tage an schon lästig geworden; ein Gärtner wurde angenommen, welcher die Beete nach seinen Weisungen anlegte, die Salatpflanzen auf den Mistbeeten warf, den Boden für die Anpflanzung mit Mohnblumen, Rosenstöcken, Lilien, Nelken, Geranien und Volubiles herrichtete. Dann fiel ihm ein, daß die düstern Buchsbäume, welche die Gartenbeete bisher umsäumt hatten, zuviel Schatten und dadurch eine traurige Stimmung bewirkten, und er sann darauf, sie auszureißen.

— Du hast recht, erklärte Olympe, deren Rat er einholte; es sieht ja aus wie auf einem Kirchhofe. Mir würden eiserne Einfriedigungen besser gefallen. Ich will die Hauswirtin dazu bestimmen. Laß nur immer die Buchsbäume ausreißen.

Martha ließ alles machen, billigte alle Pläne, die ihr vorgeschlagen wurden. Übrigens befragte man sie schließlich gar nicht mehr. Trouches hatten lediglich gegen Frau Faujas anzukämpfen, die ihnen nach wie vor jeden Fußbreit des Hauses streitig machte. Als Olympe sich des Salons bemächtigt hatte, da war ihr von ihrer Mutter eine regelrechte Schlacht bereitet worden. Wenig fehlte, so wäre dieser der Sieg geblieben. Der Priester hatte sie daran verhindert.

— Deine elende Schwester macht uns schlechter als Galgenholz der Wirtin gegenüber, klagte Frau Faujas unaufhörlich. Ich durchschaue ihr Spiel; sie will uns hinausdrängen, will die ganze Behaglichkeit für sich allein haben. Jetzt hat sie sich schon im Salon festgesetzt, spielt die Dame; diese Betteldirne!

Der Priester hörte nicht auf sie, machte heftige Gebärden der Ungeduld. Eines Tages ward er böse.

— Ich bitte Sie, Mutter! lassen Sie mich in Ruhe! rief er. Sprechen Sie nichts mehr von Olympe, noch gar von Trouche ... Sie sollen sich aufhängen, wenn sie wollen!

— Sie stehlen das ganze Haus, Ovide! sie haben Rattenzähne. Wenn Du Deinen Teil verlangen wirst, werden sie alles zernagt haben. Nur Du allein bist imstande, sie zur Ruhe zu bringen.

Er sah seine Mutter mit einem scharfen Lächeln an.

— Mutter! Sie lieben mich sehr, flüsterte er; ich verzeihe Ihnen. Beruhigen Sie sich, ich strebe nach anderen Dingen als nach dem Hause. Es gehört mir nicht; und ich behalte nur, was ich verdiene. Glorreich werden Sie sein, wenn Sie meinen Anteil sehen werden. Trouche ist mir nützlich gewesen. Man muß da schon ein Auge zudrücken.

Trotz des fetten Lebens, welches Trouches führten, obwohl sie sich mit allem aus den Schränken der Hauswirtin versahen, hatten sie mehr Schulden in dem Stadtviertel als Haare auf dem Kopfe. Trouche verpraßte seinen Monatsgehalt im Café; Olympe verbrauchte das Geld, das sie Martha durch Erzählung der unglaublichsten Geschichten aus der Tasche lockte, zur Befriedigung von allerhand Thorheiten. Die notwendigen Lebensmittel wurden keck auf Pump genommen. Eine Rechnung, die ihnen vor allem Sorge machte, war die des Zuckerbäckers aus der Rue de la Banne — sie betrug mehr als hundert Franks — und zwar um so mehr, als dieser Zuckerbäcker ein Grobian war, der ihnen drohte, sich an den Abbé Faujas zu wenden. Trouches lebten in einer schrecklichen Angst, da sie einen schlimmen Auftritt befürchteten. Aber als die Rechnung vorgelegt wurde, bezahlte der Abbé ohne Widerrede, vergaß sogar, Trouches darüber zur Rede zu stellen. Der Priester schien über diese Jämmerlichkeiten erhaben; er setzte sein finsteres, starres Leben fort in diesem, der Plünderung überlieferten Hause, ohne die Wolfszähne zu gewahren, welche an den Mauern nagten, ohne den langsamen Ruin zu gewahren, welcher allmählich die Zimmerdecken zum Bersten brachte. Alles ging unter, rings um ihn her, während er geradeswegs zuschritt auf seinen ehrgeizigen Traum. Er kampierte noch immer nach Soldatenart in seinem großen, kahlen Zimmer, gestattete sich keinerlei Behaglichkeit, wurde böse, wenn man ihn hätscheln wollte. Seitdem er der Herr über Plassans war, wurde er wieder unsauber; sein Hut sah fuchsrot

aus, seine Strümpfe waren schmutzig, seine Soutane, welche jeden Morgen von seiner Mutter gestopft werden mußte, glich wieder ganz derjenigen, in welcher er seinen Einzug in Plassans gehalten hatte.

— Pah! machte er, wenn man in seiner Umgebung schüchterne Bemerkungen hierüber zu machen wagte; sie ist noch sehr gut!

Und er trug sie mit erhobenem Haupte, ohne sich um die seltsamen Blicke zu bekümmern, welche man ihm zuwarf. Es lag keine Großthuerei in diesem Verhalten; es war ein natürlicher Gang. Jetzt, da er glaubte, der Notwendigkeit, sich beliebt zu machen, überhoben zu sein, kehrte er zu seiner Verachtung aller Rücksichten zurück. Sein Triumph war, sich so, wie er war, mit seinem großen, schlecht gebauten Körper, seiner Grobheit, seinen fadenscheinigen Kleidern mitten hinein in das eroberte Plassans zu setzen.

Aus dem geschmeidigen Priester ward eine finstere, despotische Gestalt, die alles ihrem Willen beugte. Sein wieder erdig gefärbtes Gesicht schoß Adlerblicke; seine derben Hände erhoben sich, schwer von Drohungen und Züchtigungen, über die Stadt, die thatsächlich in Furcht und Schrecken durch ihn gesetzt ward.

Auf dem Bistum ganz besonders führte er die Herrschaft. Seit den Wahlen hatte er Seiner Hochwürden dem Bischof Rousselot ein ruhiges, stilles Prälatenleben verschafft. Der Bischof lebte mit seinen Büchern, in seinem Arbeitszimmer, in welchem ihn der Abbé, der die Diözese von dem Nebenzimmer aus leitete, thatsächlich unter Schloß und Riegel hielt und sich nur denjenigen Persönlichkeiten zeigte, gegen welche er keine Mißtrauen hatte. Die Geistlichkeit zitterte vor diesem absoluten Herrscher; die alten Priester mit weißem Haar beugten sich mit ihrer kirchlichen Demut vor seinem Willen. Der Bischof, wenn er so mit dem Abbé Surin eingeschlossen sich befand, weinte oft stille Thränen; er beklagte die trockne Hand des Abbé Fenil, welcher oft seine guten zärtlichen Stunden gehabt hatte, während er sich jetzt unter einem unabwendbaren ewigen Drucke zermalmt fühlte. Dann trat ein Lächeln auf sein Antlitz, er ergab sich darein, indem er mit seiner liebenswürdigen Selbstsucht flüsterte:

— Komm, mein Sohn! setzen wir uns an die Arbeit! Ich sollte

mich nicht beklagen: ich habe ja das so lang ersehnte Leben jetzt: eine vollständige Einsamkeit und Bücher.

Er stutzte und setzte mit leiserer Stimme hinzu:

— Ich würde glücklich sein, wenn ich nicht Sie zu verlieren fürchtete, mein teurer Surin! Er wird schließlich auch Sie nicht mehr hier dulden. Gestern war's mir so, als sähe er Sie mit argwöhnischen Augen an. Ich beschwöre Sie: sprechen Sie immer so, wie er's haben will, nehmen Sie keine Rücksicht auf mich. Ach! ich habe ja nur Sie! allein Sie!

Acht Wochen nach den Wahlen siedelte der Abbé Vial, einer der Großvikare Seiner Hochwürden, nach Rom über. Natürlicherweise belieh der Abbé Faujas sich selbst mit dem Posten, obwohl er seit langer Zeit dem Abbé Bourrette versprochen war. Er ernannte diesen letzteren nicht einmal als Pfarrer von Saint-Saturnin, welches Amt er dadurch aufgab, sondern setzte einen jungen, ehrgeizigen Priester ein, den er zu seiner Kreatur gemacht hatte.

— Seine Hochwürden haben Ihren Namen nicht hören wollen, sagte er trocken zu dem Abbé Bourrette, als er ihm begegnete.

Und als der Priester stotterte, daß er bei Seiner Hochwürden vorsprechen und ihn befragen wolle, setzte er in sanfterem Tone hinzu:

— Seine Hochwürden sind zu kränklich, um Ihren Besuch entgegennehmen zu können. Stützen Sie sich auf mich! ich werde Ihre Sache vertreten!

Von seinem Eintritt an in die Kammer hatte Herr Delangre mit der Majorität gestimmt. Plassans war dem Kaiserreich ganz offenbar erobert worden. Es machte sogar ganz den Eindruck, als wenn der Abbé eine Rache dadurch befriedigte, daß er diese vorsichtigen Kleinbürger grob behandelte, daß er die kleinen Pforten der Sackgasse des Chevillottes neuerdings verschloß und Herrn Rastoil und dessen Freunde auf diese Weise nötigte, vom Platze aus, durch die offizielle Pforte zum Herrn Unterpräfekten zu gehen. Wenn er sich in den vertraulichen Versammlungen zeigte, blieben diese Herren nach wie vor sehr demütig vor ihm. Und dermaßen war der Zauber, den er übte, der dumpfe Schrecken vor seinem

großen ungelenken Körper, daß auch dann, wenn er nicht da war, niemand das geringste zweideutige Wort über ihn zu sagen wagte.

Das einzige Hindernis blieb Martha. Der Abbé Faujas fühlte, wie sie ihm mit jedem Tage mehr entschlüpfte; er stählte seinen Willen auf seine Kräfte als Priester und als Mensch, um in ihr die Glut zu mildern, die er angefacht hatte. Sie schritt auf das logische Ziel ihrer Leidenschaft zu, verlangte stündlich weiter einzudringen in den Frieden, in die Verzückung, in das vollkommene Nichts des göttlichen Glückes. Jetzt bebte sie vor Frost in Saint-Saturnin, in jenem kalten Schatten, wo sie Annäherungen gefühlt hatte so voll glühenden Entzückens; das Brausen der Orgel fuhr über ihren gebeugten Nacken hin, ohne ihre losen Härchen im Wonneschauer zu heben; die weißen Weihrauchwolken schläferten sie nicht mehr ein im geheimnisvollen, mystischen Traume; die flammenden Kapellen, die wie Sterne funkelnden Hostienschreine, die goldenen und silbernen Meßgewänder verblaßten, verschwammen unter ihren von Thränen verfinsterten Blicken. Da hob sie, gleich einer verdammten, von den Feuern des Paradieses verbrannten Seele, verzweiflungsvoll die Arme empor, verlangte nach der Liebe, die ihr den Tribut verweigerte, in dem gestammelten Aufschrei:

— Mein Gott! mein Gott! warum hast Du Dich zurückgezogen von mir, Deinem Kinde?

Voll Beschämung, gleichsam verletzt durch die stumme Kälte der Gewölbe, verließ Martha die Kirche mit dem Zorn einer verschmähten Frau. Sie sann auf Leibesstrafen, um ihr Blut darzubringen, kämpfte sich zornig ab in diesem Unvermögen, weiter zu gehen als das Gebet, sich mit einem Sprunge Gott in die Arme zu stürzen. Und nach Hause gekehrt, blieb ihr keine Hoffnung weiter, als der Abbé Faujas. Er allein konnte sie Gott geben; er hatte ihr die Freuden der Einführung eröffnet, er sollte jetzt den Schleier ganz zerreißen.

Sie war zwei Stunden in der öden Kirche geblieben, sich in Gebeten erschöpfend, die Verzückung erwartend, sich krümmend und windend, um die Erleichterung zu suchen. Die Demut warf sie platt nieder auf die Fliesen, der Grimm der Empörung, der Auf-

lehnung riß sie wieder in die Höhe mit aufeinandergepreßten Zähnen während ihr ganzes Wesen, in toller Anspannung, sich abmarterte, nur die Leere der Leidenschaft zu umfassen, zu küssen. Als sie aufgestanden war, als sie aus der Kirche gewichen war, da sah ihr der Himmel schwarz aus; sie fühlte das Pflaster nicht unter ihren Füßen, und die engen Straßen ließen in ihr den Eindruck einer ungeheuren Einsamkeit zurück. Sie warf Hut und Shawltuch auf den Tisch der Eßstube und eilte gerades Fußes hinauf in das Zimmer des Abbés Faujas.

Er saß vor seinem kleinen Tische und sann; die Feder war ihm zwischen die Finger gesunken. Er öffnete ihr zerstreut; aber als er sie leichenblaß, mit einer flammenden Entschlossenheit in den Augen, vor sich stehen sah, machte er eine zornige Gebärde.

— Was wollen Sie? fragte er; warum sind Sie heraufgekommen? Gehen Sie wieder hinunter und warten Sie auf mich, wenn Sie mir etwas zu sagen haben!

Sie stieß ihn in das Zimmer und trat hinter ihm herein, ohne ein Wort zu sprechen. Er zögerte einen Augenblick, die Zornesregung niederkämpfend, die ihm schon die Hand in die Höhe führte. Er blieb ihr gegenüber stehen, ohne die weit offen stehende Thür zu schließen.

— Was wollen Sie? fragte er wieder. Ich bin beschäftigt.

Da schloß sie selbst die Thüre. Und als sie allein mit ihm war, trat sie an ihn heran, und sagte endlich: Ich habe mit Ihnen zu reden.

Sie hatte sich niedergesetzt, betrachtete das Zimmer, das schmale Bett, die armselige Kommode, das große Kruzifix aus schwarzem Holz, dessen plötzliche Erscheinung auf der Kahlheit der Wand ihr einen kurzen Schauer verursachte. Ein eisiger Friede fiel von der Zimmerdecke hernieder. Der Kaminherd war leer, nicht ein Stäubchen von Asche war zu sehen.

— Sie werden hier frieren! sagte der Priester mit einer ruhigen Stimme. Ich bitte Sie, gehen Sie hinunter.

— Nein! ich habe mit Ihnen zu sprechen, antwortete sie von neuem. Und mit gefalteten Händen, als beichtende Büßerin, fuhr

sie fort: Ich schulde Ihnen so vieles! Bevor Sie hierher kamen, war ich ohne Seele. Sie waren's, der das Heil meiner Seele erstrebte. Durch Sie habe ich die einzigen Freuden meines Daseins kennen gelernt. Sie sind mein Erretter und mein Vater. Seit fünf Jahren lebe ich nur durch Sie und für Sie.

Ihre Stimme brach sich; sie sank auf die Kniee. Er hielt sie auf durch eine Bewegung der Hand.

— Wohlan! rief sie; heute leide ich Schmerzen, heute bin ich Ihrer Hülfe bedürftig. Hören Sie mich, mein Vater! Ziehen Sie sich nicht zurück von mir! Sie können mich nicht so verlassen. Ich sage Ihnen, daß Gott mich nicht mehr hört, nicht mehr versteht. Ich fühle ihn nicht mehr. Haben Sie Mitleid! ich bitte Sie darum. Raten Sie mir! führen Sie mich zu jenen göttlichen Freuden, auf deren erste Stufen Sie mich geführt haben! lehren Sie mich, was ich thun muß, um zu genesen, um weiter vorzudringen in der Liebe Gottes.

— Man muß beten, sagte der Priester ernst.

— Ich habe gebetet, habe stundenlang gebetet, das Haupt in die Hände gesenkt, und habe keine Erleichterung gefunden, habe Gott nicht gefühlt.

— Man muß beten, weiter beten, immer beten, beten bis Gott gerührt ist und zu einem herniedersteigt.

— Sie blickte ihn voll Herzensangst an.

— Also giebt es, fragte sie lallend, nur das Gebet? Sie können nichts thun für mich?

— Nein! nichts! erklärte er barsch.

Sie erhob die zitternden Hände in einer verzweifelten Aufwallung. — der Zorn schnürte ihr die Kehle zu. Aber sie hielt an sich. Sie stammelte:

— Ihr Himmel ist verschlossen. Sie haben mich bis hierher geführt, um mich gegen diese Mauer zu stoßen. Ich war gewiß ruhig; Sie wissen doch, als sie gekommen sind: ich lebte in meinem Winkel, ohne einen Wunsch, ohne jede Wißbegierde. Und Sie weckten mich auf mit Worten, die mir das Herz umkehrten. Sie haben mich hinübergeführt in eine andere Jugend. Ach! Sie

wissen nicht, welche Freuden Sie mir bereiteten in den Anfängen! Es brannte ein mildes Feuer in mir, das bis in mein innerstes Wesen mich erfüllte. Ich hörte mein Herz. Ich hatte eine unermeßliche Hoffnung. Mit vierzig Jahren! das kam mir manchmal lächerlich vor, und ich lächelte über mich. Dann verzieh ich mir, so sehr glücklich war ich . . . Aber jetzt — jetzt will ich den Rest des verheißenen Glückes. Das kann nicht alles sein! Es giebt noch ein Weiteres; nicht wahr? Begreifen Sie doch, daß ich dieses ewig wachen Wunsches müde bin, daß dieses Sehnen mich verzehrt hat, mich in Todeskampf versetzt. Ich muß mich beeilen, jetzt, da meine Gesundheit erschüttert ist; ich will mich nicht mehr hinhalten, irre führen lassen. Es giebt noch ein Weiteres! sagen Sie mir, was es ist, dieses Weitere!

Der Abbé Faujas blieb ungerührt; er ließ diese Flut von heißen Reden über sich ergehen.

— Es existiert nichts!? es giebt kein Weiteres? fuhr sie mit Heftigkeit fort. Dann haben Sie mich betrogen! Sie haben mir den Himmel verheißen, dort unten, auf der Terrasse, an jenen sternenreichen Abenden! Ich habe angenommen, hab' mich verkauft, hab' mich überliefert. Ich war von Sinnen in jenen ersten Wonnen des Gebetes. Heute gilt unser Handel nicht mehr! Ich will in mein Heim zurückkehren, in meine Ecke, will mein ruhiges Leben wieder aufsuchen. Ich werde jedermann vor die Thür setzen, will das Haus bestellen, will die Wäsche wieder ausbessern an meinem altgewohnten Platze, an der Terrasse. Ja, ich verrichtete diese Arbeit mit Liebe! Die Näharbeit griff mich nicht an. Und ich will, daß Desirée wieder an meiner Seite sitzt, auf ihrer Fußbank; sie lachte, machte Puppen, das liebe, unschuldige Wesen . . .

Sie brach in Schluchzen aus.

— Ich verlange meine Kinder! Sie waren's, die mich beschützten! Als sie nicht mehr da waren, da verlor ich den Kopf, da fing mein schlimmes Leben an! Warum haben Sie mir meine Kinder genommen? Sie sind eins nach dem andern gegangen und das Haus ist mir zu einem fremden Hause geworden. Mein Herz war nicht mehr hier. Ich war froh, wenn ich es auf einen Nach=

mittag verlassen konnte. Und wenn ich dann abends zurückkehrte, dann war's mir als käme ich zu Freunden. Selbst die Möbel schienen mir feindlich und eisig. Ich haßte das Haus . . . Aber ich will sie wieder holen, die armen Kleinen! sie werden alles hier umwandeln, sobald sie da sind . . . Ach! könnt' ich doch meinen ruhigen süßen Schlaf wieder schlafen!

Sie geriet mehr und mehr in Verzückung. Der Priester versuchte sie durch ein Mittel zu beruhigen, das ihm oft genutzt hatte.

— Seien Sie doch vernünftig, liebe Frau! sagte er, indem er ihre Hände zu erfassen suchte, um sie zwischen die seinigen geschlossen zu halten.

— Rühren Sie mich nicht an! schrie sie zurückweichend. Wenn Sie mich halten, dann bin ich schwach wie ein Kind. Die Wärme Ihrer Hände erfüllt mich mit Feigheit. Das hieße, morgen von frischem anfangen; denn ich kann nicht mehr leben — und Sie beruhigen mich auf nicht länger als eine Stunde.

Sie war finster geworden. Sie flüsterte:

— Nein! ich bin verdammt jetzt! Niemals mehr werde ich das Haus lieben! Und wenn die Kinder kämen, dann würden sie nach ihrem Vater verlangen . . . Ach! sehen Sie: das ist's, was mich erstickt! Mir wird nie Verzeihung werden, als bis ich einem Priester mein Verbrechen gebeichtet haben werde.

Und auf die Kniee sinkend, rief sie laut:

— Ich bin sündig. Deshalb wendet sich Gottes Antlitz von mir!

Aber der Abbé Faujas wollte sie aufheben.

— Schweigen Sie! rief er mit Heftigkeit. Ich kann Ihre Beichte hier nicht hören. Kommen Sie morgen nach Saint-Saturnin!

— Mein Vater! begann sie wieder mit flehender Gebärde; haben Sie Mitleid. Morgen werde ich die Kraft nicht mehr besitzen.

— Ich verbiete Ihnen zu sprechen! schrie er heftiger, ich will nichts wissen, ich werde den Kopf beiseite wenden, werde mir die Ohren zustopfen!

Er wich zurück mit erhobenen Armen, als wolle er das Geständnis von Marthas Lippen bannen. Sie schauten einander eine

Zeitlang stillschweigend an mit dem dumpfen Zorn ihrer beiderseitigen Schuld.

— Kein Priester ist's, der Sie hören würde, setzte er hinzu mit einer gedämpften Stimme. Es ist nur ein Mann hier, um Sie zu richten und zu verdammen!

— Ein Mann! rief sie in Verzückung. Das gilt mir mehr! Ein Mann ist mir lieber!

Sie stand auf und fuhr fort in ihrem Fieber:

— Ich beichte nicht, ich erzähle Ihnen meine Sünde. Nach den Kindern habe ich den Vater fortschaffen lassen. Er hat mich niemals geschlagen, der Unglückliche! Ich war toll — nicht er! Ich fühlte Brennen am ganzen Leibe und ich kratzte mich — ich hatte Verlangen nach der Kälte der Steinfließen, um mich zu beruhigen. Dann, nach solchen Krisen, überkam mich eine Scham darüber, daß ich mich in diesem Zustande vor den Leuten hatte sehen lassen: daß ich nicht zu reden wagte. Wenn Sie wüßten, welche furchtbaren Alpdrücke mich zu Boden warfen! Die ganze Hölle tönte in meinem Hirne. Er, der arme Mann, that mir leid, wenn er zähneklappernd in seinem Bette saß. Er hatte Furcht vor mir. Wenn Sie nicht mehr da waren, dann wagte er nicht, sich zu rühren, und verbrachte die Nacht auf einem Stuhle.

Der Abbé Faujas versuchte, sie zu unterbrechen.

— Sie töten sich! sprach er. Rühren Sie diese Erinnerungen nicht auf! Gott wird Ihnen Ihre Leiden in Anrechnung bringen!

— Ich hab' ihn nach Tulettes geschickt! rief sie, ihm mit einer energischen Gebärde Schweigen befehlend. Sie auch — Sie sagten mir, daß er verrückt wäre. O! welch' ein unerträgliches, qualvolles Leben! Immer, von Kindheit auf, hab' ich Entsetzen gehabt vor dem Irrsinn! Und da hat man ihn fortgeschafft. Ich habe es geschehen lassen. Ich wußte nicht mehr, was ich that. Aber seit dieser Zeit kann ich die Augen nicht mehr schließen, ohne zu sehen. Das ist's, was mir die offenen Augen stundenlang an dem nämlichen Platze gebannt hält! Und ich kenne das Haus. Ich sehe es im Geiste. Der Onkel Macquart hat's mir gezeigt. Es ist ganz grau, wie ein Gefängnis, mit schwarzen Fenstern.

Sie konnte nicht mehr sprechen. Sie führte ein Taschentuch an die Lippen, das sie mit mehreren Blutstropfen befleckt wieder zurückzog. Der Priester wartete mit verschränkten Armen auf das Ende der Krise.

— Sie wissen alles, nicht wahr? vollendete sie stammelnd. Ich bin eine Elende! ich habe gesündigt für Sie! Aber geben Sie mir nun die Freude, geben Sie mir das Leben! und ich trete ohne Gewissensbisse ein in jenes überirdische Glück, das Sie mir verheißen haben.

— Sie lügen! antwortete langsam der Priester; ich weiß nichts! es war mir unbekannt, daß Sie dieses Verbrechen begangen hatten!

Sie wich jetzt ihrerseits zurück, die Hände gefaltet, lallend, entsetzensvolle Blicke auf ihn heftend. Dann rief sie leise, die Besinnung verlierend, außer sich, sich traulich ihm nähernd:.

— Hören Sie, Ovide! ich liebe Sie, und Sie wissen es! nicht wahr? Ich habe Sie geliebt, Ovide! seit dem Tage, an welchem Sie hier hereingetreten sind! Ich habe es Ihnen nicht gesagt. Ich sah, daß Ihnen das mißfällig war. Aber ich fühlte, daß Sie mein Herz errieten. Ich war zufrieden. Ich hoffte, daß wir eines Tages das Glück würden finden können in einer hehren Vereinigung. Da hab' ich für Sie das Haus geleert! Ich habe mich auf den Knieen geschleppt, ich bin Ihre Magd geworden. Sie können nicht grausam sein bis ans Ende! Sie haben alles zugegeben! Sie haben mir gestattet, allein für Sie da zu sein! die Hindernisse zu beseitigen welche uns von einander schieden. Besinnen Sie sich! ich flehe Sie an. Jetzt, da ich krank bin, verlassen, mit gemartertem Herzen und leerem Gehirn, jetzt können Sie mich unmöglich von sich stoßen! Wir haben niemals ein lautes Wort gesprochen: das ist wahr. Aber meine Liebe sprach, und Ihr Schweigen war die Antwort. An den Menschen wende ich mich; nicht an den Priester! Sie haben mir selbst gesagt, daß nur ein Mann hier stände! Ich liebe Sie, Ovide! ich liebe Sie! und meine Liebe zu Ihnen ist mein Tod!

— Sie schluchzte. Der Abbé Faujas hatte seine hohe Gestalt

wieder emporgerichtet. Er trat näher heran und schleuderte Martha all' seine Verachtung des Weibes in einem einzigen Blicke zu.

— Ha! das erbärmliche Fleisch! rief er. Ich verließ mich darauf, daß Sie Vernunft behalten würden, daß Sie niemals sich zu der Schmach erniedrigen würden, diese Schändlichkeiten zu sprechen! Ja! es ist der ewige Kampf des Bösen gegen den starken Willen. Ihr seid die Versuchung hienieden, die Feigheit! der endliche Fall! Der Priester hat keinen andern Widersacher als Euch! und man sollte Euch verscheuchen aus den Kirchen als unreine, verdammte Geschöpfe!

— Ich liebe Sie, Ovide! stammelte sie noch einmal: helfen Sie mir!

— Ich bin Ihnen schon viel zu nahe getreten, sprach er weiter. Wenn ich strauchele, so tragen Sie, Weib, die Schuld! Sie werden mich meiner Kraft beraubt haben, durch Ihre Begierde allein! Hebet Euch hinweg! weichet von hinnen! Ihr seit Satanas! Ich werde Euch prügeln, damit der böse Engel aus Eurem Leibe fahre!

Sie war zusammengeknickt, halb gegen die Wand gelehnt, stumm im Schrecken vor der sie bedrohenden Priesterfaust. Ihre Haare lösten sich auf. Eine große helle Locke schützte ihre Stirn. Nach Hilfe suchend in der kahlen Kammer, erblickte sie das Kruzifix aus schwarzem Holze. Sie besaß noch die Kraft, die Hände nach ihm auszustrecken mit einer leidenschaftlichen Gebärde.

— Flehen Sie nicht das Kreuz an! schrie der Priester, auf dem Gipfel seines Zornes. Jesus hat keusch gelebt! und darum hat er zu sterben gewußt!

Frau Faujas trat in die Stube, einen schweren Korb voll Lebensmittel am Arme schleppend. Als sie ihren Sohn in diesem furchtbaren Zorn erblickte, setzte sie den Korb rasch zur Erde. Sie erfaßte seine Arme.

— Beruhige Dich, Ovide, mein Kind! flüsterte sie, ihn liebkosend.

Und sich zu der niedergeschmetterten Frau wendend, warf sie ihr einen furchtbaren Blick des Zornes zu und herrschte sie an:

— Sie können ihn also nicht in Ruhe lassen! Da er nun ein=

mal nichts wissen mag von Ihnen, so machen Sie ihn wenigstens nicht krank! Marsch, hinunter! hier ist Ihres Bleibens unmöglich länger!

Martha rührte sich nicht. Frau Faujas mußte sie aufheben und nach der Thüre stoßen. Sie schalt sie, machte ihr Vorwürfe, ihren Ausgang abgewartet zu haben, nahm ihr das Versprechen ab, das Haus nicht mehr durch solche Auftritte in Ärgernis zu setzen. Dann warf sie heftig die Thüre hinter ihr ins Schloß.

Martha stieg taumelnd die Treppe hinunter. Sie weinte nicht. Lallend wiederholte sie;

— François wird wieder kommen! François wird sie alle auf die Straße setzen!

XX.

Der Wagen nach Toulon, welcher an Tulettes vorbeifuhr, wo sich eine Umspannstelle befand, fuhr von Plassans um drei Uhr fort. Martha, durch die ihr zu teil gewordene Schmähung von einem jähen Gedanken beseelt, wollte keinen Augenblick verlieren; sie legte das Shawltuch wieder um, setzte den Hut wieder auf und befahl Rose, sich auf der Stelle anzuziehen.

— Ich weiß nicht, was mit der Herrin vorgeht, sagte die Köchin zu Olympe; ich glaube, wir verreisen auf ein paar Tage.

Martha ließ die Schlüssel in den Thüren stecken. Es trieb sie auf die Straße hinaus. Olympe, welche mit ihr bis an die Thür ging, suchte vergebens zu erfahren, wohin sie führe und wieviel Tage sie abwesend bleiben würde.

— Sie dürfen im übrigen ja ruhig sein! sagte sie noch auf der Schwelle mit ihrer liebenswürdigsten Stimme; ich werde alles gut versorgen. Sie werden alles so wiederfinden, wie sie es verlassen haben. Lassen Sie sich Zeit! besorgen Sie Ihre Geschäfte mit Ruhe! Wenn Sie nach Marseille fahren, so bringen Sie uns doch frische Austern mit!

Und Martha war kaum um die Ecke der Rue Taravelle verschwunden, als Olympe Besitz von dem ganzen Hause ergriff. Als Trouche nach Hause kam, fand er seine Frau im vollsten Zuge alle Möbel zu durchwühlen und sich die Taschen mit ihrem Diebstahl zu füllen.

— Sie ist fort, und ihr Dromedar von Köchin auch! rief sie jubelnd und warf sich in einen Sessel. Ha! Du! das wär' doch ein Dusel, wenn sie zusammen in einem Graben ersöffen! Immerhin, auf eine Zeitlang wollen wir uns vergnügen nach Noten! Ach! ist das nett, allein zu sein! Nicht wahr, Honoré? Komm her! Gieb mir einen Kuß für die Mühe!

Unterdessen kamen Rose und Martha auf dem Corso Sauraire gerade noch zurecht, um in den Wagen nach Toulon zu steigen. Als die Köchin hörte, daß ihre Herrin dem Kutscher die Weisung gab, in Tulettes zu halten, nahm sie nur widerstrebend Platz. Der Wagen hatte die Stadt noch nicht verlassen, als sie schon zu räsonnieren anfing:

— Ich hab' mir eingebildet, Sie würden endlich vernünftig geworden! Ich dachte, wir reisten nach Marseille, um Herrn Octave zu besuchen. Wir hätten eine Languste und Seemuscheln mit hergebracht . . . Ach! da hab ich zu schnell gemacht! Sie sind doch immer dieselbe! immer hängen Sie Ihrem Kummer nach und wissen nur darauf zu sinnen, sich den Kopf noch mehr zu verdrehen!

Martha saß in sich versunken, halb ohnmächtig in der Wagenecke. Eine tötliche Schwäche bemächtigte sich ihrer, jetzt nachdem sie nicht mehr gegen den Schmerz ankämpfte, der ihr die Brust zermarterte.

In Tulettes angekommen, begab sie sich, gefolgt von der Köchin, raschen Schrittes nach dem Hause des Onkel Macquart.

— Wie! Du bist's! rief der Onkel höchst erstaunt. Ich vermutete Dich in Deinem Bett. Man hatte mir erzählt, Du wärest krank... Ei, ei, Kleine! Du hast das kräftigste Aussehen nicht . . . Kommst Du zum Essen her?

— Ich möchte François besuchen, Onkel, antwortete Martha.

— François? wiederholte Macquart, ihr ins Gesicht sehend,

Du möchtest François besuchen? Na, das ist ein Einfall, der einer Ehefrau Ehre macht! Der arme Kerl hat genug nach Dir geschrieen. Ich hab' ihn oft von meinem Fenster aus gesehen, wie er mit Fäusten gegen die Mauern geschlagen und dabei nach Dir geschrieen hat . . . Also! Du kommst ihn besuchen? ich glaubte, Ihr hättet ihn alle da unten vergessen.

Dicke Thränen tropften aus Martha's Augen.

— Es wird nicht leicht sein, ihn heute zu sehen, fuhr Macquart fort. Es wird vier Uhr jetzt sein. Ich weiß auch nicht recht, ob der Direktor Dir die Erlaubnis geben wird. Mouret ist seit einiger Zeit sehr unartig; zerschlägt alles; spricht davon, Feuer an die Bude zu legen. Schockschwerenot! die Narren sind nicht alle Tage bei guter Laune.

Sie hörte, bebend am ganzen Leibe, zu. Sie wollte den Onkel weiter fragen, begnügte sich aber, die Hände nach ihm auszustrecken.

— Ich bitte Sie recht sehr, sagte sie; ich habe die Fahrt expreß gemacht; ich muß François heut unbedingt sprechen, im Augenblick noch . . . Sie haben ja Freunde im Hause; Sie können mir schon Zutritt schaffen.

— Ganz sicher, ganz sicher! sprach er leise, ohne sich deutlicher auszusprechen.

Er schien von einer großen Verlegenheit befallen; da er die Ursache dieser plötzlichen Reise nicht kannte, schien er den Fall unter einem, von ihm allein gekannten Gesichtspunkte zu erörtern. Er befragte die Köchin mit dem Blicke, die ihm aber den Rücken wendete. Ein pfiffiges Lächeln zeigte sich zuletzt auf seinen Lippen.

— Na, da's Dein Wille ist, meinte er, so will ich die Sache versuchen. Bloß denke daran, daß, wenn Deine Mutter böse sein sollte, Du ihr zu sagen haben wirst, daß ich's Dir nicht hab' abschlagen können! Ich fürchte auch, mein Kind, daß es Dir schlecht bekommen werde. Glaub' mir: so etwas ist durchaus nichts Lustiges?

Rose schlug es rundweg ab, sie zu begleiten. Sie hatte sich vor ein Rebholzfeuer gesetzt, das in dem großen Ofen brannte.

— Ich hab' kein Verlangen danach, mir die Augen auskratzen zu lassen, meinte sie bissig. Der Herr hat mich ohnehin niemals leiden mögen. Ich bleibe lieber hier und wärme mich.

— Dann sollten Sie schon so freundlich sein, uns einen Topf Glühweins bereiten, raunte der Onkel ihr ins Ohr. Wein und Zucker sind dort im Schranke. Wir werden's brauchen können, wenn wir heimkommen.

Macquart führte seine Nichte nicht durch das Hauptthor des Irrenhauses. Er wendete sich nach links, fragte an einer kleinen niedrigen Pforte nach dem Wärter Alexander, mit welchem er halblaut ein paar Worte wechselte. Dann verschwanden sie alle drei, ohne weiter zu sprechen, in den endlosen Gängen des Gebäudes. Der Wärter schritt voran.

— Ich will hier auf Dich warten, sagte Macquart, in einem kleinen Hofe stehen bleibend; Alexander wird bei Dir bleiben.

— Ich wäre gern allein geblieben, flüsterte Martha.

— Da möchte Madame nicht gut daran sein, antwortete der Wärter mit einem ruhigen Lächeln; ich riskiere übrigens so schon sehr viel.

Er ließ sie einen zweiten Hof durchschreiten und blieb vor einer niedrigen Pforte stehen. Während er behutsam aufschloß, fuhr er fort, mit gesenkter Stimme:

— Fürchten Sie nichts! Er ist seit heute morgen ruhiger. Man hat ihm die Jacke ausziehen können. Sollte er böse werden, dann gehen Sie rückwärts hinaus, hören Sie? und lassen mich mit ihm allein.

Martha trat zitternd ein. Der Hals war ihr wie ausgedörrt. Sie sah anfangs nur eine in einem Winkel gegen die Wand gekauerte Masse. Der Tag verblich, die Halle war nur durch ein Kellerlicht, das aus einem Gitterfenster hereinfiel, erhellt.

— He! mein lieber Mann! rief Alexander zutraulich, indem er Mouret auf die Schulter klopfte; ich bringe Ihnen Besuch. Sie werden doch artig sein, hoffe ich?

Er trat zurück an die Thüre, ohne den Blick von dem Narren

zu lassen. Mouret war langsam aufgestanden. Er schien nicht im geringsten verwundert.

— Du bist's, meine Liebe! sagte er mit seiner friedlichen Stimme. Ich hab' Dich erwartet. Ich war in Sorgen wegen der Kinder.

Martha, deren Kniee zusammenknickten, sah ihn mit Herzensangst an. Dieser sanfte Empfang hatte ihr die Zunge gelähmt. Im allgemeinen hatte Mouret sich nicht verändert; er sah sogar besser aus, war dick und fett geworden; er trug den Bart rasiert; seine Augen waren hell und klar. Seine kleinen bürgerlichen Gewohnheiten waren wieder zum Vorschein getreten; er rieb sich die Hände, kniff das rechte Auge zusammen, ging stampfend auf und ab, schwatzte in einemfort mit der schelmischen Miene aus der guten Zeit seines Lebens.

— Ich bin ganz munter, meine Liebe! Wir können nun nach Hause zurückkehren. Du kommst mich holen; nicht wahr? Hat man meinen Salat gut versorgt? Die Schnecken sind auf die jungen Köpfe versessen wie der Teufel auf die Menschenseele; der Garten war ganz zerfressen von ihnen; aber ich weiß ein Mittel sie zu vernichten. Ich habe Pläne! Du sollst sehen. Wir sind ziemlich reich, können uns schon manche Launen gestatten. Sage mal, ist denn Vater Gautier aus Saint-Eutrope während meiner Abwesenheit dagewesen? ich hatte ihm dreißig Schock Weintrauben auf der Rebe abgekauft. Ich muß mal zu ihm gehen. Du hast auch nicht für zwei Sous Gedächtnis! Aber Du erzählst mir ja garnichts von den Kindern. Desirée ist noch immer bei der Amme; nicht wahr? Wir wollen zu ihr, wollen sie fragen, ob sie sich etwa langweilt? Auch nach Marseille will ich; denn Octave macht mir Sorgen; er war, als ich ihn zum letztenmal besuchte, sehr flott. Von Serge rede ich nicht, der Junge ist zu gut, er wird die ganze Familie in den Heiligenstand heben. Ach sieh, es macht mir Spaß, so von dem Hause zu sprechen.

Und er sprach fort und fort, erkundigte sich nach jedem Baum seines Gartens, zeigte ein außerordentliches Gedächtnis hinsichtlich einer Menge der kleinsten Einzelheiten. Martha war tief ergriffen von der Zuneigung, die er ihr bezeugte; in der Ängstlichkeit, ihr

jeden Vorwurf zu ersparen, keine Anspielung auf ihren krankhaften Zustand zu machen, glaubte sie einen außerordentlichen Grad von Zartgefühl zu erblicken. Ihr war verziehen; sie gelobte, ihr Verbrechen zu sühnen, indem sie die unterthänige Magd dieses Mannes würde, der so groß dastand in seiner Leutseligkeit.

— Nehmen Sie sich in acht! rief der Wächter ihr leise ins Ohr, seine Augen machen mir Unruhe.

— Aber er ist doch nicht verrückt! stammelte sie; glauben Sie mir! Ich muß mit dem Direktor sprechen. Ich will ihn sogleich mit fortnehmen.

— Sehen Sie sich vor! wiederholte der Wärter barsch, sie am Arme ziehend.

Mouret drehte sich, noch während er schwatzte, rund um sich herum, wie ein Tier, das einen tötlichen Schlag bekommen hat, dann warf er sich platt auf die Erde und kroch langsam auf allen Vieren an der Mauer entlang.

— Hu! hu! heulte er mit rauher, langgezogener Stimme.

Mit einem Sprunge war er in die Höhe und warf sich auf die Seite. Es war eine gräßliche Szene: er krümmte sich wie ein Wurm, hieb sich das Gesicht mit Faustschlägen blau, riß sich die Haut mit den Nägeln herunter. Im Nu war er halbnackt, die Kleider hingen ihm in Fetzen vom Leibe, ein schreckliches Röcheln rang sich aus seiner Kehle.

— Gehen Sie hinaus, Madame! schrie der Wärter.

Martha war an den Boden genagelt. Sie erkannte sich selbst wieder; so hatte auch sie auf den Dielen gelegen, in der Schlafkammer; so hatte sie sich zerkratzt, zerschlagen, zerfetzt. Und bis auf ihre Stimme fand sie sich wieder; sogar ihr Röcheln war Mourets geworden. Sie hatte diesen Mann in diesen Jammer, in dieses entsetzliche Elend gestürzt!

— Er ist nicht verrückt! stammelte sie; er kann nicht verrückt sein! Das wäre ja gräßlich! Da möcht' ich lieber auf der Stelle sterben!

Der Wärter legte seinen Arm um sie und drängte sie zur Thüre; aber dort blieb sie stehen; sie konnte nicht fort. Und nun vernahm

sie in der Zelle ein kurzes Kampfgeräusch; Töne, die dem Quieken eines Schweines, das abgeschlachtet wird, ähnlich waren; dann ein dumpfer Fall, als wenn man ein Bündel feuchter Wäsche zu Boden schleudert — dann herrschte Todesschweigen. Als der Wärter hinausging, war es beinahe Nacht geworden. Martha sah durch die halboffenstehende Thür nur ein schwarzes Loch.

— Teufel auch! meinte der Wärter, noch ergrimmt; Sie sind merkwürdig, Madame, zu schreien, daß er nicht verrückt sei! Es hat mich fast meinen Daumen gekostet, den er zwischen die Zähne hatte. Jetzt wird er sich ruhig verhalten für ein paar Stunden.

Als Martha den Onkel Macquart in dem kleinen Hofe wiederfand, sagte sie, ohne weinen zu können, mit einer langsamen, gebrochenen Stimme: „Er ist verrückt!“

— Natürlich ist er's! antwortete der Onkel höhnisch. Dachtest Du etwa, ihn als jungen Bräutigam zu finden? Umsonst steckt er doch nicht da drinnen. Übrigens: das Haus ist nicht gesund. Wenn ich zwei Stunden drin zubringen sollte, würde ich auch toll! Hast Du vielleicht Lust, auch die Großmutter zu besuchen? setzte er mit seinem leutseligen Tone hinzu.

Martha machte eine Gebärde des Entsetzens und verbarg das Gesicht mit beiden Händen.

— Das würde niemand gestört haben, meinte er; Alexander würde uns das Vergnügen gern verschafft haben. Sie ist da nebenan; es ist nichts zu fürchten bei ihr; sie ist sehr zahm. Nicht wahr, Alexander? seit zwölf Jahren hat sie nicht gemuckst? Na, wenn Du aber keine Lust hast . . .

Als der Wärter sich von ihnen verabschiedete, lud der Onkel ihn ein zu einem Glase Glühwein und blinzelte damit auf eine bestimmte Weise mit den Augen, was Alexander zur Annahme bereit zu stimmen schien. Sie mußten Martha stützen, deren Füße bei jedem Schritte strauchelten. Als sie ankamen, trugen sie die Frau, die von einem jener Nervenkrämpfe befallen worden war, in denen sie stundenlang, mit offenen Augen und verrenktem Gesichte, wie tot dalag.

— Na ja! was hab' ich gesagt? rief Rose, als sie ihrer an=

sichtig wurde. Sie ist in einem netten Zustande! Das wird eine schöne Heimfahrt.

— Bah! meinte der Onkel, ich will sie auf mein Bett legen. Wir werden nicht umkommen, wenn wir mal eine Nacht am Feuer hocken.

Er zog einen Kattunvorhang beiseite, der einen Alkoven verdeckte. Rose kleidete mürrisch ihre Herrin aus. Es wäre nichts weiter dabei zu machen, meinte sie, als ihr einen heißen Ziegelstein an die Füße zu legen.

— Und nun, da sie im Bette steckt, meinte der Onkel mit seinem höhnischen Wolfslachen, wollen wir einen tüchtigen Schluck thun. Euer Wein hat einen verteufelt guten Geruch, Mütterchen!

— Ich hab' eine Citrone auf dem Kamine gefunden und sie mit hineingethan! meinte Rose.

— Recht habt Ihr's gemacht. Es ist alles da. Wenn ich ein Kaninchen brate, fehlt uns nichts — ich steh' euch dafür!

Er hatte den Tisch vor den Kamin geschoben und setzte sich zwischen die Köchin und Alexander, den Glühwein in große gelbe Tassen gießend. Als er zwei tüchtige Schlucke genommen hatte, rief er, mit der Zunge schnalzend:

— Schockschwerenot! Das schmeckt! Na! Sie verstehen's; er ist besser, als der von mir gebraute. Ihr müßt mir euer Rezept dalassen.

Rose, durch diese Komplimente beruhigt und geschmeichelt, begann zu lachen. Das Rebholzfeuer verbreitete einen hellen roten Schein. Die Tassen wurden von neuem gefüllt.

— Also, meinte Macquart, sich auf die Ellenbogen stützend, um der Köchin ins Gesicht zu sehen; meiner Nichte ist's ganz plötzlich in den Sinn geschossen hierher zu kommen?

— Reden Sie mir nur davon nicht! antwortete sie; das macht mich ganz zornig. Die Frau wird verrückt wie der Herr! sie weiß schon nicht mehr, wen sie liebt, wen nicht. Ich glaube, sie hat mit dem Herrn Pfarrer einen Streit gehabt, bevor sie abfuhr. Ich habe sie beide schreien hören.

Der Onkel lachte.

— Sie waren doch erst ganz einig! meinte er.

— Gewiß; aber mit einem solchen Gehirn, wie's die Frau hat, hat nichts Bestand. Ich wette darauf, daß sie die Prügel bedauert, welche der Herr ihr in der Nacht verabreicht hat. Wir haben den Stock im Garten wiedergefunden.

Er faßte sie schärfer ins Auge, indem er zwischen zwei Schlucken Glühweins sagte:

— Vielleicht ist sie gekommen, um François zu holen.

— Ach! da behüt' uns der Himmel! rief Rose mit einer Gebärde des Entsetzens. Der Herr würde eine schöne Verwüstung anrichten, würde uns alle umbringen . . .

Macquart lachte laut, als er seine Tasse auf den Tisch setzte.

— Das wäre gar nicht übel! gar nicht übel! rief er. Er soll Euch nicht recht leiden können; der Herr Pfarrer besonders soll ihm ein Dorn im Auge sein, weil er sich an seine Stelle gesetzt hat. Er würde nicht schlecht mit dem Pfaffen umspringen, so kräftig derselbe auch sein mag; er fräß' ihn auf einmal auf; denn die Narren haben furchtbare Kräfte, wie man behauptet . . . He! Du, Alexander! kannst Du Dir's ausmalen, wie François in seinem Hause reine Wirtschaft macht? Mir würde es einen Hauptspaß machen, es mitanzusehen!

Und er warf eigentümliche Blicke auf den Wärter, welcher mit ruhiger Miene den heißen Wein trank und sich damit begnügte, mit dem Kopfe Beifall zu winken.

— 's ist bloß ein Gedanke; aber zum Lachen ist's! versetzte Macquart, sich an den entsetzlichen Blicken weidend, welche Rose auf ihn heftete. Seine Pfeife wieder in Brand setzend, wendete er sich hierauf, mit einem neuen Augenblinzeln, an Alexander: — Wir dürfen die Stunde nicht verpassen! hörst Du? Komm, ich will Dich begleiten. Rose mag unterdessen den Tisch decken. Ihr habt doch gewiß Hunger! nicht wahr, Rose? Da Ihr die Nacht hier werdet kampieren müssen, so eßt auch ein Stück Brot mit mir.

Er führte den Wärter hinaus. Eine halbe Stunde verstrich, und er war noch nicht zurück. Die Köchin, die sich allein in der Stube langweilte, öffnete die Thüre, beugte sich über die Terrasse

und blickte über die leere Straße, in die helle Nacht hinaus. Als sie wieder hereintrat, glaubte sie auf der andern Straßenseite hinter einer Hecke, mitten auf einem schmalen Wege, zwei schwarze Schatten zu erblicken.

— Man sollte meinen, der Onkel sei's, dachte sie; es sieht ganz so aus, als redete er mit einem Pfaffen.

Ein paar Minuten später trat der Onkel in die Stube. Er sagte, der vertrackte Alexander habe ihm Geschichten erzählt ohne Ende.

— Habt Ihr denn nicht aber mit einem Priester gesprochen? fragte Rose.

— Ich, mit einem Priester! rief er; wo zum Henker, habt Ihr denn das geträumt? Es giebt hier in der Gegend keinen Priester.

Er rollte seine kleinen blitzenden Augen. Dann schien er sich seiner Lüge zu ärgern und setzte hinzu:

— Der Abbé Fenil wohnt hier; aber das ist gerade so, als wenn er nicht hier wohnte. Er geht niemals aus.

— Der Abbé Fenil ist kein großes Licht! meinte die Köchin.

Da wurde der Onkel böse.

— Warum nicht? fragte er. Er übt viele Wohlthaten hier. Er ist mir lieber, als ein ganzer Haufen von Pfaffen, die viel Wesens von sich machen.

Aber sein Zorn legte sich plötzlich. Er fing an zu lachen, als er sah, daß Rose ihn mit einer überraschten Miene ansah.

— Ich mache mich lustig über das ganze Pfaffenpack. Ihr habt recht: 's ist einer so viel wert als der andere — Heuchelmann und Kompagnie! Ich weiß jetzt, mit wem Sie mich gesehen haben können: ich hab' mit der Krämersfrau gesprochen; die trägt ein schwarzes Kleid — das mögen Sie für eine Soutane angesehen haben!

Rose backte einen Eierkuchen; der Onkel stellte ein Brot Käse auf den Tisch. Sie waren grade mit dem Essen fertig, als Martha sich auf ihrem Lager emporrichtete mit der erstaunten Miene einer an einem fremden Orte aufwachenden Person. Als sie ihr Haar aus dem Gesicht gestrichen und ihr Gedächtnis wiedergefunden hatte, sprang sie auf die Erde und rief: sie wolle auf der

Stelle nach Hause. Macquart schien über dieses Erwachen sehr betroffen.

— Du kannst doch unmöglich heut Abend nach Plassans zurück! rief er. Du hast ja Fieber, würdest unterwegs krank werden. Leg' Dich wieder hin! Morgen wollen wir zusehen. Übrigens geht ja kein Wagen mehr.

— Sie können mich ja in Ihrem Korbwagen fahren! antwortete Martha.

— Nein! ich will nicht, ich kann nicht.

Martha, die sich mit einer fieberhaften Hast anzog, erklärte, daß sie lieber zu Fuß nach Plassans laufen, als die Nacht über in Tulettes zu bleiben. Der Onkel überlegte. Er hatte die Thüre geschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Er bat seine Nichte, drohte ihr, erfand Geschichten, während sie gar nicht auf ihn hörte, sondern ihren Hut aufsetzte.

— Wenn Sie glauben, ihr etwas aus dem Sinne zu reden, meinte Rose, indem sie ruhig ihr Stück Käse aufaß; sie würde lieber aus dem Fenster springen. Spannen Sie Ihr Pferd an! das ist gescheiter!

Der Onkel zuckte nach einem kurzen Stillschweigen die Achseln, indem er zornig rief:

— Es ist mir schließlich gleichgiltig! Mag's ihr schlecht bekommen, wenn sie sich nicht davon abbringen läßt! Es wird ja doch bloß das geschehen, was geschehen soll! also vorwärts!

Martha mußte in den Wagen getragen werden; ein schweres Fieber schüttelte sie. Der Onkel warf ihr einen alten Mantel über die Schultern. Er ließ ein leises Schnalzen mit der Zunge hören, und der Wagen fuhr davon.

— Mir sagte er, macht's keine Mühe, heute Abend nach Plassans zu fahren; im Gegenteil! . . . Man amüsiert sich immer in Plassans!

Es war etwa zehn Uhr. Der regenbeladene Himmel hatte einen rötlichen Schimmer, welcher den Weg schwach erhellte. Die ganze Fahrt über bog Macquart sich zum Wagen hinaus, sah in die Gräben, sah hinter die Hecken. Als Rose ihn fragte, was er

suchte, gab er zur Antwort, daß Wölfe von den Hängen der Seille hinabgestiegen wären. Er hatte seinen ganzen prächtigen Humor wiedergefunden. Eine Stunde vor Plassans fing der Regen an zu fallen: ein heftiger, kalter Platzregen. Da fluchte der Onkel. Rose hätte ihre Herrin, die unter dem Mantel im Sterben lag, beinahe geprügelt. Als sie endlich ankamen, war der Himmel wieder blau geworden.

— Soll ich in der Rue Balande halten? fragte Macquart.

— Gewiß! antwortete Rose verwundert.

Er erklärte ihr, daß Martha ihm sehr krank vorkäme, und daß es am Ende besser sei, sie zu ihrer Mutter zu fahren. Nach einem langen Zögern willigte er indessen ein, vor Mourets Hause zu halten. Martha hatte sogar nicht einmal einen Hausschlüssel mitgenommen. Zum Glück fand Rose den ihrigen in ihrer Tasche; aber als sie öffnen wollte, gab die Thüre nicht nach: Trouches mußten die Riegel vorgeschoben haben. Sie schlug mit der Faust gegen die Thüre, ohne ein anderes Geräusch, als das dumpfe Echo des großen Vorhauses wachzurufen.

— Da können Sie schon mit dem Kopfe gegen die Thüre rennen! meinte der Onkel, zwischen den Zähnen lachend; sie werden sich hüten, herunterzukommen; das würde sie ja aus ihrer Ruhe stören. Da steht Ihr vor der eigenen Thüre, Kinderchen, und könnt doch nicht hinein! Mein erster Gedanke ist gut: Ihr seht's wohl. Wir müssen das liebe Kind zu Rougons schaffen; dort wird sie besser aufgehoben sein, als in ihrer eigenen Stube. Das behaupte wenigstens ich.

Felicité geriet in eine lärmende Verzweiflung, als sie ihrer Tochter zu einer solchen Stunde, durchnäßt vom Regen, mehr tot, als lebendig, ansichtig wurde. Sie brachte dieselbe in dem zweiten Stock zu Bette, kehrte das Haus um, brachte alle Dienstboten auf die Beine. Nachdem sie sich ein bißchen beruhigt hatte, und am Kopfende von Marthas Bette saß, bat sie um Aufklärungen.

— Aber was ist geschehen; wie kommt es, daß Ihr sie in einem solchen Zustand hierher bringt?

Macquart erzählte im leutseligsten Tone die Reise des „lieben

Kindes." Er verwahrte sich, sagte, daß er alles gethan hätte, um sie an dem Besuche bei François zu verhindern. Er rief schließlich das Zeugnis von Rose an, als er sah, daß Felicité ihn aufmerksam mit argwöhnischen Blicken musterte. Aber Felicité fuhr fort, den Kopf zu schütteln.

— Die Geschichte ist mir nicht geheuer! sprach sie; hier steckt etwas dahinter, für das mir das Verständnis fehlt.

Sie kannte Macquart; sie witterte einen üblen Streich hinter der heimlichen Freude, die ihm die Augenlider zusammenkniff.

— Sie sind wirklich merkwürdig, sprach er, ärgerlich werdend, um ihrem Examen zu entgehen; Sie bilden sich immer Dinge aus der andern Welt ein. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich nicht weiß. Ich liebe Martha mehr als Sie! Ich habe immer nur in ihrem Interesse gehandelt. Wenn Sie wollen, so will ich den Arzt zur Stelle holen.

Frau Rougon folgte ihm mit den Augen. Sie fragte Rose lange aus, ohne etwas zu erfahren. Übrigens schien sie sehr glücklich darüber zu sein, daß ihre Tochter bei ihr war. Martha, den Kopf auf das Kissen zurückgebeugt, lag im Sterben.

XXI.

In der Irrenzelle von Tulettes war es finstere Nacht. Ein eisiger Wind riß Mouret aus der todesartigen Starrsucht, in welche ihn der Anfall des Abends geworfen hatte. Gegen die Mauer gehockt, blieb er eine Zeitlang regungslos, mit offenen Augen, sitzen; rollte sanft den Kopf auf den kalten Steinen, wimmerte wie ein Kind, welches aus dem Schlummer erwacht. Aber die Beine wurden ihm durch einen so feuchten kalten Luftzug gestreift, daß er aufstand und sich umsah. Sich gegenüber erblickte er die Zellenthüre weit offen.

— Sie hat die Thüre offen gelassen, sagte der Narr mit lauter Stimme; sie muß auf mich warten, ich muß aufbrechen.

Er ging hinaus, kam wieder zurück, seine Kleider betastend mit der peinlichen Miene eines pünktlichen Menschen, welcher etwas zu vergessen fürchtet. Dann schloß er sorgsam die Thüre ab. Er schritt durch den ersten Hof mit seinem ruhigen kurzen Schritt des kleinbürgerlichen Spaziergängers. Als er auf den zweiten Hof trat, sah er einen Wächter, welcher zu lauern schien. Er blieb stehen, überlegte einen Augenblick. Als aber der Wächter verschwand, befand er sich bald an dem anderen Ende des Hofes, vor einer weiteren Thür, die gleichfalls offen stand und auf das Land hinausführte. Er schloß sie hinter sich ab, ohne sich zu wundern, ohne sich zu beeilen.

— Es ist ein gutes Weib trotz alledem, sprach er leise vor sich hin; sie wird gehört haben, daß ich sie rief. Es muß spät sein. Ich will heimkehren, daß sie nicht unruhig zu Hause sind.

Er schlug seinen Weg ein. Es kam ihm ganz natürlich an, daß er sich in freiem Felde befand. Nach etwa hundert Schritt vergaß er Tulettes hinter sich; er bildete sich ein, er käme von einem Weinbauern, bei welchem er zwanzig Fuder Wein gekauft hätte. Als er an einen Kreuzweg kam, wo fünf Straßen zusammenliefen, erkannte er die Gegend. Er begann zu lachen und rief:

— Ei! wie bin ich doch dumm! ich bin ja auf die Höhe gelaufen, in der Richtung auf Saint-Eutrope; ich muß ja links gehen. In anderthalb Stunden werde ich in Plassans sein.

Nun schritt er wacker auf der Hauptstraße hin, jeden Meilenstein als einen alten Bekannten begrüßend. Vor gewissen Feldern, vor gewissen Landhäusern blieb er mit einer Miene des Interesses stehen. Der Himmel war aschfarben, von langen rötlichen Streifen durchzogen, welche die Nacht mit dem matten Reflex eines verlöschenden Brandherdes erhellten. Starke Tropfen begannen zu fallen; der Wind blies von Osten her, regenschwer.

— Teufel auch! das ist nicht sehr erfreulich! sagte Mouret, den Himmel mit Unruhe prüfend; der Wind kommt von Osten; da wird's einen schönen Guß absetzen! Ich werde im Leben nicht vor dem Regen bis Plassans kommen. Dazu bin ich noch sehr leicht angezogen.

Und er zog die grobe Leinenjacke über der Brust zusammen, die er in Tulettes in Fetzen gerissen hatte. Er hatte am Kinn eine tiefe Rißwunde, an welche er die Hand führte, ohne sich über den heftigen Schmerz Rechenschaft zu geben, welchen er dort fühlte. Die Landstraße blieb leer und öde; er traf nur einen Karren; der von einem Hange herabkam in träger Gangart. Der Kärrner, welcher schlief, dankte nicht auf den freundlichen Gutenabend, welchen Mouret ihm zurief. An der Brücke der Viorne überraschte ihn der Regen. Da ihm das Wasser höchst unangenehm war, trat er unter die Brücke, um sich davor zu schützen, brummend, daß es unausstehlich wäre, daß nichts die Kleider so in Grund und Boden risse, wie solch ein Regenwetter, daß er, wenn er das vorausgesehen hätte, doch einen Regenschirm mitgenommen haben würde. Er wartete geduldig eine halbe Stunde, fand Zerstreuung daran, dem Rauschen des Wassers zu lauschen; dann, als der Regenschauer vorüber war, stieg er wieder auf die Straße hinauf, setzte endlich den Fuß nach Plassans. Mit der peinlichsten Sorgfalt vermied er jede Wasserlache.

Es war beinahe Mitternacht. Mouret berechnete, daß es noch nicht 8 Uhr geschlagen haben müsse. Er schritt durch die leeren Straßen, ärgerlich darüber, daß er seine Frau so lange hatte warten lassen.

— Sie muß gar nicht wissen, was los ist, dachte er. Das Essen wird kalt sein. Na! Rose wird mich mit einem schönen Donnerwetter empfangen!

Er war in der Rue Balande angekommen. Er stand vor seiner Thüre.

— Sapperlot! sagte er; ich habe den Hausschlüssel nicht bei mir.

Er klopfte jedoch nicht. Das Küchenfenster blieb finster; die anderen Fenster der Fassade erschienen ihm gleichfalls wie tot. Ein großes Mißtrauen bemächtigte sich des Narren; mit einem echt tierischen Instinkt witterte er eine Gefahr. Er wich in den Schatten der Nachbarhäuser zurück, musterte noch einmal die Fassade; dann schien er einen Entschluß zu fassen, schlug den Weg ein nach der Sackgasse des Chevillottes. Aber die kleine Gartenpforte war ver=

riegelt. Da stürzte er sich mit einer wunderbaren, durch eine plötzliche Wut erhöhten Kraft auf diese Pforte die, von Nässe zernagt, auseinandersprang. Die Heftigkeit des Stoßes betäubte ihn; er wußte nicht, warum er eben die Thüre zerschlagen hatte, und versuchte nun, sie durch Aneinanderfügen der Stücke wieder in Stand zu setzen.

— Das ist ein schöner Streich! es war doch so leicht, zu klopfen! flüsterte er mit einem plötzlichen Bedauern. Eine neue Thüre wird mich auf wenigstens dreißig Franks zu stehen kommen!

Er war nun im Garten. Als er emporsah, bemerkte er im ersten Stock, in der Schlafstube, einen leichten Lichtschimmer; er glaubte, seine Frau ginge zu Bett. Das verursachte ihm eine große Verwunderung. Jedenfalls war er unter der Brücke, als er das Ende des Regenschauers abwartete, eingeschlafen. Es mußte sehr spät sein. Wirklich waren die Nachbarfenster, diejenigen des Herrn Rastoil ebensowohl als diejenigen der Unterpräfektur, schwarz. Und er führte die Augen wieder nach seinem Hause hin, in dessen zweitem Stock, hinter den dichten Vorhängen des Abbé Faujas, er einen Lampenschein bemerkte. Es war wie ein flammendes, an der Stirn der Fassade angezündetes Auge, das ihn brannte. Er preßte die Schläfen zwischen seine heißen Hände; der Kopf summte ihm in einer fürchterlichen Erinnerung, die in einem gräßlichen Alpdruck endigte, worin sich nichts Klares bildete, worin sich für ihn und die Seinigen die Drohung einer alten, langsam vergrößerten, schrecklich gewordenen Gefahr bewegte, in deren Abgrunde das Haus versinken würde, wenn er es nicht rettete.

— Martha! Martha! wo bist Du? stammelte er mit halblauter Stimme. Komm, bring' die Kinder her!

Er suchte Martha im Garten. Aber er erkannte den Garten nicht mehr wieder. Er erschien ihm größer, und leer, und grau, und gleich einem Kirchhofe. Die Buchsbäume waren verschwunden; die Salatstauden waren nicht mehr da, die Obstbäume schienen den Platz verändert zu haben. Er lenkte die Schritte zurück, kniete nieder, um nachzusehen, ob etwa die Schnecken alles abgefressen hätten. Die Buchsbäume besonders, der Tod dieses hohen grünen

Dickichts preßte ihm das Herz zusammen, wie der Tod eines lebendigen Winkels des Hauses. Wer hatte denn die Buchsbäume umgebracht? Welche Sichel war denn über den Garten hinweggegangen, die alles rasiert, sogar die Veilchenbüsche verfolgt hatte, die er am Fuße der Terrasse gepflanzt hatte? Ein dumpfes Brummen entstieg seiner Kehle, angesichts dieser Zerstörung.

— Martha! Martha! wo bist Du? rief er von neuem.

Er suchte sie in der kleinen Laube, rechts von der Terrasse. Die kleine Laube war vollgestopft mit den getrockneten Resten der großen Buchsbäume; sie waren bündelweise aufgeschichtet mitten unter Stumpfen von Obstäumen, verstreut wie abgeschnittene Gliedmaßen. In einer Ecke, an einem Nagel, hing der Käfig, welcher Desirées Vögel beherbergt hatte; die Thüre war zerbrochen Stücke von den Eisenstäben fehlten. Der Narr wich zurück, von Furcht ergriffen, als hätte er die Thür eines Kellers geöffnet. Blut stieg ihm zur Kehle hinauf; lallend trat er auf die Terrasse, streifte vor der Hausthüre, vor den geschlossenen Fenstern herum. Der Zorn, der in ihm aufstieg, lieh seinen Gliedern eine tierische Schmiegsamkeit; er zog sich zusammen, schritt ohne Geräusch, suchte eine Spalte. Ein Kellerfenster genügte ihm. Er machte sich schmal, schlüpfte mit katzenhafter Geschmeidigkeit hindurch, zerkratzte die Wand mit seinen Nägeln. Endlich war er im Hause.

Der Keller war wie früher, nur eingeklinkt. Er schritt vorwärts inmitten der dichten Finsternis des Vorhauses, tastete an den Wänden entlang, stieß die Küchenthüre auf. Die Streichhölzer standen links, auf einem Brette. Er trat gerade auf dasselbe zu, rieb ein Zündhölzchen und nahm eine Lampe von dem Kaminmantel, ohne etwas zu zerbrechen. Dann sah er sich um. Es mußte hier, am Abend, ein tüchtiges Mahl gehalten worden sein. Die Küche war in erschrecklicher Unordnung. Schüsseln, Teller, schmutzige Gläser bedeckten den Tisch; eine Reihe von noch warmen Kasserollen stand auf dem Ofen, den Stühlen, den Dielen herum; eine auf dem Rand eines angebrannten Herdes vergessene Kaffeemaschine siedete. Mouret zog sie vom Feuer weg, stellte die Kasserollen zurecht; er beroch sie, beschnoperte die in den Gläsern gebliebenen

Likörreste, zählte die Teller und Schüsseln mit einem heftigeren Brummen. Das war nicht seine saubere und kalte Küche des zur Ruhe gesetzten Handelsmannes; man hatte hier die Nahrung einer ganzen Herberge vergeudet.

— Martha! Martha! rief er wieder mit der Lampe in der Hand, in das Vorhaus zurückkehrend; antworte mir, sage mir, wo sie Dich eingeschlossen haben? wir müssen fort, auf der Stelle fort.

Er suchte sie in der Eßstube. Die beiden Schränke rechts und links vom Herde standen offen; auf dem Rande eines Brettes stand ein geplatzter grauer Papiersack, aus welchem die Zuckerstücke bis auf die Dielen herunterkollerten. Weiter oben erblickte er eine Kognakflasche ohne Stöpsel, die mit einem Leinwandpropfen geschlossen war. Er stieg auf einen Stuhl, um die Schränke zu durchsuchen. Sie waren zur Hälfte leer: die Flaschen mit den Fruchtschnäpsen alle auf einmal angebrochen, die Töpfe mit Eingemachtem aufgerissen und ausgelutscht, das Obst angebissen, die Vorräte aller Art benagt, beschmutzt, als wäre ein Heer von Ratten über sie hingegangen. Da er Martha nicht in den Schränken fand, sah er überall umher, hinter den Vorhängen, unter dem Tische; Knochen lagen dort umher, zwischen vergeudeten Brotkrumen; auf der Wachsleinwand hatten die Bodenstücke der Gläser runde Sirupflecken gebildet. Da schritt er durch den Vorsaal, suchte Martha in dem Salon. Aber auf der Schwelle blieb er stehen: er war nicht mehr bei sich, nicht mehr in seinem Heim. Die malvengelbe Tapete des Salons, der rotblumige Teppich, die neuen, mit kirschfarbenem Damast überzogenen Fauteuils versetzten ihn in ein tiefes Erstaunen. Er fürchtete, bei einem Fremden einzutreten; er schloß die Thüre wieder.

— Martha! Martha! lallte er abermals, voll Verzweiflung.

Er war bis in die Mitte des Vorhauses gekommen; er überlegte, konnte jenen rauhen Odem nicht beruhigen, welcher sich in seiner Kehle breit machte. Wo befand er sich denn, daß er keinen Raum wiedererkannte? Und die Erinnerungen verschwammen ihm. Er sah nur Schatten den Korridor entlang schlüpfen: zuerst zwei

schwarze, armselige, höfliche, huschende Schatten; dann zwei graue, unheimliche, höhnende Schatten. Er erhob die Lampe, deren Docht zu glimmen anfing; die Schatten wuchsen, reckten sich an den Mauern hinauf, stiegen an den Treppengeländern hinan, erfüllten, verschlangen das ganze Haus. Irgend ein häßlicher Schmutz, irgend ein zersetzender Stoff, der hereingedrungen war, hatte das Holzwerk in Fäulnis versetzt, das Eisen gerostet, die Mauern geborsten. Da hörte er, wie das ganze Haus auseinanderfiel, gleich einem von Moder zerfressenen Lappen, wie es entzwei sickerte, gleich einem in lauwarmes Wasser geworfenen Salzstück.

Von oben klang helles Lachen herunter, das ihm die Haare zu Berge trieb. Er stellte die Lampe auf die Erde und stieg die Treppe hinauf, um Martha zu suchen; er kletterte auf allen Vieren, geräuschlos, mit einer wolfsähnlichen Behendigkeit. Als er auf dem Flur des ersten Stockwerks stand, kauerte er sich vor die Thüre der Schlafstube. Ein Lichtstrahl drang unter der Thüre vor. Martha legte sich gewiß zu Bett.

— Ach! sagte die Stimme von Frau Olympe; haben diese Leute ein gutes Bett! Sieh doch her, Honoré, wie tief man da hineinsinkt! mir gehen die Daunen ja bis über die Augen.

Sie lachte, spreizte sich, hüpfte mitten unter den Decken.

— Soll ich's Dir sagen? schwatzte sie weiter; nun! seitdem ich hier bin, fühle ich Sehnsucht, in diesem Bischebett zu schlafen! ich bin förmlich krank darüber geworden! Ich konnte gar nicht sehen, wie dieses spillerige Ding von Hauswirtin sich da drinnen dehnte, ohne eine wütende Lust, sie auf die Erde hinunterzuwerfen, um mich an ihrer Stelle hineinzulegen. Ei! da wird man im Nu warm! Mir ist's geradeso, als ob ich in Baumwolle stecke!

Trouche, der noch nicht zu Bette gegangen war, rückte die auf der Toilette stehenden Flaschen herum.

— Ei! sie hat ja alle Arten von Parfüm! sprach er.

— Na! da sie nicht da ist, erwiderte Olympe, wollen wir uns das hübsche Zimmer gut bekommen lassen. Es ist keine Gefahr zu befürchten, daß sie uns stören könnte — ich habe die Riegel vorgeschoben. Du wirst kalt werden, Honoré!

Er öffnete die Schubläden der Kommode, kramte in der Wäsche.

— Zieh doch das an! rief er, Olympe ein Nachthemd hinwerfend; das ist ja ganz voller Spitzen! Spitzen hab' ich immer geliebt, und Du hast's so weit ja noch nie gebracht. Ich will das rote Tuch da um den Kopf binden . . Hast Du denn die Bezüge gewechselt?

— Meiner Treu, nein! daran habe ich nicht gedacht! sie sind ja noch sauber. Sie ist ja so sauber, so reinlich . . . vor ihr ekle ich mich nicht!

Und da Trouche sich endlich zu Bette legte, rief sie ihm zu:

— Stell' doch die Grogk=Gläser auf den Nachttisch! Was sollen wir denn aufstehen in der Nacht, und bis an das andere Ende der Kammer laufen, wenn wir trinken wollen? Da, mein Dicker! jetzt sind wir gerade so wie richtige Hausbesitzer.

Sie hatten sich nebeneinander gelegt, bis ans Kinn zugedeckt, und schmorten in süßer Wärme.

— Ich habe mich heute Abend ordentlich satt gegessen, und gut gegessen! flüsterte Trouche nach einem kurzen Schweigen.

— Und gut getrunken! setzte Olympe mit Lachen hinzu. Ich bin ganz beduselt; mir dreht sich alles . . . Was bei der Geschichte langweilig ist, ist die Mama, die einem immer auf dem Buckel sitzt. Heute war sie ganz abscheulich. Ich kann keinen Schritt mehr im Hause thun . . . Da hat's der Mühe nicht gelohnt, daß die Wirtin gegangen ist, wenn die Mama hier bleibt, um den Gendarmen zu spielen. Das hat mir den ganzen Tag verdorben.

— Denkt denn der Abbé nicht ans Fortgehen? fragte Trouche nach einem neuen Stillschweigen. Wenn man ihn zum Bischof macht, dann wird man uns doch wohl das Haus frei geben.

— Ja, wer weiß denn? antwortete sie übellaunig; Mama denkt vielleicht, es zu behalten. Man würde sich so ganz allein hier trefflich amüsieren! Ich würde die Wirtin in die Kammer meines Bruders einlogieren, würde ihr vorreden, daß es dort gesunder für sie sei. Reiche mir doch das Glas herüber, Honoré!

Sie tranken beide und krochen dann wieder unter die Decken.

— Bah! meinte Trouche; es würde nicht leicht sein, sie zur Räumung des Hauses zu bringen, aber versuchen könnt' man's

immerhin. Ich glaube, daß der Abbé die Wohnung schon geändert haben würde, wenn er nicht von seiten der Wirtin einen Skandal befürchtete, sobald er ihr den Rücken drehen möchte. Ich habe Lust, die Wirtin zu bearbeiten; ich will ihr Geschichten erzählen, die sie bestimmen sollen, die beiden Aufpasser vor die Thür zu setzen.

Er trank von neuem.

— Wie wär's denn, Alte, wenn ich ihr den Hof machte?

— Ach, nicht doch! rief Olympe kichernd, als wenn sie gekitzelt würde. Du bist zu alt, bist nicht schön genug. Mir wäre es gleichgültig; aber sie würde von Dir nichts wissen wollen, verlasse Dich darauf! Lasse mich nur machen; ich will ihr den Kopf schon verdrehen. Ich werde Mama und Ovide den Laufpaß geben, da sie so garstig gegen uns sind.

— Übrigens kann ich ja, flüsterte er, wenn's Dir nicht gelingen sollte, im Orte aussprengen, daß man den Abbé mit der Wirtin zusammen gefunden hat. Das wird einen solchen Spektakel machen, daß er wohl das Feld wird räumen müssen.

Olympe hatte sich im Bette aufgesetzt.

— Du! rief sie, das ist ein ausgezeichneter Einfall! Damit müssen wir morgen den Anfang machen. Noch ehe vier Wochen in's Land gehen, gehört die Baracke uns! Komm her, ich will Dir für Deine Klugheit einen Kuß geben.

Mouret verließ, behend und leise, wie er gekommen war, die Thüre, vor welcher er gekauert hatte. Er stieg nach dem zweiten Stockwerk hinauf, kniete sich vor die Kammer des Abbé Faujas, so daß er mit den Augen in gleiche Höhe des Schlüssellochs kam. Er erstickte den Namen Martha in seiner Kehle; flammenden Auges durchforschte er die Winkel der Kammer, gewann die Überzeugung, daß man sie hier nicht verborgen hielte. Das große kahle Zimmer lag im tiefen Schatten; eine kleine Lampe stand auf dem Tischrande und ließ ein rundes schmales Licht auf die Dielen fallen; der Priester, welcher vor dem Tische saß und schrieb, bildete selbst nur einen schwarzen Fleck inmitten dieses gelben Lichtscheins. Nachdem er hinter der Kommode, hinter den Vorhängen gesucht hatte, war Mourets Blick an dem eisernen Bettstell hängen geblieben,

auf welchem der Hut des Priesters sich breitete, gleich einem Frauenhaarschopf. Martha war ohne Zweifel im Bett. Trouches hatten es gesagt: sie schliefe jetzt hier. Aber er sah das kalte Bett mit den gerade gezogenen Vorhängen, das einem Steingrabe ähnlich sah. Er gewöhnte sich an den Schatten. Der Abbé Faujas mußte einiges Geräusch hören, denn er sah nach der Thüre. Als der Narr das ruhige Antlitz des Priesters sah, röteten sich seine Augen; ein leichter Schaum erschien in seinen Lippenecken; er unterdrückte ein Geheul, lief auf allen Vieren die Treppe hinunter, durch die Gänge, und wiederholte mit leiser Stimme in einemfort:

— Martha! Martha!

Er suchte sie im ganzen Hause: in Rosens Kammer, die er leer fand; in der Wohnung von Trouches, die mit dem alten Mobiliar aus dem Salon gefüllt war; in den ehemaligen Schlafstuben der Kinder, wo ihn ein krampfhaftes Schluchzen befiel, als er mit der Hand auf ein Paar ausgetretener Stiefelchen traf, die Desirée getragen hatte. Er stieg treppauf, treppab, hing sich an das Treppengeländer, huschte an den Wänden hin, tastete in der Stube herum, ohne sich zu stoßen, mit seiner außerordentlichen Geschicklichkeit des klugen Narren. Bald gab es keinen Winkel mehr, vom Keller bis zum Boden hinauf, den er nicht durchgestöbert hatte. Martha war nicht in dem Hause, die Kinder auch nicht, Rose auch nicht. Das Haus war leer, es konnte zusammenstürzen.

Mouret setzte sich auf eine Treppenstufe, zwischen dem ersten und zweiten Stock. Er erstickte den gewaltigen Odem, der ihm wider Willen seine Brust aufblähte. Er wartete mit verschränkten Händen, mit dem Rücken an das Geländer gelehnt, mit den offenen Augen in die Nacht hineinstierend, ganz der fixen Idee verfallen, die in seinem Hirn langsam reifte. Seine Sinne gewannen eine solche Feinheit, daß er die geringsten Geräusche vernahm. Unten schnarchte Trouche; Olympe blätterte die Seiten ihres Romans, den sie heute wie immer vor dem Einschlafen las, mit dem leisen Reiben des Fingers auf dem Papiere. In dem zweiten Stock raschelte die Feder des Abbés Faujas wie ein Schwarm von Insektenfüßen; während in dem Zimmer nebenan Frau Faujas diese scharfe Musik mit ihrem

harten Atem zu begleiten schien. Mouret saß eine Stunde so da, mit gespitzten Ohren. Olympe war die erste, welche in Schlummer sank; er hörte den Romanband auf die Dielen fallen. Dann legte der Abbé Faujas seine Feder fort, entkleidete sich unter heimlichem Pantoffelgeknister; die Kleider glitten leise hernieder, das Bett knarrte nicht einmal. Das ganze Haus war schlafen gegangen. Aber der Narr merkte an dem zu leichten Atem des Abbés, daß derselbe nicht schlief. Nach und nach wurde dieser Atem schwerer. Endlich lag das ganze Haus im Schlafe.

Mouret wartete noch eine halbe Stunde. Er lauschte in einem fort mit großer Sorgfalt, als höre er die vier entschlummerten Personen Schritt für Schritt in einen tiefen, tiefen Schlaf versinken. Da erhob sich der Narr von seinem Sitze, begab sich langsamen Schrittes in das Vorhaus. Er brummte:

— Martha ist nicht mehr da; das Haus ist nicht mehr da; nichts ist mehr da.

Er öffnete die nach dem Garten führende Thüre, er schritt hinunter nach der kleinen Laube. Dort packte er regelrecht die großen dürren Buchsbaumsträuche heraus, schleppte ungeheure Armladungen, die er hinauftrug und vor den Thüren der Wohnungen Trouches und des Abbés aufschichtete. Da er von einem Bedürfnis nach großer Helle ergriffen ward, ging er nach der Küche und zündete alle Lampen an, die er auf die Tische in den Stuben, auf die Treppenfluren den Gängen entlang aufstellte. Dann schaffte er den Rest der Buchsbaumbündel in das Haus. Die Haufen überragten die Thüren. Aber auf dem letzten Gange, den er that, hob er die Augen auf und bemerkte die Fenster. Da kehrte er um, holte die Obstbäume herauf und errichtete unter den Fenstern einen förmlichen Scheiterhaufen, mit großem Geschick Luftlöcher herstellend, damit die Flammen einen recht schönen Anblick gewährten. Der Scheiterhaufen kam ihm winzig vor.

— Nichts mehr ist da! wiederholte er; es soll nichts mehr da sein.

Er besann sich, stieg in den Keller hinab, begann seine Gänge von neuem. Jetzt schaffte er die für den Winter eingefahrenen Holz=

und Kohlenvorräte herauf. Der Scheiterhaufen unter den Fenstern wuchs. Bei jedem Bündel Rebholz, das er sauber aufschichtete, ward er von einer lebhafteren Befriedigung geschüttelt. Er verteilte hierauf das Brennmaterial in die Zimmer des Erdgeschosses, ließ einen Haufen davon in dem Vorhause, einen andern in der Küche. Er stürzte zuletzt die Möbel um, stieß sie hinein in den Haufen. Eine Stunde hatte ihm ausgereicht, für dieses schwere Stück Arbeit. Ohne Schuhe, mit schwerbeladenem Arme laufend, war er überall hineingeschlüpft, hatte alles mit einer solchen Geschicklichkeit getragen, daß er nicht ein einziges Scheit zu derb hatte niederfallen lassen. Er schien zu ganz neuem Leben beseelt, von einer außerordentlichen Logik der Bewegungen erfüllt. Er war in seiner fixen Idee außerordentlich stark, außerordentlich gescheit.

Als alles bereit war, weidete er sich einen Augenblick lang an seinem Werke. Er ging von Haufen zu Haufen; freute sich über die viereckige Form der Scheiterhaufen, ging um jeden von ihnen herum, sanft, mit einer Miene der höchsten Befriedigung in die Hände klatschend. Da er ein paar Kohlenstücke die Treppe entlang gestreut hatte, so holte er einen Besen zur Stelle, säuberte die Stufen von dem schwarzen Staube. Er vollendete so seine Inspektion als sorgsamer Hausvater, welcher alles, was er thut, wohlüberlegt zu thun liebt. Der Genuß verlor sich allmählich; er bückte sich, ließ sich wieder auf alle Vier nieder, lief auf den Händen, pustete stärker, mit einem schrecklichen Schnarchen der Freude.

Nun griff er nach einem Busch Rebholz. Er steckte die Haufen in Brand. Er fing an mit den Haufen auf der Terrasse, draußen unterhalb der Fenster. Mit einem Satze war er im Innern, entflammte die Haufen im Salon und in der Eßstube, in der Küche und im Vorhause. Dann sprang er von Stockwerk zu Stockwerk, warf die flammenden Überbleibsel seines Rebholzbusches auf die vor den Thüren Trouches und Faujas aufgeschichteten Haufen. Ein wachsender Grimm schüttelte ihn. Die große Helle des Brandes machte ihn vollends verrückt. Zweimal stieg er mit wunderbaren Sprüngen hinab, sich um sich selbst drehend, durch den dicken Qualm dringend, mit seinem Atem die Brandherde anfachend, in

welche er Händevoll glühender Kohlen schleuderte. Der Anblick der schon bis an die Zimmerdecken leckenden Flammen versetzte ihn in ein solches Entzücken, daß er sich auf Augenblicke auf den Hintern setzte, lachend, mit aller Kraft seiner Hände Beifall klatschend.

Unterdessen schnarchte das Haus wie ein zu vollgestopfter Ofen. Das Feuer brach an allen Stellen zugleich aus, mit einer Gewalt, welche die Balken spaltete. Der Narr stieg herauf, mitten durch die Flammen hindurch, mit versengten Haaren, geschwärzten Kleidern. Er faßte im zweiten Stockwerk Posten, auf die Fäuste gestützt, seinen brummenden Tierkopf vorreckend. Er hütete den Weg; er ließ keinen Blick von der Thüre des Priesters.

— Ovide! Ovide! schrie jetzt eine entsetzliche Stimme.

Im Hintergrunde des Ganges ward jäh die Thüre von Frau Faujas aufgerissen, und die Feuerflamme schlug in das Zimmer mit der wälzenden Macht eines Sturmes. Die Hände vorgestreckt, schob sie die flammenden Buchsbaumbündel beiseite, sprang auf den Korridor, schleuderte mit Fußtritten, mit Faustſtößen die vor der Thür ihres Sohnes lagernden Brandherde zur Seite, und fuhr fort, ihren Sohn mit Verzweiflung zu rufen. Der Narr hatte sich tiefer geduckt; seine Augen flammten; seiner Kehle entrangen sich noch immer klagende Laute.

— Warte auf mich! nimm nicht den Weg durch das Fenster! schrie sie an die Thür schlagend.

Sie mußte die Thüre einschlagen. Die brennenden Fenster gaben leicht nach. Ihren Sohn in den Armen haltend, kam sie wieder zum Vorschein. Er hatte sich soviel Zeit gelassen, seine Soutane anzuziehen. Durch den Rauch am Atem verhindert, erstickte er.

— Höre, Ovide! ich werde Dich tragen! schrie sie mit einer energischen Rauheit; halte Dich fest an meine Schultern! klammere Dich an meine Haare, wenn Du fühlst, daß Du fällst! Halt' fest! ich schleppe Dich durch das Feuer!

Sie lud ihn auf die Schultern wie ein Kind, und diese erhabene Mutter, diese greise Bäuerin, treu in ihrer Liebe bis zum Tode taumelte nicht unter der zermalmenden Last dieses großen,

in Ohnmacht gefallenen Körpers. Sie trat die Kohlen aus mit ihren nackten Füßen, brach sich Bahn, indem sie die Flammen mit ihrer offenen Hand zurückschob, damit ihr Sohn nicht einmal von ihnen werde gestreift. In dem Augenblicke aber, als sie den Fuß auf die Treppe setzen wollte, sprang der Narr, welchen sie nicht gesehen hatte, auf den Abbé Faujas und riß ihn von ihren Schultern. Seine gräßliche Klage klang aus in einem Geheul, während ein Krampfanfall ihn am Rande der Treppe krümmte und wand. Er zerfleischte den Priester, zerkratzte, erwürgte ihn.

— Martha! Martha! schrie er, heulte er.

Und er kollerte mit dem Leichnam über die von den Flammen umleckten Stufen hinab, während Frau Faujas ihm die Zähne in den Hals geschlagen hatte und sein Blut soff. Trouches verbrannten in ihrem Rausche ohne einen Mucks. Inmitten eines Funkengestiebes brach das zerstörte Gebäude zusammen.

XXII

Macquart fand den Doktor Porquier nicht zu Hause. Derselbe kam erst gegen halb ein Uhr nachts. Das ganze Haus war noch auf den Beinen. Rougon allein hatte sich nicht aus seinem Bette gerührt: die Aufregungen seien ihm tödlich, sagte er. Felicité, die am Kopfende von Marthas Bett saß, stand auf, um dem Arzte entgegenzugehen.

— Ach! lieber Doktor! wir sind sehr unruhig! sprach sie leise. Das arme Kind hat sich noch nicht gerührt, seitdem wir sie hierher gelegt haben. Ihre Hände sind schon kalt; ich habe sie in den meinigen gehalten, aber es nützt nichts.

Der Doktor Porquier betrachtete Marthas Gesicht aufmerksam; dann blieb er, ohne es ferner zu prüfen, stehen, kniff die Lippen zusammen, machte mit der Hand eine unbestimmte Bewegung.

— Meine liebe Frau Rougon! sagte er; Sie müssen Mut fassen! Sie werden ihn brauchen!

Felicité brach in Schluchzen aus.

— Es geht zu Ende, fuhr er mit gesenkter Stimme fort. Ich erwarte diesen traurigen Abschluß schon lange; heute muß ich es Ihnen gestehen. Die Lunge der armen Frau Mouret war angegriffen, und zu der Schwindsucht gesellte sich bei ihr noch eine Nervenkrankheit.

Er hatte sich gesetzt, in den Lippenecken zeigte sich nach wie vor das Lächeln des wohlgebildeten Arztes, der sich höflich bezeigt selbst im Anblick des Todes.

— Regen Sie sich nicht auf! machen Sie sich nicht krank! liebe Dame! Die Katastrophe war vorauszusehen; ein Umstand konnte sie tagtäglich beschleunigen. Die arme Frau Mouret hat schon in der Jugend gehustet; nicht wahr? Ich glaube, der Keim zu der Krankheit hat schon jahrelang in ihr gesessen. In der letzten Zeit besonders seit drei Jahren, machte die Krankheit erschreckliche Fortschritte. Und welch' eine Frömmigkeit! welch' ein Glauben! Es hat mich immer gerührt, wenn ich ihren heiligen Wandel sah. Aber: Gottes Wege sind unerforschlich, die Wissenschaft ist gar oft ohnmächtig.

Und als Frau Rougon noch immer weinte, verschwendete er die süßesten Trostworte, verlangte er unbedingt, daß sie eine Tasse Lindenblütenthee trinken solle, um Beruhigung zu finden.

— Beunruhigen Sie sich nicht! ich beschwöre Sie, wiederholte er. Glauben Sie mir: sie fühlt ihr Weh bereits nicht mehr; sie wird ganz ruhig einschlafen, wird erst im Augenblicke des Todes das Bewußtsein wiedererlangen. Ich lasse Sie übrigens nicht allein; ich bleibe da, obgleich all meine Fürsorge jetzt unnütz ist. Ich bleibe da als Freund; verstehen Sie, liebe Dame? als Freund.

Er machte sich's für die Nacht bequem in einem Lehnstuhl. Felicité beruhigte sich ein wenig. Nachdem ihr der Doktor Porquier gesagt hatte, daß Martha nur noch wenige Stunden zu leben habe, fiel ihr ein, Serge aus dem in der Nachbarschaft gelegenen Seminar holen zu lassen. Als sie Rose bat, sich den Weg dorthin zu machen, weigerte sich die Köchin zuerst.

— Sie wollen ihn also auch töten, den armen Kleinen? sagte

sie. Mitten in der Nacht aufgeweckt, um zu einer Sterbenden geführt zu werden, das wäre ein zu derber Schlag für ihn. Ich mag sein Henker nicht werden.

Indessen entschloß sie sich endlich doch, den Gang zu thun. Der Doktor Porquier hatte sich vor den Kamin gesetzt. Ein leichtes Röcheln begann Martha's Hüften zu heben. Der Onkel Macquart, welcher sich zwei Stunden lang nicht hatte sehen lassen, stieß leise die Thüre auf.

— Wo kommen Sie denn her? fragte Felicité ihn, nachdem sie ihn in eine Ecke geführt hatte.

Er antwortete, daß er seinen Wagen und sein Pferd nach der Herberge zu den Drei Tauben geführt hätte. Aber seine Augen schimmerten so lebhaft, er machte eine so satanisch-duckmäuserische Miene, daß Felicité von tausenderlei Argwohn ergriffen wurde. Sie vergaß ihre im Sterben liegende Tochter über dem Wittern einer Spitzbüberei, deren Kenntnis von Wichtigkeit für sie sein mußte.

— Man sollte glauben, Sie hätten einen verfolgt oder abgelauert, begann sie wieder, seine staubbedeckte Hose bemerkend. Sie verbergen mir etwas, Macquart! Das ist nicht in der Ordnung. Wir haben uns doch immer anständig gegen Sie gezeigt.

— Oho! anständig! erwiderte höhnisch der Onkel; na ja! Sie sagen's — aber Rougon ist ein Knicker; in der Sache mit dem Getreidefeld hat er mich behandelt wie den gemeinsten Holzhacker. Wo steckt er denn, Rougon; natürlich! er hat sich aufs Ohr gelegt; schert sich den Teufel drum, was man sich für Mühe macht mit der Verwandtschaft.

Das Lächeln, mit welchem er diese letzten Worte begleitete, machte Felicité lebhafte Unruhe. Sie sah ihm ins Gesicht.

— Was für Mühe machen Sie sich denn um die Verwandtschaft? fragte sie. Sie wollen mir doch nicht etwa vorhalten, daß Sie meine arme Martha von Tulettes hierher geschafft haben? Mir kommt das Ganze übrigens — das wiederhole ich — sehr verdächtig vor. Ich habe Rose befragt; mir scheint, es war von vornherein Ihre Absicht, hierher zu fahren. Ich wundere mich auch, daß Sie in der Rue Balande nicht stärker geklopft haben, man würde Ihnen

schon aufgemacht haben. Ich bin nicht etwa böse, daß das liebe Kind bei mir ist; sie wird wenigstens im Kreise ihrer Angehörigen sterben, und nur freundliche Gesichter sehen...

Der Onkel schien verwundert; er unterbrach sie mit einer Gebärde der Unruhe.

— Ich glaubte, Sie ständen im bessern Einvernehmen mit dem Abbé Faujas?

Sie gab keine Antwort. Sie trat zu Martha heran, deren Atem schmerzhafter wurde. Als sie zurückkam, sah sie Macquart am Fenster stehen, wie er den Vorhang aufhob, die feuchte Fensterscheibe mit der Hand abrieb und fragend in die Nacht hinaussah.

— Fahren Sie morgen nicht fort, ohne mit mir gesprochen zu haben! befahl sie ihm; ich will die ganze Sache aufhellen.

— Wie Sie wollen, antwortete er. Man sollte sich aber jedesmal besinnen, bevor man Ihnen etwas zu Gefallen thut. Sie lieben die Leute und lieben sie nicht. Ich, Felicité — ich pfeife drauf! ich gehe immerfort meinen alten Trottelgang.

Er trommelte mit dem Finger gegen die Scheiben, ohne die Augen von der schwarzen Nacht zu wenden. In diesem Augenblick rötete eine mächtige Lohe den Himmel.

— Was ist denn das? fragte Felicité.

Er riß das Fenster auf, blickte hinaus.

— Es muß ein Feuer sein! sprach er leise in friedlichem Tone. ... Es brennt hinter der Unterpräfektur, setzte er hinzu.

Der Platz füllte sich mit Getöse. Ein Dienstmann trat verstört herein mit der Meldung, daß das Feuer bei der Tochter der gnädigen Frau ausgebrochen sei. Man glaubte, den Schwiegersohn der gnädigen Frau gesehen zu haben — den man hätte einsperren müssen — wie er mit einem angebrannten Rebholzbusch im Garten auf- und abgewandert sei. Das Schlimmste an der Sache wäre, daß man keine Hoffnung hätte, die Hausmieter zu retten.

Felicité drehte sich rasch um, dachte noch eine Minute nach, die Augen auf Macquart geheftet. Endlich begriff sie.

— Sie hatten uns doch versprochen, sagte sie mit gesenkter Stimme, sich ruhig zu verhalten, wenn wir Sie in das kleine Haus

in Tulettes gesetzt hätten! Es fehlt Ihnen doch an nichts: Sie leben dort wie ein kleiner Rentier. Das ist schändlich! verstehen Sie! Wieviel hat ihnen der Abbé Fenil gegeben, daß Sie François die Zellenthüre öffneten?

Er wollte böse werden: aber sie hieß ihn schweigen. Sie schien weit mehr beunruhigt über die Folgen des Ereignisses, als über das Verbrechen selbst.

— Und welch ein fürchterlicher Skandal, wenn man etwas von dem Zusammenhange erführe! flüsterte sie wieder. Haben wir Ihnen denn je etwas verweigert? Wir wollen morgen darüber sprechen, wollen auch über das Feld nochmals sprechen, mit dem Sie uns in den Ohren liegen. Wenn Rougon eine solche Sache erführe, er würde aus Kummer sterben.

Der Onkel konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Er verteidigte sich nicht mehr heftig, beteuerte, daß er nichts wüßte, daß er sich in nichts gemischt hätte. Dann, als der Himmel sich immer tiefer rötete, als schon der Doktor Porquier herunter gegangen war, verließ der Onkel das Zimmer, indem er mit der eiligen Miene eines von Neugierde Geplagten sagte:

— Ich muß sehen, wie die Sache steht.

Herr Péquer des Saulains hatte die Stadt allarmiert. In der Unterpräfektur war Abendgesellschaft gewesen. Er ging gerade zu Bett — es fehlten nur wenige Minuten an ein Uhr — als er einen seltsamen roten Schein auf der Decke seines Zimmers gewahrte. An das Fenster tretend, war er erschreckt stehen geblieben, als er ein mächtiges Feuer in Mourets Garten brennen sah, während ein Schatten, den er zuerst nicht erkannte, mitten in dem Qualm, einen brennenden Rebholzast schwingend, umhertanzte. Fast gleichzeitig schlugen aus allen Öffnungen des Erdgeschosses die Flammen heraus. Der Herr Unterpräfekt schlüpfte eilig in seine Hose, rief seinen Diener, schickte den Hausmeister nach der Spritzenmannschaft aus und zu den Stadtbehörden. Dann kleidete er sich vollends an; bevor er sich auf die Unglücksstätte begab, versicherte er sich auch durch einen Blick in den Spiegel der Korrektheit seines Schnurr-

bartes. Er war der erste in der Rue Balande. Die Straße war völlig leer; ein paar Katzen rannten über sie hinweg.

— Sie lassen sich ja drinnen braten wie Koteletten! dachte Herr Péqueur des Saulains, verwundert über den friedlichen Schlummer des Hauses, auf der Straße, wo sich noch keine Flamme zeigte. Er klopfte heftig, aber er vernahm nichts als das Wüten des Feuers im Treppenhause. Er klopfte nun an die Thüre bei Herrn Rastoil. Hier wurde ein durchdringendes Geschrei hörbar, begleitet von stampfenden Tritten, Thürzuschlagen, erstickten Zurufen.

— Aurélie! bedecke Dir doch die Schultern! rief die Stimme des Gerichtsdirektors.

Herr Rastoil stürzte auf das Trottoir, gefolgt von Frau Rastoil und der jüngsten ihrer Töchter — derjenigen, die noch nicht verheiratet war. Aurélie in ihrer Hast hatte einen Überzieher ihres Vaters über die Schultern geworfen, welcher ihre Arme unbedeckt ließ. Sie wurde feuerrot, als sie des Herrn Péqueur des Saulains ansichtig wurde.

— Welch furchtbares Unglück! stotterte der Direktor. Es wird alles in Flammen aufgehen. Die Wand meines Zimmers ist schon heiß. Die beiden Häuser bilden nur eins, wenn ich das sagen darf. Ach! Herr Unterpräfekt! ich habe mir nicht einmal Zeit genommen, die Pendülen mit fortzunehmen. Man muß die Rettungsmannschaften organisieren. Man kann doch nicht sein Mobiliar in ein paar Stunden verlieren.

— Beruhigen Sie sich nur! erwiderte Herr Péqueur des Saulains. Die Spritze wird im Augenblick zur Stelle sein; man wird dem Feuer hart zu Leibe gehen. Ich glaube Ihnen die Rettung Ihres Hauses versprechen zu können.

Bei Mourets platzten die Fensterscheiben. Die Flammen schlugen aus dem ersten Stock heraus. Plötzlich ward die Straße durch eine große Helle erleuchtet; es war wie am Tage so hell. Ein Tambour schritt über den Präfekturplatz und schlug die Reveille. Männer liefen herbei, eine Kette bildete sich; aber es fehlte an Eimern, die

Spritze kam nicht. Inmitten dieses allgemeinen Schreckens erteilte Herr Péqueur des Saulains, ohne die Damen Rastoil zu verlassen, mit lauter Stimme Befehle:

— Weg freigelassen! Die Kette ist dort unten zu dicht geschlossen! Zwei Fuß von einander abgetreten!

Dann wendete er sich mit sanfter Stimme zu Fräulein Aurélie und meinte:

— Ich kann mich nicht genug wundern, daß die Spritze noch nicht zur Stelle ist. Es ist eine ganz neue Spritze; sie wird heute ihre Weihe erhalten. Ich habe doch sogleich den Hausmeister abgeschickt; er hat auch die Gendarmerie allarmieren sollen.

Die Gendarmen erschienen zuerst; sie drängten die Neugierigen nach hinten, deren Zahl trotz der vorgerückten Stunde beständig wuchs. Der Unterpräfekt hatte persönlich die Ordnung der Kette wiederhergestellt, die mitten unter dem Stoßen und Drängen einiger Tagediebe aus der Vorstadt zerrissen worden war. Die kleine Glocke von Saint-Saturnin läutete Sturm mit ihrer gebrechlichen Stimme; ein zweiter Trommler schlug Reveille in langsamerem Tone, auf der Straße nach dem Mail zu. Endlich kam die Spritze über die Pflastersteine daher gerattert. Die Gruppen teilten sich; die fünfzehn Spritzenleute von Plassans erschienen im Laufschritt, außer Atem; aber trotz der Bemühungen des Herrn Péqueur des Saulains verstrich noch eine lange Viertelstunde, ehe die Spritze imstande war.

Als der erste Wasserstrahl emporschoß, atmete die Menge erleichtert auf. Das Haus stand nun, vom Erdgeschoß bis nach dem zweiten Stock hinauf, in Flammen, gleich einer ungeheuren Brandfackel. Das Wasser schoß zischend in den Feuerherd, während die Flammen, in gelben Fetzen sich losreißend, höher hinaufschossen. Spritzenleute waren auf das Dach des Rastoilschen Hauses geklettert, von welchem sie die Ziegel abdeckten, um das Feuer zu isolieren.

— Die Baracke ist futsch, sprach Macquart leise vor sich hin, mit den Händen in den Taschen ruhig auf dem jenseitigen Trottoir

stehend, von wo aus er die Fortschritte des Feuers mit einem lebhaften Interesse verfolgte.

Madame de Condamin befragte den Unterpräfekt.

— Aber das ist ja schrecklich! rief sie aus; ich glaubte, die Mieter haben Zeit gehabt, sich zu retten! Man hat also keine Nachrichten vom Abbé Faujas?

— Ich habe selbst geklopft, entgegnete Herr Péqueur des Saulains; es hat niemand geantwortet. Als die Spritzenleute gekommen sind, hab' ich die Thüre einschlagen lassen, habe befohlen, Leitern an die Fenster zu legen. Alles ist unnütz gewesen. Einer von unseren wackeren Gendarmen, der sich in das Vorhaus gewagt hat, ist vom Qualm beinahe erstickt worden.

— Also der Abbé Faujas? Welch ein entsetzlicher Tod! rief die schöne Octavie mit Schaudern wieder.

Die Herren und die Damen schauten einander an, leichenblaß in der zitternden Helle des Feuerscheins. Der Doktor Porquier erklärte, daß der Tod durch das Feuer vielleicht nicht so schmerzvoll sei, wie man es sich vorstelle.

— Man wird gepackt, meinte er am Schlusse; das muß Sache von wenigen Sekunden sein. Übrigens hängt das auch ganz ab von der Heftigkeit des Feuerherdes.

Herr de Condamin zählte an den Fingern.

— Wenn Frau Mouret bei ihren Eltern ist, wie man behauptet, so macht's immerhin vier: der Abbé Faujas, seine Mutter, seine Schwester und sein Schwager. Das läßt sich hören!

Da Stimmen laut geworden waren, daß der Wind die Flammen nach der Richtung der Unterpräfektur triebe, so entschuldigte sich Herr Péqueur des Saulains und eilte davon, um einer neuen Gefahr vorzubeugen. Inzwischen wollte Herr Delangre, daß man eine letzte Anstrengung versuche, um den Opfern des Brandes Hilfe zu bringen. Der Spritzenhauptmann antwortete ihm grob, er möge doch selbst auf die Leiter steigen, wenn er die Sache für möglich hielte. Er sagte, ein solches Feuer hätte er noch niemals im Leben gesehen; das müßte der Teufel in Person angelegt haben, damit

das Haus an allen vier Ecken zugleich, wie ein Reisigbündel, emporflammte. Der Maire begab sich hierauf, gefolgt von einigen gutgesinnten Männern, nach der Sackgasse des Chevillottes, um nachzusehen, ob man von der Gartenseite her eindringen könne.

— Es wäre sehr schön, wenn's nicht so traurig wäre, bemerkte Frau de Condamin, die sich zu beruhigen anfing.

In der That wurde der Brand majestätisch. Funkenraketen stiegen in breiten blauen Flammen empor; Löcher von einem feurigen Rot höhlten sich in den Tiefen der gähnenden Fenster, während der Rauch sich sanft ringelte und in einer dicken bläulichen Wolke verschwand, ähnlich dem Rauche des bengalischen Feuers bei künstlichen Feuerwerken. Die Damen und Herren hatten sich in Lehnstühle niedergelassen; sie rückten zusammen, dehnten sich, streckten sich, hoben das Kinn; dann trat Stillschweigen ein, das von kurzen Bemerkungen unterbrochen ward, wenn ein heftigerer Flammenwirbel in die Höhe stieg.

— Sehen Sie doch hinauf nach dem dritten Fenster im zweiten Stock! rief plötzlich Herr Maffre in Begeisterung; man sieht links ganz deutlich ein brennendes Bett. Die Vorhänge sind gelb, sie flammen auf wie Papier.

Herr Péqueur des Saulains kam im kurzen Galopp zurück, um die Gesellschaft zu beruhigen. Eine Panik trat ein.

— Die Flammen, meldete er, werden vom Winde nach der Unterpräfektur getragen; aber sie verlöschen in der Luft. Es ist keine Gefahr vorhanden. Man ist Herr des Feuers.

— Aber, fragte Frau de Condamin, weiß man denn, wie das Feuer entstanden ist?

Herr de Bourdeu behauptete, daß er zuerst eine große Rauchwolke aus der Küche habe dringen sehen. Herr Maffre dagegen behauptete, daß die Flammen zuerst in einer Kammer des ersten Stocks sichtbar geworden seien. Der Unterpräfekt neigte den Kopf mit einer Miene offizieller Klugheit; dann sagte er mit halblauter Stimme:

— Ich glaube, daß dem Unglücksfall die Böswilligkeit nicht fremd ist. Ich habe schon eine Untersuchung angeordnet.

Und er erzählte, daß ein Mann gesehen worden sei, der das Feuer mit einem Rebenholzgebüsch angezündet hätte.

— Ja! das hab' ich auch gesehen! unterbrach ihn Aurélie Rastoil. Herr Mouret ist's gewesen!

Das verursachte eine außerordentliche Bewegung. Die Sache war ja unmöglich. Herr Mouret aus dem Irrenhause entflohen und Brandstifter seines eigenen Hauses: welch' ein entsetzliches Drama! Und man überhäufte Aurélie mit Fragen. Sie wurde rot, während ihre Mutter sie streng ansah. Es wäre nicht passend, daß ein junges Mädchen sich nächtlicherweile an die Fenster setze!

— Ich versichere Sie, ich habe Herrn Mouret genau erkannt, ergriff sie wieder das Wort. Ich konnte nicht schlafen; da bin ich aufgestanden, als ich einen großen Lichtschein erblickte. Herr Mouret tanzte mitten im Feuer.

Der Unterpräfekt sprach sich aus.

— Gewiß! das Fräulein hat recht. Ich erkenne den Unglücklichen jetzt. Er war so schrecklich, daß ich ganz verblüfft worden bin obwohl mir die Gestalt nicht unbekannt war. Ich bitte Sie um Verzeihung, der Fall ist sehr ernst; ich muß einige Befehle erteilen.

Er ging von neuem fort, während die Gesellschaft dieses furchtbare Abenteuer erörterte: ein Hausbesitzer, der seine Mietsleute verbrannte!

Herr de Bourdeu ereiferte sich gegen die Irrenhäuser. Die Überwachung würde auf eine durchaus unzureichende Weise geübt. In Wahrheit zitterte Herr de Bourdeu davor, in dem Brande die Präfektur aufgehen zu sehen, welche der Abbé Faujas ihm verheißen hatte.

— Die Narren stecken voll von Rachsucht und Böswilligkeit, meinte Herr von Condamin.

— Dieses Wort brachte die Gesellschaft in Verlegenheit. Das Gespräch wurde kurz abgebrochen. Die Damen bekamen ein leichtes Gruseln, während die Herren eigentümliche Blicke wechselten. Das

brennende Haus gewann bedeutend an Interesse, seitdem die Gesellschaft die Hand kannte, welche das Feuer angelegt hatte.

— Wenn der Papa Mouret drinnen steckt, so macht's ihrer fünf, meinte Herr von Condamin wieder, den aber die Damen zum Schweigen brachten mit dem Vorwurfe, daß er ein fürchterlicher Mensch sei.

Vom Beginn des Brandes an schauten Paloques aus dem Fenster ihrer Eßstube. Die Frau des Friedensrichters kam schließlich hinunter, um den Damen Rastoil sowohl, wie den Personen der Umgebung ihre Gastfreundschaft anzubieten.

— Man sieht von unseren Fenstern ausgezeichnet, meinte sie; und als die Damen es ablehnten, setzte sie hinzu: — Aber Sie werden sich erkälten! die Nacht ist sehr frisch.

Madame de Condamin lächelte, während sie ihre Füßchen, die sie bis zum Rockrande sehen ließ auf das Pflaster setzte.

— Ach, was denn! uns ist nicht kalt, antwortete sie. Mir brennen die Füße! ich fühle mich sehr wohl. Ist Ihnen etwa kalt, Fräulein?

— Mir ist's zu heiß, beteuerte Aurélie; es ist ja wie in einer Sommernacht. Dieses Feuer heizt ja ganz ausgezeichnet.

Jedermann erklärte, daß es herrlich sei im Freien; und Frau Paloque entschloß sich zum Bleiben, nahm ebenfalls Platz in einem Fauteuil. Herr Maffre hatte sich verabschiedet; er hatte mitten in der Menge seine beiden Söhne in Gesellschaft von Guillaume Porquier bemerkt, die alle drei ohne Halsbinde aus einem Hause hinter den Wällen herzugerannt waren, um das Feuer zu sehen. Der Friedensrichter, welcher genau wußte, daß er die Thür hinter ihnen zweimal herumgeschlossen hatte, führte Alphonse und Ambroise an den Ohren vom Platze.

— Ich dächte, man ginge zu Bett, meinte Herr de Bourdeu, dessen Mißstimmung wuchs.

Herr Péqueur des Saulains war wieder sichtbar geworden; er war unermüdlich, ohne jedoch, trotz der tausenderlei Sorgen, die auf ihm lasteten, die Damen zu vergessen. Er trat lebhaft auf Herrn

Delangre zu, welcher aber aus der Sackgasse des Chevillottes trat. Sie plauderten mit leiser Stimme. Der Maire mußte irgend einem furchtbaren Auftritte beigewohnt haben. Er strich sich mit der Hand über das Gesicht, als suche er, das entsetzte Bild, das ihn verfolgte, von den Augen wegzujagen. Die Damen hörten bloß, wie er leise sagte: „Wir sind zu spät gekommen! Es ist grausig! grausig!" Er verweigerte jeder Frage die Antwort.

— Bloß Herr de Bourdeu und Delangre beklagen den Abbé, flüsterte Herr de Condamin Frau Paloque zu.

— Sie haben Geschäfte mit ihm, antwortete diese ruhig. Sehen Sie doch! da kommt Abbé Bourrette — der weint aus edlem Herzen.

Der Abbé Bourrette, welcher mit in der Kette gestanden, schluchzte laut. Der arme Mensch hörte auf keine Tröstung. Er mochte sich unter keiner Bedingung auf einen Stuhl setzen; er blieb stehen mit irren Blicken und sah die letzten Balken verglimmen. Man hatte auch den Abbé Surin bemerkt; aber dieser war verschwunden, nachdem er von Gruppe zu Gruppe die im Umlauf befindlichen Gerüchte vernommen hatte.

— Legen wir uns nieder! wiederholte Herr de Bourdeu. Es ist dumm, bis zu Ende zu verweilen.

Die ganze Gesellschaft erhob sich. Es wurde abgemacht, daß Herr und Frau Rastoil nebst Fräulein Tochter die Nacht bei Paloques zubringen sollten. Madame de Condamin brachte durch leichte Klapse ihren zerknitterten Rock in Ordnung. Man rückte die Sessel fort, blieb einen Augenblick stehen, um sich gute Nacht zu wünschen. Die Spritze ächzte noch immer, das Feuer erblaßte inmitten eines schwarzen Rauches; man vernahm nur noch das schwächer werdende Getrampel der Menge, und hie und da einen verspäteten Axthieb eines Feuerwehrmannes.

— Es ist zu Ende, dachte Macquart, welcher das jenseitige Trottoir nicht verlassen hatte.

Er blieb jedoch noch eine Weile stehen, um die letzten Worte

zu hören, welche Herr de Condamin mit Frau Paloque halblaut wechselte

— Pah! meinte die Frau des Richters; es wird ihn niemand beweinen, außer diesem großen Schafskopf von Bourrette. Er war unerträglich geworden; wir waren samt und sonders seine Sklaven. Seine Hochwürden werden jetzt eine sehr vergnügte Stunde haben. Endlich ist Plassans wieder frei.

— Und Rougons, bemerkte Herr de Condamin, werden sich auch ins Fäustchen lachen, den Mann, der ihnen Plassans streitig zu machen anfing, auf so billige Weise losgeworden zu sein!

Macquart ging mißvergnügt fort. Er fürchtete schließlich, der Gefoppte gewesen zu sein. Die Freude von Rougons machte ihn verwirrt. Rougons waren böse Leute, die immer ein doppeltes Spiel spielten und mit denen man zuletzt trotz allem immer der Bestohlene war. Als er über den Platz der Unterpräfektur schritt, verschwor er sich hoch und teuer, nie mehr, wie diesmal, unter der Decke zu spielen.

Als er nach dem Zimmer hinaufschritt, in welchem Martha im Sterben lag, fand er Rose auf einer Treppenstufe sitzend. Sie war ganz außer sich und rief im hohen Zorn:

— Nein, ganz gewiß mag ich nicht in der Kammer bleiben! ich mag dergleichen Dinge nicht sehen! Soll sie sterben ohne mich! ich liebe sie nicht mehr; ich liebe niemand mehr! Und den Kleinen muß ich herholen, damit er einer solchen Szene beiwohne! Ich möchte mich ums Leben bringen aus Ärger darüber! Er war weiß wie sein Hemd, der Cherub! Ich hab ihn vom Seminar hierher schleppen müssen. Ich hab' geglaubt, er stirbt mir unterwegs, soviel hat er geweint. Ist das ein Jammer! Und jetzt ist er drin, sie zu umarmen! Mir macht's eine Gänsehaut, das zu sehen! Ich wünschte, das Haus bräche uns allen über dem Kopfe zusammen, damit's mit einem Male ganz aus wäre! Ich will mich in ein Loch verkriechen, will ganz für mich allein leben, mag niemals mehr einen Menschen sehen! niemals, niemals! Das ganze Leben ist bloß da zum Weinen und zum Ärgern!

Macquart trat in das Zimmer. Frau Rougon lag auf den Knieen und barg das Antlitz in beiden Händen, während Serge vor dem Bette stand, mit thränenüberströmten Wangen, den Kopf der Sterbenden haltend. Sie hatte das Bewußtsein noch nicht wiedererlangt. Die letzten Lichter des Feuerbrandes erhellten das Zimmer mit einem roten Widerschein.

Ein Schluchzen schüttelte Martha. Sie öffnete die verwunderten Augen, setzte sich auf ihrem Lager in die Höhe, um sich umzusehen. Dann faltete sie mit einem unsäglichen Entsetzen die Hände; sie verschied, in der roten Halle Serge's Soutane erblickend.

A. Warschauers Buchdruckerei, Berlin W.